
MIGRATION UND KOMPLEXE BEHINDERUNG

Eine qualitative Studie zu Lebenswelten von Familien
mit einem Kind mit Komplexer Behinderung und
Migrationshintergrund in Deutschland

Inauguraldissertation
zur
Erlangung des Doktorgrades
der Humanwissenschaftlichen Fakultät
der Universität zu Köln
nach der Promotionsordnung vom 10.05.2010

vorgelegt von Julia Halfmann,
geboren in Herne

Köln, Februar 2012

Erstgutachterin: Prof. Dr. Barbara Fornefeld, Universität zu Köln

Zweitgutachter: Prof. Dr. Markus Dederich, Universität zu Köln

Diese Dissertation wurde von der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im Juni 2012 angenommen.

DANKSAGUNG

An erster Stelle möchte ich mich ganz besonders herzlich bei den Familien bedanken, die sich bereit erklärt haben, an der Studie teilzunehmen, für ihre Zeit und ihre ausführlichen Erzählungen, die das Kernstück der vorliegenden Forschungsarbeit bilden.

Prof. Dr. Barbara Fornefeld danke ich für die Möglichkeit zu promovieren, ihre vielseitige Unterstützung und interessierte Begleitung und Beratung, für die nötigen Freiräume zur Bearbeitung der Thematik und die Begutachtung der Dissertation. Prof. Dr. Markus Dederich danke ich für die unkomplizierte Begleitung als Zweitgutachter, die hilfreichen Anregungen und Ratschläge und ebenfalls für die Begutachtung meiner Arbeit. Der Friedrich-Ebert-Stiftung danke ich für das Stipendium, das es mir ermöglichte, intensiv an meinem Dissertationsvorhaben zu arbeiten. Dr. Werner Schlummer danke ich für seine Hilfsbereitschaft und Unterstützung sowie für das Korrekturlesen weiter Teile meiner Dissertation. Sophia Falkenstörfer danke ich für die viele, viele Zeit, die sie sich für mich und meine Arbeit genommen hat, fürs Zuhören und Mitdenken, für die zahlreichen wertvollen Diskussionen, ihre Fähigkeit zu motivieren und das detaillierte Korrekturlesen. Ich freue mich über die Menschen in meinem Leben – meine Eltern, Geschwister und Freunde –, die während der Promotionszeit auf ganz unterschiedliche Weise für mich da waren und mich unterstützt haben. Ihnen danke ich für stets offene Ohren, Zuspruch, Ablenkung, Freiräume, Diskussionen, Entscheidungshilfen und vieles mehr. Tarik Gasmi danke ich von Herzen für die zahlreichen Stunden, in denen er mir geduldig zugehört, sich mit meinen Fragen und Zweifeln auseinandergesetzt, mich unterstützt und aufgebaut hat, für das Korrekturlesen meiner Arbeit und dafür, dass er immer für mich da ist.

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	1
1 ANNÄHERUNG AN DEN UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND.....	8
1.1 Migration.....	9
1.2 Migration und Behinderung – aktueller Stand der Diskussion	18
1.3 Komplexe Behinderung.....	29
1.4 Forschungsdesiderate und Konsequenzen für die Studie	39
2 WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE UND METHODISCHE GRUNDLAGEN DER STUDIE	43
2.1 Die »Strukturen der Lebenswelt« nach ALFRED SCHÜTZ – Erkenntnistheoretische Grundannahmen	44
2.2 Methodologische und methodische Grundlagen	53
2.2.1 Rekonstruktive Biographieforschung.....	56
2.2.2 Das autobiographisch-teilnarrative Interview.....	59
2.2.3 Das integrative textthermeneutische Analyseverfahren	65
2.2.4 Rekonstruktive Sozialforschung im Kontext interkultureller Studien	72
3 ANALYSEERGEBNISSE DER FALLSTUDIEN	75
3.1 Familie Günes – Türkei	77
3.1.1 Biographie	77
3.1.2 Analyseergebnisse – biographisch strukturiert.....	78
3.1.3 Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie....	101
3.2 Familie Barbarez – Bosnien und Herzegowina	103
3.2.1 Biographie	104
3.2.2 Analyseergebnisse – biographisch strukturiert.....	105
3.2.3 Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie....	125

3.3	Familie Gomes – Portugal	127
3.3.1	Biographie	127
3.3.2	Analyseergebnisse – biographisch strukturiert.....	128
3.3.3	Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie....	149
3.4	Familie Torres – Chile.....	150
3.4.1	Biographie	151
3.4.2	Analyseergebnisse – biographisch strukturiert.....	152
3.4.3	Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie....	174
3.5	Zentrale Motive im Kontext von Migration und Behinderung	176
4	THEORETISCH-PRAKTISCHE EINORDNUNG DER EMPIRISCHEN ERGEBNISSE	183
4.1	Zusammenführung der empirischen Ergebnisse der Fallstudien	184
4.2	Migration und Behinderung im Kontext der Behindertenhilfe	196
4.2.1	Die Behindertenhilfe auf der Ebene der Fallstudien.....	197
4.2.2	Barrieren der Inanspruchnahme der Behindertenhilfe.....	199
4.2.3	Perspektiven für die Behindertenhilfe	202
4.3	Konsequenzen für die weitere Forschung.....	215
5	RESÜMEE UND AUSBLICK	219
	LITERATURVERZEICHNIS	229
	ANHANG	243
I.	Interviewleitfaden.....	243
II.	Kurzfragebogen.....	250
III.	Das gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT).....	251
IV.	Glossar.....	252

EINLEITUNG

»*Wir behandeln alle gleich!*« Diese Einstellung ist in sozialen Einrichtungen weit verbreitet und erweckt angesichts des Postulats der Gleichheit den Anschein gerechten und moralisch unangreifbaren Handelns in Bezug auf den Umgang mit Menschen mit Migrationshintergrund (vgl. SCHRÖER 2007, 47). Sie soll zumeist als Ausdruck einer kritischen Stellungnahme in Bezug auf Interkulturalität verstanden werden, nach der Menschen mit Migrationshintergrund eben nicht in Anbetracht ihrer nationalen und kulturellen Herkunft eine gesonderte Betrachtung und Behandlung erfahren. Eine solche Stellungnahme resultiert vielfach aus Sorge, den Eindruck zu erwecken, Menschen auf ihre Ethnizität zu reduzieren und damit zu diskriminieren oder, im Gegenteil, ihnen eine Sonderbehandlung zukommen zu lassen. So gut dies auch gemeint ist, werden dadurch jedoch bestehende kulturelle Unterschiede ignoriert und die Lebenswirklichkeit einzelner Personen und ihrer Familien verkannt.

Andererseits findet oftmals eine Überbetonung kultureller Unterschiede statt. Alltägliche (Problem-)Situationen im Kontakt zu Personen mit Migrationshintergrund werden vorschnell über kulturelle Zuschreibungen in Bezug auf das Herkunftsland bzw. die Herkunftskultur der Familien gedeutet und erklärt. Dies geschieht unter Bezugnahme auf – in sehr unterschiedlichem Maße vorhandenes – kulturspezifisches Wissen. Ein verengter Blick auf die Kultur birgt jedoch die Gefahr einer vorurteilsbehafteten Sichtweise in sich, die darüber hinaus oftmals mit bestimmten Erwartungshaltungen und entsprechenden Verhaltensmustern einhergeht. Diese beiden – wohlgemerkt extremen – Pole zeigen zu Beginn der Arbeit in plakativer Weise die verschiedenen Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund in sozialen Institutionen auf, die in einem breiten Spektrum vorzufinden sind.

Die Migrationsprozesse der letzten 50 Jahre haben innerhalb Deutschlands zur Entstehung einer kulturellen Vielfalt geführt und damit zur Veränderung der Bevölkerungsstruktur beigetragen. Durch diesen Veränderungsprozess wurden gesellschaftliche und bildungspolitische Debatten angestoßen, infolge derer grundlegende Reformen in öffentli-

chen Bereichen verlangt wurden, die durch wissenschaftliche Forschung begleitet werden müssen. Der Themenschwerpunkt Migration hat sich als bedeutungsvoller Zweig vieler Humanwissenschaften etabliert. In der Heil- und Sonderpädagogik¹, genauer gesagt der Geistig- und Schwerstbehindertenpädagogik, die im Zentrum der vorliegenden Forschungsarbeit steht, hat die Thematik bis heute wenig Relevanz. Die Forschungslage weist kaum wissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema auf.

Die Heil- und Sonderpädagogik hat die Aufgabe, sich dieser gesellschaftlichen Herausforderung zu stellen. Um den im Grundgesetz verankerten und im SGB IX – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen – detailliert festgelegten Rechtsansprüchen sowie den Leitprinzipien der Integration/Inklusion Rechnung zu tragen, muss sich die Heil- und Sonderpädagogik im Hinblick auf aktuelle gesellschafts- und bildungspolitische Entwicklungen stets selbst hinterfragen. Gegenwärtig gehört hierzu m.E. die Auseinandersetzung mit dem Phänomen *Migration und (Komplexe) Behinderung*. Mit der UN-Behindertenrechtskonvention liegt darüber hinaus ein international verbindliches Rechtsdokument zur Fixierung dieser Rechte vor. Darin heißt es in Artikel 30 (Absatz 4): »Menschen mit Behinderungen haben gleichberechtigt mit anderen Anspruch auf Anerkennung und Unterstützung ihrer spezifischen kulturellen und sprachlichen Identität [...]« (BUNDESBEHINDERTENBEAUFTRAGTER Okt. 2010, 47).

Für Personen mit einer geistigen bzw. komplexen Behinderung² ist es oftmals gang und gäbe, dass die Behinderung vom sozialen Umfeld als ›Dreh- und Angelpunkt‹ ihres Lebens angesehen wird. An ihr orientieren sich nahezu sämtliche Überlegungen für die Gestaltung der Lebensbereiche Wohnen, Schule, Arbeit, Freizeit etc. sowie im Kontext dessen erforderliche Unterstützungs- und Bildungsbedarfe. Der biographische Hintergrund gerät dabei oftmals aus dem Blickfeld der pädagogischen Profession. Belegt durch

¹ In der vorliegenden Arbeit wird der Terminus *Heil- und Sonderpädagogik* verwendet, der sowohl schulische (Sonderpädagogik) als auch außerschulische (Heilpädagogik) Wissenschafts- und Praxisfelder zusammenfasst. Wohl wissend, dass in Abgrenzung zu den genannten Begrifflichkeiten weitere Termini wie Behindertenpädagogik oder Rehabilitationspädagogik existieren, wird auf die diesbezüglich kontroversen wissenschaftsinternen Diskussionen hier nicht näher eingegangen (vgl. hierzu u.a. GRÖSCHKE 1997, 21).

² Unter dem von FORNEFELD (2008) geprägten Begriff der *Komplexen Behinderung* können hier zunächst Personen verstanden werden, die in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion zumeist als Menschen mit Schwer-, Schwerst- oder Mehrfachbehinderung bezeichnet werden, bevor in Kapitel 1.3 eine ausführliche Begriffsklärung vorgenommen wird.

die sehr überschaubare Anzahl an Veröffentlichungen kann festgehalten werden, dass die Lebenswelt von Migranten³ mit (Komplexer) Behinderung und deren Familien bisher nur wenig öffentliches Interesse findet und es auch aus wissenschaftlicher Perspektive noch immer an fundiertem empirischem Wissen zur Alltagssituation des Personenkreises fehlt (siehe hierzu u.a. FORNEFELD 2007a, 184; KAUCZOR 2002, 59). Hier existiert ein Forschungsdesiderat, das durch die vorliegende Studie bearbeitet wird. Die unzureichenden Kenntnisse über das Phänomen Migration und Behinderung gehen anscheinend einher mit einem Mangel an notwendigen adäquaten Maßnahmen, eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe zu gewährleisten. Obwohl für die letzten Jahre eine insgesamt positive Entwicklung bis in die Spitzen der Wohlfahrtsverbände zu konstatieren ist, die die interkulturelle Öffnung zunehmend als Querschnittsaufgabe sozialer Dienste und Einrichtungen erachten (vgl. GAITANIDES 2003, 4), wird für die Institutionen der Behindertenhilfe (mit Ausnahme der Förderschulen) vielfach auf eine Unterrepräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund hingewiesen (vgl. u.a. HOHMEIER 2003, 26; SEIFERT 2010, 249).

In verschiedenen Gesprächen mit Eltern mit Migrationshintergrund und Fachleuten der Behindertenhilfe⁴ wurde deutlich, dass in Bezug auf den Umgang miteinander auf beiden Seiten häufig ein hohes Maß an Unsicherheit und dem Gefühl des Missverstehens festzustellen ist. Aus Perspektive der Fachleute werden im Kontext dessen häufig zunächst Kommunikationsprobleme aufgrund geringer Kenntnisse der deutschen Sprache bei den Eltern angeführt. Darüber hinaus wird auf unterschiedliche kulturell geprägte Wahrnehmungs-, Deutungs- und Erklärungsmuster bspw. in Bezug auf Behinderung hingewiesen sowie auf die Hervorhebung differenter lebensweltlicher Aspekte und Bereiche, die als mehr oder weniger bedeutungsvoll erachtet und markiert werden (Relevanzsetzungen). Diese wiederum sind mit divergenten gegenseitigen Erwartungshaltungen verknüpft. Zu-

³ Im weiteren Verlauf der Arbeit wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit auf die Unterscheidung zwischen weiblicher und männlicher Schreibweise verzichtet und stattdessen ausschließlich die männliche Form verwendet. Hierunter sind weibliche und männliche Personen gleichermaßen zu verstehen.

⁴ Zum Beispiel auf den Treffen der »Forschungswerkstatt: Migration und Behinderung« – ein Arbeitskreis von betroffenen Eltern, Vertretern der Behindertenhilfe und Wissenschaftlern –, der seit 2008 an der Universität zu Köln stattfindet. Oder auf der Fachtagung »Migration und Behinderung. *Miteinander – Füreinander*«, die im Juli 2011 als Kooperationstagung der Universität zu Köln und den v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel in Bielefeld stattfand.

sammenfassend ist festzustellen, dass dem gegenseitigen Verstehen auf unterschiedlichen Ebenen eine große Bedeutung zukommt. Zur Entwicklung angemessener Konzepte für die Institutionen der Behindertenhilfe ist es daher notwendig, Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Komplexer Behinderung bzw. ihre Lebenswelt insoweit zu verstehen, dass Relevanzsetzungen und Bedarfe erfasst und Belastungen und Ressourcen als solche erkannt werden. Dafür müssen betroffene Familien am Diskurs beteiligt werden. An diesem Punkt setzt die Forschungsarbeit an.

Im Vordergrund der vorliegenden Untersuchung stehen Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Komplexer Behinderung. Unter dem Namen *Menschen mit Komplexer Behinderung* wird ein Personenkreis ins Licht gerückt, der nach FORNEFELD eine »Randgruppe« (2008, 14) darstellt, die in Anbetracht gegenwärtiger Diskussionen um Integration/Inklusion, Teilhabe, Selbstbestimmung etc. zunehmend aus dem Blick der Heil- und Sonderpädagogik gerät. Dieser Umstand und die gleichzeitig wachsende Population von Menschen mit Komplexer Behinderung zeigen die Notwendigkeit der Wahrnehmung ihrer Bedarfe und der ihrer Familien auf. Die in dieser Arbeit vorgenommene Eingrenzung des Personenkreises erscheint auch deshalb bedeutsam, weil in Abgrenzung zu anderen Personen die thematischen Schwerpunktsetzungen divergieren und sich die Bedarfslagen voneinander unterscheiden. So werden Diskussionsschwerpunkte wie die Bildungsbenachteiligung von Schülern mit einer sogenannten leichten kognitiven Beeinträchtigung oder dem Förderschwerpunkt Lernen innerhalb der vorliegenden Studie ausgeklammert.⁵

Das Erkenntnisinteresse der Arbeit liegt in Anbetracht der vorangestellten Ausführungen im Verstehen der Lebenswelten von Familien mit Migrationserfahrungen und einem Kind mit Komplexer Behinderung. Ziel der Forschung ist es, anhand exemplarisch-biographischer Einzelfälle aus der Perspektive betroffener Eltern subjektive Relevanzsetzungen und Relevanzsysteme nachzuzeichnen bzw. zu rekonstruieren. Im Hinblick auf Ressourcen und Bedarfe der Familien werden »typische« Muster im Verhältnis von Migra-

⁵ Diesbezüglich wird u. a. davon ausgegangen, dass Fehldiagnosen, die »um die Sprachkenntnisse der Kinder und Erklärungsmuster in Bezug auf die fremde Herkunftskultur« (GOMOLLA/RADTKE 2009, 92) zentrieren, zu nicht adäquaten Zuweisungen zu Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Lernen und geistige Entwicklung führen.

tion und Komplexer Behinderung konzeptionell herausgearbeitet und – wo dies möglich ist – Gemeinsamkeiten und Differenzen dargestellt. Hieraus ergibt sich für die Untersuchung folgende Fragestellung:

Wie deuten Eltern mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Komplexer Behinderung die Faktoren Migration und Behinderung im Kontext ihrer Biographie? Und: Welche subjektiven Relevanzsetzungen bzw. Relevanzsysteme lassen sich identifizieren und welche Ressourcen und Bedarfe können daraus möglicherweise abgeleitet werden?

In Anbetracht des bislang noch wenig strukturierten Gegenstandsbereiches von Migration und Behinderung bildet die explorative Studie eine Forschungsgrundlage (vgl. LAMNEK 2005, 90) mit der Möglichkeit, spezifizierte Forschungsfragen für die Heil- und Sonderpädagogik zu entwickeln. Das Ziel der Arbeit, darauf sei in Anbetracht bisheriger Auseinandersetzungen mit der Thematik bereits an dieser Stelle hingewiesen, liegt dabei nicht in der Identifizierung kulturspezifischer Besonderheiten. Aufgrund dessen wird bewusst darauf verzichtet, Eltern nur eines Herkunftslandes in die Studie einzubeziehen.

Die Themen- bzw. Fragestellung weist einen hohen Komplexitätsgrad auf, der auf unterschiedlichen Ebenen in Erscheinung tritt. Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Migration und Behinderung muss eine Vielfalt von Disziplinen und Forschungsansätzen sowie – für den empirischen Teil der Arbeit – Besonderheiten im Kontext interkultureller Studien zur Kenntnis genommen werden. Die vorliegende Forschungsarbeit bewegt sich insbesondere im wissenschaftlichen Bezugsrahmen von Heilpädagogik und Soziologie und tangiert darüber hinaus weitere (Teil-)Disziplinen wie Kulturwissenschaft, Ethnologie, Migrationsforschung, Schwerstbehindertenforschung, internationale und vergleichende Heil- und Sonderpädagogik, verstehende Sozialforschung, phänomenologische Soziologie (Lebensweltansatz), Biographieforschung, Identitätsforschung und Familiensoziologie. Aus den genannten anteiligen Disziplinen – und über diese hinaus – ergeben sich zahlreiche interessante Möglichkeiten einer interdisziplinären Vernetzung mit verschiedenen theoretischen und methodischen Zugängen zum Gegenstandsbereich. Gleichzeitig ist es aufgrund der bestehenden Vielfalt unvermeidbar, Theorien und Ansätze zu vernachlässigen bzw. unberücksichtigt zu lassen (vgl. auch AUERNHEIMER 2005, 54).

Im *ersten Kapitel* der Arbeit erfolgt eine Annäherung an den Untersuchungsgegenstand, indem zunächst begriffliche und inhaltliche Aspekte von Migration betrachtet werden. Es folgt eine Abgrenzung verschiedener Personengruppen im Kontext von Migration und Behinderung und anschließend die Darstellung der aktuellen Diskussionen um das Themenfeld unter Berücksichtigung von Menschen mit geistiger und komplexer Behinderung. Nachdem der Begriff der komplexen Behinderung nach FORNEFELD (2008) daraufhin näher in den Blick genommen wird, werden aus den vorangegangenen Ausführungen abschließend Forschungsdesiderate für die Heil- und Sonderpädagogik aufgezeigt und Konsequenzen für die vorliegende Studie abgeleitet.

Die wissenschaftstheoretischen und methodischen Grundlagen der Studie werden im *zweiten Kapitel* dargestellt. Das sozialphänomenologische *Lebensweltkonzept* nach SCHÜTZ bildet als erkenntnistheoretische Grundlage die Folie, vor der menschliches Denken und Handeln – hinsichtlich des empirischen Teils der Studie – gedeutet wird. Das zweite Unterkapitel bildet den empirischen Teil der Arbeit ab, die mit einem verstehenden Zugang zum Gegenstandsbereich einen qualitativen Forschungsansatz verfolgt. Es werden methodologische Aspekte sowie die einzelnen Elemente des methodischen Vorgehens dargestellt und deren jeweilige Bedeutung für die Forschungsarbeit herausgestellt. Hierzu zählen die *Grundzüge qualitativer Sozialforschung* im Allgemeinen und die *interpretative bzw. rekonstruktive Biographieforschung* im Besonderen, die Erhebungsmethode des *autobiographisch-teilnarrativen Interviews* und die Auswertungsmethodik des *integrativen texthermeneutischen Analyseverfahrens*. Nach einer detaillierten Beschreibung des konkreten Vorgehens, d.h. der Darstellung des empirischen Forschungsprozesses, werden Besonderheiten im Hinblick auf interkulturelle Studien thematisiert.

Das *dritte Kapitel* bilden die Darstellungen der Forschungsergebnisse, die im Kontext separater Analysedokumentationen als detaillierte biographisch strukturierte Rekonstruktionen von vier teilnarrativen Interviews dargestellt werden. Ein besonderes Augenmerk wird im abschließenden Unterkapitel auf die zentralen Ergebnisse der Untersuchung gelegt, die Zusammenhänge von Migration und Behinderung aufweisen.

Die theoretische Einordnung der empirischen Forschungsergebnisse sowie deren Bedeutung für das Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem⁶ werden im *vierten Kapitel* der Arbeit erörtert. Nachdem bis dahin eine stark an den Einzelfällen orientierte Ergebnispräsentation im Vordergrund steht, erfolgen in diesem Kapitel eine Strukturierung und Bündelung der Ergebnisse und eine Loslösung der in sich geschlossenen Einzelfälle sowie der biographischen Strukturierung. Das Kapitel schließt mit der Darstellung von Konsequenzen, die sich aus den Ergebnissen der Studie für die weitere Forschung im Themenfeld Migration und Behinderung ableiten lassen.

Den Schluss bilden im *fünften Kapitel* ein Resümee der Forschungsergebnisse und ein Ausblick. Zunächst werden zentrale Ergebnisse und Kerngedanken zusammengefasst und in einen Gesamtzusammenhang gebracht. Als Ausblick werden aus den Ergebnissen der vorliegenden Studie Konsequenzen für die Konzeptentwicklung eines Beratungs- und Unterstützungsangebotes für Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit (Komplexer) Behinderung abgeleitet.

⁶ Im Folgenden sind mit dem Begriff des *Hilfesystems* alle zur Verfügung stehenden Hilfs- und Unterstützungsmaßnahmen im Kontext von Behinderung gemeint (Gesundheitssystem, Kranken- und Pflegeversicherung, medizinische und therapeutische Einrichtungen etc.). In Abgrenzung dazu meint *Behindertenhilfe* jene Einrichtungen, die sich mit ihren Hilfs- und Beratungsangeboten ausschließlich an Menschen mit Behinderung richten (z.B. Beratungsstellen, Frühförderung, heil- und sonderpädagogische Kindergärten, Förderschulen, Wohn- und Betreuungsangebote, Werkstätten für behinderte Menschen).

1 ANNÄHERUNG AN DEN UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND

Einleitend wurde bereits auf die Vielschichtigkeit des Untersuchungsgegenstandes *Migration und Behinderung* hingewiesen. Der hohe Komplexitätsgrad macht es für die vorliegende Forschungsarbeit erforderlich, die Thematik zunächst weitgehend zu entflechten und ihre Inhalte auf das Wesentliche und für die Untersuchung Grundlegende zu reduzieren.

Im Sinne eines qualitativen Forschungsansatzes, wie er in der vorliegenden Forschungsarbeit verfolgt wird (vgl. hierzu Kapitel 2.2), wird in diesem Grundlagenkapitel weitgehend darauf verzichtet, bereits bestehende Theorien und Konzepte hinsichtlich der beschriebenen Themenschwerpunkte einzubeziehen. Dieses Vorgehen hat das Ziel, den Blick auf den Forschungsgegenstand vor Beginn des Analyseprozesses nicht zu verstellen. Trotz der Übereinstimmung mit MEINEFELD, dass die gelegentlich vorzufindende »Idealisierung der Unvoreingenommenheit« (2008, 269) erkenntnistheoretisch nicht haltbar ist, d.h., dass theoretisches Hintergrundwissen nie gänzlich ausgeblendet werden kann, soll ein solches Vorwissen jedoch so lange und so weit wie möglich zurückgehalten bzw. reflexiv kontrolliert werden, um für die subjektiven Relevanzsetzungen der Befragten im empirischen Teil der Forschungsarbeit offen zu bleiben (vgl. KRUSE 2008, 11). Eine mit den Forschungsergebnissen adäquate thematisch-theoretische Einordnung erfolgt erst im Anschluss an den empirischen Teil der Arbeit.

1.1 Migration

Der Begriff *Migration* ist zurückzuführen auf das lateinische Wort *migratio*, das übersetzt *Wanderung* bedeutet. Im klassischen Sinne umfasst der Terminus der *internationalen Migration*⁷ die Prozesse der Ab- bzw. Auswanderung (Emigration) aus einem Land und die Zu- bzw. Einwanderung (Immigration) in ein anderes Land. Als zentrale Elemente zahlreicher soziologischer Definitionen, die den Begriff unterschiedlich weit bzw. eng fassen, können die Aspekte des Wechsels und der Bewegung herausgestellt werden (vgl. TREIBEL 2008b, 19). TREIBEL unternimmt eine zunächst weit gefasste Begriffsbestimmung, die besagt: »Migration ist der auf Dauer angelegte bzw. dauerhaft werdende Wechsel in eine andere Gesellschaft bzw. in eine andere Region von einzelnen oder mehreren Menschen« (2008b, 21). Eine jeweilige Spezifizierung ermöglicht die Entwicklung von Typologien, in Anbetracht derer nach zeitlichen und räumlichen Aspekten, den Wanderungsursachen bzw. -gründen sowie dem Aspekt des Umfanges der Migration unterschieden werden kann. Bezüglich der räumlichen Dimensionen kann unterschieden werden zwischen Binnenwanderung, also Wanderung innerhalb eines Landes oder auch einer Stadt, und internationaler Migration über die Grenzen eines Landes hinaus, die wiederum unterschieden werden kann in kontinentale und interkontinentale Wanderung. Im Hinblick auf das Kriterium Zeit kann eine Wanderung temporär bzw. begrenzt oder dauerhaft sein.

Wanderbewegungen sind kein neues Phänomen, sondern zählen in ganz unterschiedlichen Formen zur Kulturgeschichte der Menschheit. Mit der Industrialisierung und der Bildung von Nationalstaaten haben die sogenannten modernen Migrationsbewegungen begonnen. Besonders die zunehmende Internationalisierung und Globalisierung gegen Ende des 20. Jahrhunderts hat eine weltweit verstärkte Migrationsbewegung zur Folge. Die daraus resultierenden demografischen Veränderungen drücken sich in einer zunehmend heterogenen Bevölkerung vieler Länder aus, die adäquate politische, sozialpolitische und wissenschaftliche Reaktionen der Einwanderungsländer erfordern. Unter ande-

⁷ Der im Folgenden verwendete Begriff der *Migration* meint stets, wie im allgemeinen Sprachgebrauch üblich, eine internationale Migration.

rem innerhalb Deutschlands sind diesbezüglich über einen langen Zeitraum hinweg große Versäumnisse festzustellen. Etwa gegen Ende der 1990er Jahre intensivierten sich die Bemühungen um die in Deutschland lebenden Einwanderer und die Auseinandersetzungen mit den Folgen von Einwanderung (vgl. NUSCHELER 2004, 135). Der Themenkomplex Migration rückte damit zunehmend in das gesellschaftliche Bewusstsein und wurde zu einer wichtigen gesellschaftspolitischen und auch wissenschaftlichen Herausforderung der Gegenwart.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik Migration erfolgt mehrperspektivisch und interdisziplinär – innerhalb der Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Geographie, Politikwissenschaft, Philosophie, Kulturanthropologie und Ethnographie, Psychologie, Erziehungswissenschaft, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft etc. (vgl. TREIBEL 2008b, 17 f.). Die hier im Vordergrund stehende soziologische Forschung befasst sich gegenwärtig vornehmlich mit den individuellen und gesellschaftlichen Ursachen und Folgen von Migrationsprozessen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, etwa nach Ende des Zweiten Weltkrieges (vgl. OSWALD 2007, 15). In Deutschland werden diesbezüglich insbesondere drei Hauptgruppen von Migranten unterschieden, die im 20. und 21. Jahrhundert eingewandert und für derzeitige gesellschaftspolitische und sozialwissenschaftliche Fragen von Bedeutung sind:

- (1) Die erste Gruppe bilden die Vertriebenen, Flüchtlinge und Über- oder Aussiedler deutscher Volkszugehörigkeit aus den Siedlungsgebieten des Deutschen Reiches vor 1937, die nach dem Zweiten Weltkrieg, also ab 1945, nach Deutschland kamen.
- (2) Den zweiten Hauptstrom von Einwanderern erlebte die Bundesrepublik durch die Arbeitsmigration der sogenannten Gastarbeiter in den 1950er und 60er Jahren.
- (3) Die dritte Gruppe bilden die Flüchtlinge aus Kriegs- und Krisengebieten und/oder politisch, ethnisch sowie aufgrund von Religionszugehörigkeit Verfolgte (vgl. MERZ-ATALIK 2007a, 152).

In der Migrationsforschung kann es jedoch mittlerweile als Konsens angesehen werden, dass verschiedene Begriffe wie Arbeits- und Fluchtmigration eine idealtypische Trennung darstellen, d.h. lediglich Hilfskonstruktionen mit fließenden Übergängen sind (vgl. TREIBEL 2008b, 21).

Zu den Gründen von Migration zählt HAN »eine Vielzahl zusammenhängender Ursachen [...] kultureller, politischer, wirtschaftlicher, religiöser, demographischer, ökologischer, ethnischer und sozialer Art« (2000, 8). Darüber hinaus lassen sich nach PRIES (vgl. 2010, 479) grundsätzlich zahlreiche unterschiedliche Formen internationaler Migration unterscheiden. Hierzu gehören u.a. Differenzierungen zwischen Nah- und Fernwanderung; saisonaler und dauerhafter Migration; individueller und Gruppenwanderung; Siedlungs-, Arbeits- und Fluchtmigration; geplanter bzw. freiwilliger und ungeplanter bzw. unfreiwilliger Wanderung; legaler und illegaler Migration sowie ökonomischer, politischer oder religiös motivierter Migration. Auch PRIES konstatiert, dass die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen bzw. Typen zumeist fließend und bestimmte Unterscheidungen durchaus fragwürdig sind, wie bspw. die zwischen *unfreiwilliger* und *freiwilliger* Migration. Während zur Ersten politische Verfolgung, Kriege oder Naturkatastrophen gezählt werden, erfolgt die freiwillige Migration bspw. aus ökonomischen Gründen, mit dem Ziel, bessere Erwerbsbedingungen zu finden. Hier stellt sich jedoch u.a. die Frage, inwieweit Arbeitsmigration grundsätzlich als freiwillig bezeichnet werden kann, liegen ihr doch oftmals strukturelle Zwänge zugrunde, infolge derer einige Menschen das Verlassen ihrer Heimat als einzige Möglichkeit sehen.⁸

Im Zentrum der vorliegenden Untersuchung stehen Personen bzw. Familien mit einem *Migrationshintergrund*. Der Begriff des Migrationshintergrundes ist in Wissenschaft und Politik ein seit langem geläufiger Terminus, der sich auch im allgemeinen Sprachgebrauch, insbesondere in den Medien, zunehmender Verwendung erfreut. Er ist zunächst von dem lange Zeit gebräuchlichen Begriff des Ausländers abzugrenzen, mit dem in Deutschland lebende Personen bezeichnet werden, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen (vgl. BAMF 2007, 156). Zu der Bevölkerungsgruppe der Menschen mit Migrationshintergrund zählen neben Ausländern auch Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit wie bspw. eingebürgerte Ausländer oder eingebürgerte Kinder von Ausländern sowie Spätaussiedler und Kinder von Spätaussiedlern (vgl. DESTATIS 2006, 9). Im Jahr 2005 wurde der Terminus durch das STATISTISCHE BUNDESAMT (kurz: DESTATIS) als

⁸ Zur vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Themenfeld der soziologischen Migrationsforschung sind u.a. die Grundlagen- bzw. Überblickswerke von HAN (2000), OSWALD (2007), PRIES (2010) und TREIBEL (2008b) zu nennen.

Ordnungskriterium eingeführt, um den Anteil der Personen mit Migrationshintergrund an der Gesamtbevölkerung in Deutschland zu quantifizieren. Nach Auffassung von Experten gibt diese Bevölkerungsgruppe besser Aufschluss über Art und Umfang des Integrationsbedarfes als die bis dahin im Blickpunkt der Analysen stehende Zahl der Ausländer in Deutschland (vgl. DESTATIS 2006, 73). Auf der Basis der im Mikrozensus⁹ erhobenen Daten wird folgende Abgrenzung der Personen mit Migrationshintergrund vorgenommen:

1. Ausländer
 - 1.1. Zugewanderte Ausländer
 - Ausländer der 1. Generation
 - 1.2. In Deutschland geborene Ausländer
 - Ausländer der 2. und 3. Generation
2. Deutsche mit Migrationshintergrund
 - 2.1. zugewanderte Deutsche mit Migrationshintergrund
 - deutsche Zuwanderer ohne Einbürgerung
 - eingebürgerte zugewanderte Ausländer
 - 2.2. nicht zugewanderte Deutsche mit Migrationshintergrund
 - eingebürgerte nicht zugewanderte Ausländer
 - Kinder zugewanderter Deutscher, die nicht eingebürgert wurden
 - Kinder zugewanderter oder in Deutschland geborener eingebürgerter ausländischer Eltern
 - Kinder ausländischer Eltern, die bei Geburt zusätzlich die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten haben (ius soli)
 - Kinder mit einseitigem Migrationshintergrund, bei denen nur ein Elternteil Migrant oder in Deutschland geborener Eingebürgerter oder Ausländer ist (BAMF 2007, 170).

Die beschriebenen Abgrenzungen lassen sich zur folgenden Definition zusammenfassen:

Zu den Menschen mit Migrationshintergrund zählen

alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil (DESTATIS 2010, 6).

⁹ »Der Mikrozensus ist die amtliche Repräsentativstatistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt, an der jährlich 1 % aller Haushalte in Deutschland beteiligt ist. Im Rahmen des Mikrozensus werden jährlich etwa 390.000 Haushalte mit rund 830.000 Personen befragt« (BAMF 2007, 170). Für den Zeitraum 2005–2012 wurden in das Programm des Mikrozensus einige neue Fragen aufgenommen, mit denen Erkenntnisse zu einem etwaigen Migrationshintergrund gewonnen werden können (vgl. DESTATIS 2009, 5).

Der Begriff setzt demnach weder voraus, dass eine Person selbst migriert sein muss, noch dass ein Wechsel der Staatsangehörigkeit vollzogen werden musste. Hinsichtlich der Zuschreibung eines Migrationshintergrundes zu einer Person stellt demnach nicht länger ausschließlich der Einzelne selbst – *Ausländer* oder *Migrant* –, sondern die Migrationsbiographie der Herkunftsfamilien das Kriterium dar und verweist so auf die soziologische Prägung des Begriffes (vgl. TREIBEL 2008a, 298). Diese Unterscheidung ist für die vorliegende Forschungsarbeit dahingehend relevant, dass auch hier die jeweils spezifischen Migrationsbiographien der Familien und nicht die eines einzelnen Familienmitgliedes im Zentrum der Untersuchung stehen. Auf der Grundlage der vorangestellten Definition haben sich weitere Begrifflichkeiten wie Zuwanderungshintergrund oder für Personen mit eigener Migrationserfahrung auch Zuwanderungsgeschichte herausgebildet, die in der vorliegenden Arbeit synonym verwendet werden.¹⁰

Vor dem Hintergrund der Begriffsbestimmungen zum Personenkreis der Menschen mit Migrationshintergrund werden im Mikrozensus seit 2005 jährlich detaillierte statistische Daten in Bezug auf den Anteil dieser Bevölkerungsgruppe erhoben. Nach den aktuellsten Zahlen, die sich auf das Erhebungsjahr 2008 beziehen, betrug der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland 15,6 Mio., d.h. 19 % der Gesamtbevölkerung, von denen wiederum 10,6 Mio. Menschen (12,9 % der Gesamtbevölkerung) eigene Migrationserfahrungen in ihren Biographien verzeichnen. Die bis 2005 lediglich statistisch erfasste Anzahl der in Deutschland lebenden Ausländer machte 2008 mit 7,3 Mio. (8,9 % der Gesamtbevölkerung) weniger als die Hälfte der Personen mit Migrationshintergrund aus (vgl. DESTATIS 2010, 7). Inwieweit diese Daten einen von Experten prognostizierten besseren Aufschluss über Art und Umfang des Integrationsbedarfes geben als die bislang im Blickpunkt der Analysen stehende Zahl der Ausländer (vgl. DESTATIS 2006, 73), bleibt vor dem Hintergrund bisher erreichter, nur schwer messbarer Integrationsfolge fraglich.

Fest steht jedoch, dass insbesondere Fragen nach (mangelnder) Integration von Personen mit Migrationshintergrund die gegenwärtigen gesellschaftspolitischen und auch wissen-

¹⁰ Der Begriff des Ausländers, der in Texten vor der Begriffsdefinition von 2005 verwendet wurde, wird im Folgenden auch in indirekten Zitaten beibehalten, um die ursprüngliche Aussage des Autors nicht zu verfälschen.

schaftlichen Diskussionen maßgeblich bestimmen. Mit der zunehmenden Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland¹¹ (vgl. BMFSFJ 2000, 18) und den damit einhergehenden Anforderungen an die Aufnahmegesellschaft rückt der Begriff der Integration zunehmend in das Zentrum der Debatten um Migration und wurde zum zentralen Schlagwort in Politik und Wissenschaft (vgl. TREIBEL 2008b, 60). BADE definiert den Integrationsbegriff folgendermaßen:

Integration kann man, unabhängig vom Migrationshintergrund, definieren als möglichst gleichberechtigte Partizipation an dem Chancenangebot in zentralen Bereichen der Gesellschaft. Diese Partizipation ist Ergebnis vor allem von entsprechender Teilhabe an Erziehung, Bildung und Ausbildung, die wiederum die Voraussetzung ist zur Teilhabe am wirtschaftlichen Leben im Allgemeinen und am Arbeitsmarkt im Besonderen (2008, 466 f.).

Nachdem auf gesellschaftspolitischer und insbesondere bildungspolitischer Ebene hinsichtlich der Integration von Personen mit Migrationshintergrund lange Zeit große Versäumnisse zu konstatieren waren, lassen sich gegenwärtig verstärkte Integrationsbemühungen der Bundesregierung feststellen.¹² Trotz aller Bemühungen und des im Grundgesetz verankerten Benachteiligungsverbots sind nach MERZ-ATALIK »kulturelle, muttersprachliche und ethnische Minderheiten in Deutschland nach wie vor hinsichtlich ihrer Bildungs-

¹¹ Die Einsicht, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, hat sich nur langsam durchgesetzt. Nach MEIER-BRAUN wurde in der »1999 veröffentlichten Broschüre der Bundesregierung zum neuen Staatsangehörigkeitsrecht [...] zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik [...] regierungsamtlich festgestellt: »Deutschland ist schon längst zum Einwanderungsland geworden«. In den Jahren 2001 bis 2004 entwickelte sich eine kontroverse und bisweilen dramatisch zu nennende Debatte um das Zuwanderungsgesetz. Mit großer Mehrheit verabschiedete der Bundestag schließlich [...] den Zuwanderungskompromiss« (MEIER-BRAUN 2006, 206).

¹² Hierzu zählen u. a.:

- die Schaffung des Amtes der *Integrationsbeauftragten*. Das Amt war zunächst als *Beauftragter zur Förderung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen* bzw. als *Beauftragter der Bundesregierung für Ausländerfragen* dem Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung zugeordnet (1978–2002), später dann dem Familienministerium (2002–2005). Seit 2005 ist das Amt des *Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration* im Kanzleramt als Staatsministerium angesiedelt und erfuhr dadurch eine deutliche Aufwertung.
- der seit 2006 jährlich stattfindende *Integrationsgipfel*. Eine Konferenz, in der Vertreter aus Politik, Medien, Migrantenverbänden sowie Arbeitgeberverbänden, Gewerkschaften und Sportverbänden im Berliner Kanzleramt zusammenkommen.
- die Erarbeitung eines *nationalen Integrationsplanes*. Dieser stellt die Integrationsinitiativen des Bundes, der Länder, der Kommunen und der Bürgergesellschaft erstmals auf eine gemeinsame Grundlage. Er wurde im Dialog von Vertretern aller staatlichen Ebenen, wichtigen nichtstaatlichen Organisationen und von Migrantenorganisationen erarbeitet. Das Programm wurde beim 2. Integrationsgipfel im Juli 2007 vorgestellt. (vgl. hierzu: www.bundesregierung.de, Stand: 05.12.2011)

Erwerbs- und Wohnsituation überproportional starken Benachteiligungen ausgesetzt und ihre politische Partizipation [...] ist noch nicht gewährleistet« (2007a, 153). TREIBEL konstatiert, dass sowohl in politischen Verlautbarungen als auch in den Medien Integration bis heute ausschließlich die *Anpassungsleistung* der Zugewanderten meint. Nach Deutschland migrierte Personen werden demnach nach ihrer »individuellen Integrationsbereitschaft und die verschiedenen Nationalitäten nach ihrer kulturell-herkunftsbedingten Integrationsfähigkeit«¹³ (TREIBEL 2008b, 62) beurteilt. BADE (vgl. 2008, 465) spricht diesbezüglich von der Beschwörung einer Integrationskrise, die durch Stichworte wie Ehrenmorde, Zwangsehen, Genitalverstümmelungen¹⁴ oder Parallelgesellschaften den Blick auf die Einwanderungsgesellschaft in Deutschland verstellt, und merkt ironisch an: »Als ob die Menschen mit Migrationshintergrund in diesem Land vorwiegend damit beschäftigt wären, abweichendes Verhalten zu pflegen, sich gegenseitig zu quälen und damit gruppenspezifische Spuren in der Kriminalstatistik zu hinterlassen« (BADE 2008, 465).

Integrationsforschung, so BADE (vgl. 2008, 465), konzentrierte sich in Deutschland mehr auf Konflikte und Desintegration. Gelungene Integration, so wie viele sie verstehen, zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie im Gegensatz zur nicht gelungenen Integration nun nicht mehr in Erscheinung tritt und somit keine besondere Beachtung mehr erfährt. BADE, der die Integration für gelungener hält, als es in der Öffentlichkeit dargestellt wird, nimmt die erstmalige statistische Aufbereitung der Darstellung von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland als Beleg für die selbige. Demnach hatte 2005, nach Einführung des Begriffes des Migrationshintergrundes, fast ein Fünftel (ca. 19%) der Bevölkerung Deutschlands einen Migrationshintergrund und »niemand hatte es vorher so recht bemerkt« (2008, 466).

¹³ Im weiteren Verlauf der Arbeit werden Hervorhebungen, wie sie im Originaltext erscheinen, stets übernommen, ohne dies am Ende eines jeden Zitates zu vermerken. Durch die Verfasserin vorgenommene Hervorhebungen innerhalb wörtlicher Zitate werden als solche gekennzeichnet: [Hervorh. d. Verf.].

¹⁴ Die genannten Punkte sind zweifelsohne existent und stellen nach dem deutschen Rechtsverständnis bzw. -system Straftaten dar. Sie dürfen weder bagatellisiert noch generalisiert werden (vgl. WIPPERMANN/FLAIG 2009, 9).

Nicht nur die Frage der Integration, sondern die Thematik der Migration insgesamt ist vordergründig oftmals einer problemzentrierten Sichtweise unterstellt (vgl. u.a. BADE 2008; WIPPERMANN/FLAIG 2009). Während nach ROTH und TERHART das Bild von Migrantenfamilien »zwischen den Extremen patriarchalischer Repressivität und Großfamilienromantik« (2010, 70) variiert und so die Lebenswirklichkeit der meisten Familien mit Zuwanderungsgeschichte verfehlt, konstatieren HAMBURGER und HUMMRICH (vgl. 2007, 113), dass aus einer Migrantenfamilie zu kommen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive stereotyp als Belastung angesehen wird. Nach BUKOW wird »das Differenzphänomen [...] nach wie vor als Differenzproblem betrachtet« (2003, 27). Ebenso sind in der Fachdebatte gegenläufige Positionen vertreten, nach denen Migration als »Ausdruck von moderner Lebensführung und die Eingebundenheit in eine Familie mit Migrationshintergrund als Möglichkeit, eine gesteigerte Reflexivität und eine erweiterte Handlungsfähigkeit zu entwickeln« (HAMBURGER/HUMMRICH 2007, 113), verstanden wird. Die häufig vorzufindenden Defizitperspektiven geben nach Auffassung von WIPPERMANN und FLAIG mehr Auskunft über uns selbst als über den Personenkreis der Menschen mit Migrationshintergrund, indem sie eine »ethnozentrische (deutsch-nationale) Haltung mit der binären Codierung vom ›Eigenen‹ und ›Fremden‹« (2009, 4) widerspiegeln. Sie lassen des Weiteren die These zu, dass die Ressourcen an kulturellem Kapital von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland oftmals nicht anerkannt bzw. unterschätzt werden. Das Label *Migrant* bzw. *Mensch mit Migrationshintergrund* stellt zunächst eine pauschalisierende, stigmatisierende und oftmals auch diskriminierende Kategorie dar, die darüber hinaus den Anschein entstehen lässt, es würde sich hierbei um eine zusammengehörende, in gewisser Weise homogene Gruppe von Personen handeln (vgl. WIPPERMANN/FLAIG 2009, 4, 9 ff.). Ein diesbezüglich zentraler, in gewisser Weise zu erwartender Befund der *Migranten-Milieu-Studie* des SINUS-Institutes¹⁵ ist, »dass es in der Population der Menschen mit Migrationshintergrund [...] eine bemerkenswerte Vielfalt von Lebensauffassungen und Lebensweisen gibt« (ebd., 5). Dieses Ergebnis erscheint ebenso ein-

¹⁵ In der Migranten-Milieu-Studie wurden »die Lebenswelten und Lebensstile von Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund, so wie sie sich durch das Leben in Deutschland entwickelt haben, mit dem gesellschaftswissenschaftlichen Ansatz der Sinus-Milieus untersucht« (SINUS SOCIOVISION 2008, 1). Die Sinus-Milieus kategorisieren Menschen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln. Ein Milieu wird innerhalb der modernen Milieutheorie durch drei Hauptdimensionen konstitutiv geprägt: Werteorientierungen, Lebensstil und die soziale Lage (vgl. WIPPERMANN/FLAIG 2009, 7).

fach wie prägnant. Was hier zunächst als offensichtlich erscheint, stellt einen entscheidenden Punkt im Kontext der Auseinandersetzung mit Menschen mit Migrationshintergrund dar, der oftmals keine ausreichende Berücksichtigung erfährt: Der Personenkreis unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht und muss dementsprechend eine mehrdimensionale Betrachtung hinsichtlich folgender Gesichtspunkte erfahren: Herkunftsland bzw. ethnische Zugehörigkeit, soziale Lage, Wertorientierung, individuelle Lebensform bzw. individueller Lebensstil, Wünsche und Zukunftserwartungen etc. sowie einer mit allen Punkten verbundenen biographischen Erfahrungsaufschichtung. Vor dem Hintergrund dieser zunächst nicht zwangsläufig migrationspezifischen Merkmale ist infolge von Wandererfahrungen und damit zusammenhängenden Aspekten wie Migrationsgrund oder Dauer des Aufenthaltes außerdem ein sehr unterschiedliches Maß an Akkulturation oder kultureller Integration¹⁶ zu berücksichtigen. Alle genannten Faktoren stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander und können Einfluss auf das ›Gewordensein‹ bzw. die Identität von Personen mit Migrationshintergrund haben. Sie unterliegen einem dynamischen, lebenslangen Prozess der Identitätsentwicklung und können nicht getrennt voneinander betrachtet werden. So kann zusammenfassend und für die vorliegende Studie als grundlegend festgehalten werden, dass Menschen mit Migrationshintergrund weder eine homogene Gruppe darstellen, noch eine Unterscheidung nach Herkunftsnation bzw. ethnischer Zugehörigkeit ausreichend ist. Dennoch erweist sich der Begriff des Migrationshintergrundes zur Kennzeichnung des Phänomens in wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Kontexten zum heutigen Zeitpunkt als hilfreich und sinnvoll, um bspw. Bedarfe und rechtliche Ansprüche des Personenkreises erfassen und auch sichern zu können.

Nachdem nun ein kurzer Überblick zum Themenkomplex Migration gegeben wurde und für die Arbeit grundlegende Begriffsbestimmungen vorgenommen wurden, wird im folgenden Unterkapitel der aktuelle Stand der Diskussion um das Thema Migration und Behinderung dargestellt.

¹⁶ *Akkulturation* oder *kulturelle Integration* werden nach dem Soziologen FRIEDRICH HECKMANN verstanden als »durch Kulturkontakte und Sozialisation hervorgerufene Veränderungen von Werten, Normen und Einstellungen, als Erwerb von Kenntnissen, Fähigkeiten und Qualifikationen, sowie als Veränderungen von Verhaltensweisen und Lebensstilen bei den Migranten. Akkulturation ist jedoch auch ein wechselseitiger Prozeß, in welchem Kulturkontakte mit der Minderheit auch die Mehrheit verändern« (HECKMANN 1999).

1.2 Migration und Behinderung – aktueller Stand der Diskussion

Die Themenfelder *Migration* und *Behinderung* sind je für sich genommen viel diskutierte und untersuchte Gegenstandsbereiche wissenschaftlicher Forschung, deren interdisziplinäre Zugänge auf die jeweilige Vielschichtigkeit und Komplexität verweisen. Während die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen *Behinderung* primär den Rehabilitationswissenschaften und der Heil- und Sonderpädagogik zuzuordnen ist, erfolgt sie innerhalb dieser jedoch aus verschiedenen disziplinären Perspektiven bzw. interdisziplinär und unter Einbezug zahlreicher theoretischer und methodischer Zugänge. Das Themenfeld der *Migration* hingegen ist Forschungsgegenstand zahlreicher Disziplinen, trotz der unverkennbaren Aktualität jedoch bislang lediglich ansatzweise Gegenstand der Heil- und Sonderpädagogik. Der Zusammenhang von Migration und Behinderung findet demnach kaum Beachtung und bleibt weitgehend unberücksichtigt. Diese Feststellung bezieht sich hier wie auch innerhalb der folgenden Ausführungen stets auf den Personenkreis der Menschen mit einer geistigen oder schweren bzw. Komplexen Behinderung und somit auf die Fachrichtung der Geistig- und Schwerstbehindertenpädagogik.

In Bezug auf die jeweils fokussierten Personenkreise mit Wanderungsgeschichte bzw. Migrationshintergrund ebenso wie für den der Menschen mit Behinderung kann in Anbetracht der vorliegenden Literatur unumstritten festgehalten werden, dass es sich um zwei äußerst heterogene Gruppen handelt. Um einen Überblick über thematische Schwerpunktsetzungen innerhalb der beginnenden Auseinandersetzung mit der Thematik Migration und Behinderung zu geben, werden im Folgenden drei Personenkreise in Bezug auf die jeweilige Form der Behinderung voneinander abgegrenzt. Die Unterscheidung ist zur Eingrenzung des hier fokussierten Personenkreises der Menschen mit Komplexer Behinderung hilfreich, da die wesentlichen Diskussionsstränge divergieren und sich die Bedarfslagen voneinander unterscheiden.

- (1) Menschen, deren Behinderung mit ihrer Migration (zumeist sogenannte Fluchtmigration) in direktem Zusammenhang steht, bspw. eine körperliche Behinderung infolge von Kriegsverletzungen oder eine psychische Störung infolge traumatischer Erfahrungen in Krisen- oder Kriegsgebieten,

- (2) Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund und einer im Diagnosespektrum sogenannten leichten kognitiven Behinderung, hauptsächlich hinsichtlich des Förderbereiches Lernen, und
- (3) Menschen mit Migrationshintergrund und einer geistigen und/oder körperlichen Behinderung und/oder Sinnesbeeinträchtigung bzw. mit Komplexer Behinderung.

Für den ersten genannten Personenkreis stehen die migrationsspezifischen Ursachen und Einflüsse bezüglich der Entstehung von Behinderung im Vordergrund (vgl. u.a. KAUCZOR/LORENZKOWSKI/AL MUNAIZEL 2004; LORENZKOWSKI 2002). Im Kontext dessen können auch gesundheitswissenschaftliche oder medizinische Studien genannt werden, die sich mit der Thematik Migration und Krankheit bzw. Gesundheit befassen, in denen aus fachtheoretischer Perspektive Behinderung demnach eine eher untergeordnete Rolle spielt (vgl. u.a. EICHLER 2008; MARSCHALCK/WIEDL 2005).

Der Schwerpunkt hinsichtlich der zweiten Personengruppe liegt im Übergang vom Kindergarten in die Grundschule (Einschulung) bzw. einer späteren Überweisung von der Grundschule auf eine Förderschule. In den Diskussionen um Bildungsbenachteiligung innerhalb der empirischen Bildungsforschung nimmt die Überweisung von Schülern mit Migrationshintergrund an Schulen mit dem Förderschwerpunkt Lernen eine zentrale Rolle ein (vgl. GOMOLLA/RADTKE 2009; JEUK 2004; KORNMANN 2006). Nach einer Studie von GOMOLLA und RADTKE ergeben sich bei der Überweisung überproportional vieler Kinder mit Migrationshintergrund an Schulen mit dem Förderschwerpunkt Lernen Diskriminierungsmechanismen, die »um die Sprachkenntnisse der Kinder und Erklärungsmuster in Bezug auf die fremde Herkunftskultur der betroffenen Kinder zentriert« (2009, 92) sind. Darüber hinaus wird bezüglich nicht adäquater Diagnoseverfahren u.a. von KAISER-KAUCZOR (vgl. 2009, 26) darauf hingewiesen, dass Entwicklungsverzögerungen bei Migrantenkindern oftmals falsch bewertet werden.

Das im Kontext empirischer Bildungsforschung zunehmende wissenschaftliche Interesse an der Schülerschaft mit Migrationshintergrund und dem Förderschwerpunkt Lernen steht im Gegensatz zu der dritten Personengruppe, den Menschen mit Migrationshintergrund und körperlicher und/oder geistiger Behinderung und/oder Sinnesbeeinträchtigung bzw. Menschen mit Komplexer Behinderung, die im Zentrum der vorliegenden Forschungsarbeit steht. Diesbezüglich verweist eine bislang noch sehr überschaubare Anzahl an Ver-

öffentlichungen auf eine unzureichende Berücksichtigung der Thematik insgesamt. Die Personengruppe der Menschen mit Migrationshintergrund und einer (Komplexen) Behinderung ist bislang kaum Gegenstand heil- und sonderpädagogischer Forschung (vgl. FORNEFELD 2007a, 184; KAUCZOR 2002, 59; KOLB/HENNIGE/JERG 2004, 30). Das heißt konkret: Über ihre Alltagssituation bzw. Lebenswirklichkeit und die ihrer Familien, ihre spezifischen Bedarfe und Ressourcen ist wenig bekannt.

Auf Praxisebene, von Organisationen und Verbänden ist in der nahen Vergangenheit ein zunehmendes Bewusstsein für die Thematik feststellbar, was in Form vereinzelter Fachtagungen, Praxisprojekten oder dem Herausgeben von Themenheften mit dem Schwerpunkt Migration und Behinderung deutlich wird. Die vorzufindende Sammlung von Artikeln in Bezug auf das Themenfeld Migration und Behinderung setzt sich vornehmlich zusammen aus Beschreibungen von Einzelfällen, Erfahrungen und Einschätzungen von Fachleuten, ersten Beiträgen zur Auseinandersetzung aus Perspektive der Heil- und Sonderpädagogik (vgl. u.a. HOHMEIER 1996, 2000; LANFRANCHI 1998; MERZ-ATALIK 1997, 2007) sowie kleineren wissenschaftlichen Studien bzw. unveröffentlichten Hochschulschriften (vgl. u.a. HALFMANN 2006; KAUCZOR 1999; SAUTER 2003; SCHWAB 2011). Die dort aufgegriffenen Aspekte sind höchst interessant und aufschlussreich, im Kontext einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung fehlt es jedoch oftmals an vertieften Reflexionen, der Zusammenführung einzelner Elemente und empirisch-wissenschaftlichen Belegen. Eine zielführende Forschungslinie ist bislang kaum erkennbar. Im Folgenden wird ein Überblick über die Zentren dieser mehrperspektivischen und thematisch breit gefassten Debatten gegeben.

Da der Personenkreis der Menschen mit Komplexer Behinderung innerhalb der aktuell beginnenden Diskussionen bislang keine spezifische Betrachtung erfährt, beziehen sich die Ausführungen zum Stand der aktuellen Diskussion zunächst allgemein auf das Thema Migration und Behinderung, mit Ausnahme der bereits vorgenommenen Abgrenzungen.

Werden die Einzelphänomene *Migration* und *Behinderung* zunächst getrennt voneinander betrachtet, so kann festgestellt werden, dass sowohl die Lebenswirklichkeit von Familien mit Migrationshintergrund als auch von Familien mit einem behinderten Kind einer von außen oftmals problemzentrierten Sichtweise unterstellt ist. Während HAMBURGER und HUMMRICH (vgl. 2007, 113) konstatieren, dass aus einer Migrantenfamilie zu kom-

men sozialwissenschaftlich stereotyp als Belastung angesehen wird, führt WEIß hinsichtlich Familien mit einem Kind mit Behinderung, hier in Bezug auf die Perspektive der Fachkräfte, aus:

Fachleute neigen gegenüber Eltern und Familien mit behinderten Kindern zu einseitig *problemzentrierten* Sichtweisen. Sie nehmen das Problematische, Nichtbewältigte und Schwierige oft eher wahr als die gelungenen Versuche der Familien, sich an das Leben mit einem behinderten Kind anzupassen (WEIß 1996, 5).

Darüber hinaus ist innerhalb der je themenspezifischen Literatur zur Migrationsforschung sowie zur Heil- und Sonderpädagogik ein hohes Maß an Kongruenzen hinsichtlich thematischer Schwerpunktsetzungen vorzufinden. Schlagwortartig können u.a. folgende Aspekte genannt werden: Fremdheit, Stigmatisierung, Benachteiligung, Diskriminierung, Identität, Exklusion und damit zusammenhängend die Forderung nach Integration/Inklusion. Innerhalb der Beiträge, die den Zusammenhang von Migration und Behinderung fokussieren, ergibt sich daraus folgendes Bild: Die feststellbaren Übereinstimmungen werden von verschiedenen Autoren aufgegriffen und eine Dopplung der genannten Stichworte vermutet bzw. festgestellt. So hebt LANFRANCHI (vgl. 1998, 120) hervor, dass beiden Personenkreisen das Stigma der Abweichung von Norm- und Wertsystemen der kulturellen Standards der Gesellschaft, im Fall der Migranten der Aufnahmegesellschaft, zugeschrieben wird, und konstatiert vor diesem Hintergrund ein »doppeltes Stigma« des Personenkreises:

Im breit gefaßten Sinne sind Behinderte oft fremd und Fremde sind oft behindert. Im eng gefaßten Sinne sind aber »behinderte Ausländer« resp. »ausländische Behinderte« noch mehr fremd und noch mehr behindert, weil sich wesentliche stigmatisierende Prozesse kumulieren (LANFRANCHI 1998, 120).

Die Journalistin KARINA KRAWCZYK merkt auf der Grundlage eines Interviews mit einer türkischen Mutter eines Kindes mit geistiger Behinderung an: »Als Minderheit einer Minderheit fühlen sich ausländische Mütter mit geistig behinderten Kindern oftmals in doppelter Hinsicht isoliert« (2003, 19). HÄUßLER und PIEPER schreiben Einwanderern, die Eltern eines Kindes mit Behinderung sind, eine »doppelte Diskriminierung« (2003, 63) zu und HOHMEIER (2003) betitelt einen Artikel zu ausländischen Familien mit einem Kind mit Behinderung mit der Frage »Gleich doppelt behindert?« und beschreibt die Situation der Familien als »Doppelbelastung« (2003, 25).

So scheint es auf den ersten Blick, als müsse es durch die Verknüpfung der Faktoren Migration und Behinderung von außen betrachtet zu einer *doppelten Problemkonstellation* kommen, die sich aus der Summe der jeweiligen Übereinstimmungen ergibt. Ob dem so ist und welche ggf. auch positiven Effekte das Zusammentreffen der Faktoren Migration und Behinderung für die Familien selbst hat, ist wissenschaftlich bislang jedoch nicht untersucht worden. Vor dem Hintergrund einer zunächst getrennten Betrachtung beider Phänomene erscheinen diesbezüglich zwei Faktoren als wesentlich, die hinsichtlich einer späteren Zusammenführung für die vorliegende und zukünftige Studien von Bedeutung sein könnten:

- (1) Vorliegende Studien, so HOHMEIER (vgl. 2003, 24), bescheinigen Familien mit einem Kind mit Behinderung mehrheitlich eine beachtliche Problemlösungs- und Krisenkompetenz.
- (2) GOGOLIN geht davon aus, »dass gewanderte Familien [...] spezifische Ressourcen entwickeln, die besonders geeignet erscheinen, komplexe und unsichere Lebenslagen zu bewältigen« (2000, 22; vgl. auch HAMBURGER/HUMMRICH 2007, 113).

Für die weitere, vor allem familiensoziologische Forschung zum Themenfeld Migration und Behinderung stellt sich diesbezüglich die Frage, inwieweit sich die beschriebene Entwicklung von Ressourcen und Copingstrategien sowie einer erweiterten Handlungsfähigkeit durch das Erleben von Migration bzw. die Eingebundenheit in eine Familie mit Migrationshintergrund und/oder die Geburt eines Kindes mit Behinderung ggf. positiv auf den je anderen Bereich auswirken. Die Forschungsergebnisse solcher nicht zwangsläufig problem-, sondern ebenso ressourcenorientierten Studien, die weder Risiken noch Chancen von Migration und/oder Behinderung negieren (vgl. HAMBURGER/HUMMRICH 2007, 113), dürften sich weitaus differenzierter und komplexer darstellen als in einer Verdoppelung von Problemlagen.

Ein weiterer Schwerpunkt innerhalb der beginnenden Diskussionen um die Thematik Migration und Behinderung ist die Fokussierung auf die Passung zwischen den Institutionen der Behindertenhilfe und den Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit

Behinderung.¹⁷ Als Ansatzpunkte dienen zumeist aus Perspektive der Behindertenhilfe formulierte Problemlagen. Im Vordergrund diesbezüglich angestellter Problemanalysen und der Suche nach Lösungsansätzen steht dabei vielfach eine kulturspezifische Perspektive auf die Familien, die sich stark an deren Herkunftsnation bzw. -kultur orientiert.

Grundsätzlich wird in Bezug auf die Institutionen der Behindertenhilfe eine Unterrepräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund (mit Ausnahme der Förderschulen) festgestellt (vgl. HOHMEIER 2003, 26; SEIFERT 2010, 249). Im Kontext dieser werden insbesondere die Barrieren des Zugangs und der Inanspruchnahme von Angeboten der Behindertenhilfe für Familien mit Migrationshintergrund sowie das Verhältnis und die gegenseitigen Zuschreibungs- und Erwartungsmuster zwischen Akteuren der Hilfesysteme und den Familien thematisiert. Als institutionsabhängige Zugangerschwernisse im Zusammenhang mit formalen Aspekten sind Sprechzeiten, Anmeldung, geringe Vernetzung mit Einrichtungen der Migrantenberatung zu nennen (vgl. HOHMEIER 2003, 26) sowie an der deutschen Herkunftskultur orientierte Sichtweisen der Einrichtungen und deren Mitarbeiter (vgl. KAISER-KAUCZOR 2009, 24 f.). Als Barrieren auf Seiten der Familien werden häufig Kommunikationsprobleme genannt, die sich sowohl aus unzureichenden Sprachkenntnissen ergeben als auch aus unterschiedlichen Deutungs- und Bewältigungsmustern, vorzugsweise bezüglich der Aspekte Krankheit und Behinderung (vgl. HOHMEIER 2003, 26). Hinzu kommen Informationsdefizite wie unzureichende Kenntnisse über die hiesigen Sichtweisen auf Behinderung sowie über das deutsche Gesundheitssystem und die Einrichtungen und Angebote der deutschen Behindertenhilfe (vgl. HOHMEIER 2003, 26; KAISER-KAUCZOR 2009, 24 f.).

Bezüglich der genannten Informationsdefizite von Familien mit Migrationshintergrund und der damit evtl. in Zusammenhang stehenden geringeren Inanspruchnahme von Hilfsdiensten wird darauf hingewiesen, dass Personen, in deren Herkunftsländern kein bzw. ein weniger gut ausgebautes Behindertenhilfesystem besteht, dessen Existenz auch

¹⁷ Spezifische Beiträge, die auf die *Frühförderung* fokussieren, stammen von HOHMEIER (1996) und LANFRANCHI (1998) bzw. auf die Frage nach dem Migrationshintergrund als Risikofaktor hinsichtlich *frühkindlicher Entwicklung* von ROTH und TERHART (2010). Hinsichtlich der Institution *Schule* sind Beiträge von FORNEFELD (2007a) und HOHMEIER (2000) vorzufinden und in Bezug auf *Beratungsangebote* innerhalb der Behindertenhilfe ebenfalls HOHMEIER (2003) und MERZ-ATALIK (1997; 2008). Ein Teilbereich im Kontext einer aktuellen Studie zum Themenfeld *Wohnen* von SEIFERT (2010, 249 ff.) berücksichtigt ebenfalls den Personenkreis der Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund.

im Aufnahmeland nicht unbedingt voraussetzen (vgl. auch KAISER-KAUCZOR 2009, 25). Es kann also zunächst nicht davon ausgegangen werden, dass ein selbst initiiertes Informationserwerb stattfindet. Demzufolge wären die nicht vorhandenen Kenntnisse u. a. auf das Fehlen eines flächendeckenden, kooperierenden und niederschweligen Informationssystems in Deutschland zurückzuführen.

In Bezug auf das Verhältnis zwischen Familien mit Migrationshintergrund und den Fachleuten der Hilfesysteme konstatiert LANFRANCHI aus Perspektive der Familien eine Ambivalenz unterschiedlicher Wahrnehmungen, die in einem weiten Spektrum zu verorten sind:

Es geht einerseits um die große Bewunderung gegenüber den gut ausgebauten heilpädagogischen, medizinischen, psychologischen und sozialen Möglichkeiten, andererseits um die Angst vor der Entfremdung, der Entmündigung, der Zerstörung des Lebensplans. Die Bewunderung wird abgelöst durch ein Mißtrauen gegenüber fremden Rationalitätsmodellen, gegenüber einem anderen Krankheits- und Heilsverständnis (1998, 121).

Gleichzeitig räumt LANFRANCHI (vgl. 1998, 121) ein, dass auch der entgegengesetzte Mechanismus eintreten kann, in dem den Ärzten, Heilpädagogen, Psychologen etc. großes Vertrauen und großer Respekt entgegengebracht werden.

Ein ebenfalls ambivalentes Verhältnis kann seitens der Fachkräfte der Behindertenhilfe gegenüber Familien mit Migrationshintergrund festgestellt werden. Aus Perspektive von Lehrern hinsichtlich der Wahrnehmungen ausländischer Kinder im Unterricht sowie zu deren Eltern kommt HOHMEIER (vgl. 2000, 247) auf der Grundlage einer Befragung von 20 Lehrpersonen an Förderschulen mit den Schwerpunkten Lernen und geistige Entwicklung zu dem Ergebnis, dass in Bezug auf den Umgang mit kultureller Vielfalt ein zwiespältiges und unsicheres Verhältnis der Fachkräfte festzustellen ist. Auch nach MERZ-ATALIK (vgl. 2008, 22) ist von Seiten der Hilfesysteme festzustellen, dass die zunehmende Heterogenität in Institutionen des Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesens weitgehend als Belastung und zusätzliche Herausforderung gedeutet wird. Im Umgang mit Personen mit Migrationshintergrund und Behinderung bzw. deren Familien erklären sich Fachleute, so LANFRANCHI (vgl. 1998, 118), alltägliche (Problem-)Situationen bisweilen über kulturelle Zuschreibungen in Bezug auf das Herkunftsland bzw. die Herkunftskultur der Familien. Abgesehen davon, wie umfangreich die Kenntnisse über die Herkunftskultur der einzelnen Familien auf Seiten der Fachleute sind, kann festgehalten werden, dass dieser kultur-

spezifische Ansatz, d.h., die Herkunftskultur von Familien mit Migrationshintergrund in den Vordergrund zu rücken, einen zentralen Punkt innerhalb der Diskussionen um das Themenfeld Migration und Behinderung darstellt. Dabei kommt in der vorliegenden Untersuchung dem Phänomen Behinderung als kulturelles Konstrukt, das im Folgenden aus einer *kulturwissenschaftlichen Perspektive*¹⁸ betrachtet wird, eine besondere Bedeutung zu. Dies ist für die vorliegende Arbeit deshalb relevant, da, ausgehend von der kulturwissenschaftlichen Grundannahme, dass menschliche Lebensformen von Kultur und Geschichte untrennbar sind, auch Behinderung als kulturelles und historisches Bedeutungsphänomen zu fassen ist (vgl. DEDERICH 2009, 30). Das heißt, dass Behinderung nicht als eine allgemeingültige kulturübergreifende Kategorie angesehen werden kann, sondern kulturell konstruiert wird.

In diesem Zusammenhang sowie allgemein in Bezug auf das Themenfeld Migration erscheint es als unumgänglich, auf den viel diskutierten und nur schwer fassbaren Begriff der Kultur einzugehen. Etymologisch betrachtet ist der Begriff *Kultur* ein Lehnwort des lateinischen *cultura*. Übersetzt bedeutet es *pflegen* oder *bebauen* und meinte zunächst den Landbau und die Pflege von Ackerbau und Viehzucht (vgl. KLUGE/SEEBOLD 2002, 545). Die Geschichte der Kulturtheorien von der Antike bis heute beschreibt KLEIN als Geschichte der Perspektivenerweiterungen und -wechsel, in denen sich der Kulturbegriff als ›Handwerkszeug‹ den theoretischen Zugängen entsprechend verändert hat (vgl. KLEIN 2002, 246). Aufgrund des außerordentlichen Facettenreichtums wird auf eine vertiefte Auseinandersetzung verzichtet und der Untersuchung folgende Definition zugrunde gelegt. Kultur wird hier aus kulturwissenschaftlicher Perspektive nach DEDERICH, GREVING, MÜRNER und RÖDLER verstanden als

die Gesamtheit gesellschaftlicher Institutionen, kollektiver Handlungen und symbolischer Formen, die die ›Natur‹ in einen sozialen Lebensraum umformen, diesen mit Sinn versehen, und auf der Grundlage von Wissen und mit Hilfe von Techniken schützen, pflegen und weiterentwickeln. Kultur stiftet kommunikative, symbolische und soziale Ordnungen, die durch ein System von Normen und Wertevorstellungen einge-

¹⁸ Das interdisziplinäre Forschungsfeld der Kulturwissenschaften befasst sich nach DEDERICH »mit geistigen, sozialen und kulturellen Orientierungsmitteln, etwa der gesprochenen und geschriebenen Sprache, Kommunikationsmedien, Religion, Denksystemen und Mentalitäten, und untersuchen deren gesellschaftliche und historische Funktion« (2009, 30).

rahmt sind und so eine gewisse Stabilität und Dauer erlangen und damit den einzelnen Menschen zur existenziellen Orientierung zur Verfügung stehen (2009, 9).

Vor diesem Hintergrund ist Behinderung aus kulturwissenschaftlicher Sicht nach DEDERICH

ein »Produkt« oder »Effekt« historisch wandelbaren und kulturell bedingten, durch Kommunikation, Kollektivität und Standardisierung verfestigten Wissens, in das auch Glaubensvorstellungen und affektive Gestimmtheiten von Kollektiven eingehen. Zum anderen geht sie aus kollektiven (d.h. in irgendeiner Form institutionalisierten) sozialen oder kulturellen Handlungsmustern hervor (2009, 30 f.).

Mit kulturspezifischen Deutungen von Behinderung in verschiedenen Kulturen befasst sich insbesondere die Forschungsrichtung der *internationalen und vergleichenden Heil- und Sonderpädagogik* (vgl. ALBRECHT/BÜRLI/ERDÉLYI 2006; BIEWER 2008; BÜRLI 2006; NEUBERT/CLOERKES 2001). Den komparativen ethnologischen Studien von CLOERKES und NEUBERT zufolge bestehen vielfältige kulturspezifische Sichtweisen auf das Phänomen Behinderung. Die jeweiligen Perspektiven sind stark an kulturell geprägte Wahrnehmungs-, Deutungs- und Erklärungsmuster gebunden, die sich auf verschiedene historisch bedingte Ansichten und Überzeugungen zurückführen lassen (vgl. CLOERKES 1980, 264).

Grundlegend kann zunächst festgehalten werden, dass der Behinderungsbegriff ein kulturelles Konstrukt westlicher Gesellschaften ist, der kulturspezifische Annahmen transportiert wie z.B., dass man zwischen Krankheit und Behinderung unterscheiden kann bzw. muss (vgl. ALBRECHT 2003, 41 f.). Im Vergleich von Ländern und Kulturen wird u.a. deutlich, dass unterschiedliche kulturspezifische Merkmale darüber entscheiden, welche Personen überhaupt als behindert gelten. So werden im Gegensatz zu unserer stark leistungsorientierten Gesellschaft bspw. Beeinträchtigungen des Lernens und der geistigen Entwicklung in vielen Kulturen nicht als Behinderung wahrgenommen (vgl. MERZ-ATALIK 2007b, 198). Unfruchtbarkeit hingegen wird in einigen Kulturen als schwerwiegende körperliche Behinderung angesehen, während eine solche Einschätzung in sogenannten westlichen Gesellschaften nur schwer denkbar ist (vgl. KAISER-KAUCZOR 2009, 23; KAUCZOR 2002, 60 f.).

Gleichzeitig arbeiteten CLOERKES und NEUBERT kulturübergreifende Konstanten heraus. Als ein Ergebnis ihrer Studie kann u.a. festgehalten werden: »Ein großer Teil der untersuchten Andersartigkeiten, insbesondere solche mit starken Funktionseinschränkungen (z.B. extreme körperliche Deformationen, Blindheit, Unfruchtbarkeit), wird interkulturell

einheitlich negativ bewertet« (1996, 593; vgl. hierzu auch ALBRECHT 2003, 43 ff.), wohingegen weniger deutliche Funktionseinschränkungen interkulturell eher variabel gedeutet werden. Dieses Ergebnis ist in Anbetracht der hier im Zentrum der Forschung stehenden Menschen mit schwerer bzw. komplexer Behinderung besonders interessant. Vor dem Hintergrund der scheinbar international vorzufindenden defizitären Wahrnehmung von schwerer Behinderung stellt sich die Frage, ob sich für den Personenkreis bzw. dessen Familien dadurch, unabhängig von dem jeweiligen nationalen bzw. kulturellen Hintergrund, Gemeinsamkeiten und/oder ggf. ähnliche Problemkonstellationen ergeben.

Der beschriebene kulturspezifische Ansatz wird in den Beiträgen zum Themenfeld Migration und Behinderung zumeist anhand von Einzelfallbeispielen¹⁹ dargestellt. Diese fokussieren vornehmlich auf kulturspezifische Deutungsmuster hinsichtlich der Wahrnehmung, Bewertung und Bewältigung von Behinderung in Deutschland und im Herkunftsland sowie auf unterschiedliche individuelle und familiäre Copingstrategien in Bezug auf die Geburt eines Kindes mit Behinderung.

Nach Aussage verschiedener Autoren stehen neben der in sogenannten westlichen Ländern stark vorherrschenden naturwissenschaftlich-medizinischen Sichtweise auf die Entstehung bzw. die Ursachen von Behinderung bspw. religiös-spirituelle Erklärungsansätze (vgl. MERZ-ATALIK 2007b, 198) im Vordergrund. Für viele türkische Familien, so wird es beschrieben, ist bspw. der ›böse Blick‹ (nazar) eines neidischen oder eifersüchtigen Menschen die Ursache von Erkrankungen oder Behinderung (vgl. KAUCZOR 2002, 61; MERZ-ATALIK 1997, 17). Einhergehend mit einem solchen ›magischen‹ Deutungsmuster werden von den Familien auch zumeist ›magische‹ Heilmittel als Behandlungsmethoden ausgewählt (vgl. MERZ-ATALIK 1997, 17). Im Kontext von Migrationsprozessen bezweifelt HENNIGE jedoch, dass Krankheit und Behinderung bei hier lebenden Migrantenfamilien vielfach ›magisch‹ oder religiös verarbeitet würden. Das volksmedizinische Wissen würde nicht von allen Zuwanderern geteilt werden, vielmehr hinge die subjektive Bedeut-

¹⁹ Bezüglich der Fallbeispiele ist festzustellen, dass häufig die größte Gruppe der in Deutschland lebenden Migranten – Familien türkischer Herkunft – im Vordergrund steht (vgl. u.a. BEYER 2003; KAUCZOR 1999; KRAWCZYK 2003), während andere Migrantengruppen weitaus weniger bzw. keine Beachtung finden.

samkeit ab von »Herkunft, Bildung, Beruf, Grad der Integration, Ausmaß der Verwurzelung in der Heimatkultur« (HENNIGE 2006, 52 f.).

In Bezug auf kulturspezifische Bewältigungsstrategien nach der Geburt eines Kindes mit Behinderung werden bspw. kollektivistische und individualistische Kulturen unterschieden. Wiederum vor dem türkischen Hintergrund einer Familie wird beispielhaft angebracht, dass in kollektivistischen Kulturen soziale Probleme oftmals innerhalb der Familie bzw. im Kollektiv gelöst werden und die Großfamilie ein bedeutendes Unterstützungssystem für ihre Angehörigen darstellt (vgl. MERZ-ATALIK 1997, 18). Das ›Deutschsein‹ hingegen wird als individualistische Kultur gesehen, in der sich das familiäre Leben im Allgemeinen auf die Kernfamilie reduziert. HENNIGE (vgl. 2006, 53) weist auf der Basis der Ergebnisse nicht veröffentlichter Diplomarbeiten darauf hin, dass u.a. der Versuch, intrafamiliale Problemlösungsstrategien zu finden, einer der Gründe für die geringe Inanspruchnahme von Beratungsdiensten sei. Gleichzeitig macht MERZ-ATALIK (vgl. 1997, 18) jedoch auch deutlich, dass durch die Migration Veränderungen der ursprünglichen traditionellen Familienstrukturen eintreten.

Zunächst kann bezüglich einer kulturzentrierten Perspektive festgehalten werden, dass diese einen wichtigen Schritt zur Annäherung an den Untersuchungsgegenstand darstellt.

Die Vielfalt der interkulturellen Deutungsmuster und Behandlungsvorstellungen macht es in der Zusammenarbeit mit behinderten Ausländern erforderlich einen Eindruck von der spezifischen kulturellen Bedeutung einer Behinderung für die Familie und die betroffene Person zu bekommen (MERZ-ATALIK 2007b, 198).

Darüber hinaus sind hinsichtlich migrationssoziologischer Forschungsarbeiten jedoch auch »kulturelle Transformationsprozesse in multikulturellen²⁰ Gesellschaften« (MERZ-ATALIK 2008, 33) zu berücksichtigen. Neben der beschriebenen kulturspezifischen Dimension tritt damit im Kontext von Migrationsprozessen ein weiterer zentraler Aspekt in den Vordergrund, die *Interkulturalität*²¹. Der Begriff meint zunächst die Begegnung *zwi-*

²⁰ »Der Begriff *multikulturell* beschreibt die Situation in einer Einwanderungsgesellschaft (Pluralität der Kulturen), *interkulturell* fokussiert die Begegnung und die Verständigung zwischen differenten Kulturen, *intra*kulturell hingegen Prozesse innerhalb einer Kultur. [...] Relativ neu in der Diskussion ist der Begriff ›*trans*kulturell«, der in seiner Dimension über die vorherigen hinausgeht, indem er Annäherungen, Mischformen und hybride Transformationsprozesse erfasst« (MERZ-ATALIK 2008, 24).

²¹ Zur Uneindeutigkeit des Begriffes der *Interkulturalität* nachzulesen in FÖLDES (2009): Black Box ›Interkulturalität«.

schen (inter) zwei oder mehr Kulturen und bezeichnet nach NICK (vgl. 2003, 177) einen Überschneidungsbereich zweier oder mehrerer kultureller Orientierungssysteme sowie die neuen Verknüpfungsmuster, die dabei entstehen, wenn existierende Referenzen sich auflösen bzw. neu organisiert werden. SOYOUNG bezeichnet Interkulturalität in Anlehnung an WALDENFELS als

›Zwischensphäre‹, die zwar von einer Scheidung in Eigen- und Fremdkultur ausgeht, aber weder auf Eigenes noch auf ein Ganzes zurückgreift, sondern eine Grenzlandschaft darstellt, die zugleich verbindet und trennt. In dieser Hinsicht wird eine interkulturelle Erfahrung ohne die Relation zwischen Eigen- und Fremdkultur nicht denkbar (SOYOUNG 2004, 59).

Ebenfalls über eine kulturzentrierte Perspektive hinaus geht HENNIGE in Anlehnung an den Soziologen PIERRE BOURDIEU und seiner Terminologie weiterhin davon aus,

dass Wahrnehmung, Bewertung und Bewältigung der Herausforderungen, die die Versorgung eines Kindes mit Assistenzbedarf mit sich bringt, bei Familien ausländischer Herkunft sowohl von ihrer Herkunftskultur wie auch von ihrer Verortung im sozialen Raum her verstanden werden müssen. Beides ist untrennbar miteinander verbunden, kulturelle bzw. ethnische Zugehörigkeit allein reicht zur Erklärung nicht aus, ebenso wenig aber auch die soziale Lage (HENNIGE 2006, 56).

Aus den vorangegangenen Ausführungen kann geschlossen werden, dass die Sichtweisen im inter- wie auch im intrakulturellen Kontext interpersonal variabel sind (vgl. MERZ-ATALIK 2008, 36). Die Berücksichtigung des Individuums bzw. der Eigenheit einer Familie rückt somit zunehmend in den Vordergrund. An diesem Punkt setzt auch die vorliegende Forschungsarbeit an.

1.3 Komplexe Behinderung

Im Vordergrund dieses Kapitels stehen Personen, die in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion meist als Schwer-, Schwerst- oder Mehrfachbehinderung bezeichnet werden. Nachdem zunächst eine Annäherung an diese – in der Behindertenpädagogik noch immer vorherrschenden – Begrifflichkeiten erfolgt, mündet die Auseinandersetzung in der Darstellung des von FORNEFELD (2008) geprägten Begriffes der

Komplexen Behinderung. Mit diesem Begriff soll dem Personenkreis unter Berücksichtigung aktueller gesellschaftspolitischer Entwicklungen ein neuer Name gegeben und die Ansammlung an Begrifflichkeiten innerhalb der Geistig- und Schwerstbehindertenpädagogik abgelöst werden.

Menschen des oben genannten Personenkreises zu beschreiben erweist sich als äußerst schwierig. Sie werden zwar aus unterschiedlichen Gründen und in verschiedenen Kontexten zu einem Personenkreis zusammengefasst, bilden jedoch eine äußerst heterogene Gruppe. Die mannigfachen Begrifflichkeiten Schwerbehinderung, Schwerstbehinderung, Mehrfachbehinderung, Schwerstmehrfachbehinderung oder Menschen mit hohem oder sehr hohem Hilfe- und Unterstützungsbedarf werden zumeist synonym verwendet und sind zusätzlich zu den divergenten existierenden ›Bildern‹ darüber, was eine solche Form der Behinderung charakterisiert, verwirrungstiftend.²² Die öffentliche und wissenschaftliche Diskussion über den Personenkreis bzw. die Verwendung unterschiedlicher Begriffe und Definitionen wird bestimmt durch eine Vielzahl von Akteuren und unterliegt dabei variationsreichen, oftmals gegenläufigen und konfliktreichen Perspektiven, Interessen, Motiven und Einstellungen. Sie erfolgt aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln, wird geprägt durch soziale, kulturelle und historische Einflüsse sowie persönlich-biographische Erfahrungen und verfolgt nicht zuletzt pragmatische (bspw. politische, ökonomische oder persönliche) Interessen. Nach DEDERICH (vgl. 2009, 15) ist die Unübersichtlichkeit der Begriffsverwendungen in den unterschiedlichen fachspezifischen und fachübergreifenden Kontexten mit ihren differenten Intentionen und Zielsetzungen ein wesentlicher Grund dafür, dass bislang keine anerkannte Definition von Behinderung und somit auch von Schwer(st)behinderung vorliegt. Vor dem Hintergrund nicht eindeutiger Begriffe bzw. fehlender Definitionen bezeichnet GSTETTNER gegenwärtige Zuschreibungsprozesse als »gesellschaftliche Klassifikationslotterie« (1982, 131).

Für die deutschsprachige wissenschaftliche Diskussion konstatiert WALDSCHMIDT (vgl. 2005, 14), dass der Forschungsgegenstand *Behinderung* primär den Rehabilitationswissenschaften und der Heil- und Sonderpädagogik zugeordnet wird. Innerhalb derer wird

²² Im Folgenden steht der Begriff Schwer(st)behinderung bzw. schwer(st)e Behinderung zunächst stellvertretend für das soeben dargestellte Sammelsurium an Begrifflichkeiten.

sie jedoch aus verschiedenen disziplinären Perspektiven wie Pädagogik, Soziologie, Medizin, Psychologie, Philosophie, Politik oder Ethik und unter Einbezug zahlreicher theoretischer und methodischer Zugänge geführt. Darüber hinaus ist die Thematik für sozialpolitische und rechtswissenschaftliche Zusammenhänge von Belang. Der mehrperspektivische und kritische Umgang mit dem Behinderungsbegriff führt zu einem vieldiskutierten, nicht aufzulösenden Dilemma: Es geht um die Frage nach der Notwendigkeit der Begrifflichkeiten, bspw. zur Kennzeichnung des Phänomens in wissenschaftlichen Kontexten oder zur Sicherung rechtlicher Ansprüche des Personenkreises, auf der einen sowie um die Gefahr von Exklusionsmechanismen durch die Zuschreibung des negativ konnotierten Behinderungsbegriffes auf der anderen Seite.

Ein Beispiel für eine sozialpolitisch motivierte Festlegung von Behinderung, die jedoch nicht im Fokus der vorliegenden Forschungsarbeit steht, ist das Neunte Sozialgesetzbuch (SGB IX) – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen, das 2001 in Kraft trat. Dort wird eine klare Unterscheidung von Menschen mit Behinderung zu denjenigen mit einer schweren Behinderung vorgenommen, um Ansprüche auf Unterstützung und Hilfe rechtlich fixieren zu können. In § 2 Absatz 1 heißt es zunächst: »Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist« (BfH, Juli 2001, § 2 ff.). Davon deutlich abgegrenzt werden Personen mit einer schweren Behinderung, die in Absatz 2 als schwerbehindert bezeichnet werden, »wenn bei ihnen ein Grad der Behinderung von wenigstens 50 vorliegt« (ebd., § 2 ff.).²³ Innerhalb der heil- und sonderpädagogischen Praxis hingegen können keine so klaren Abgrenzungen vorgenommen werden.

Trotz aller Unterschiede innerhalb der vielschichtigen Debatten ist innerhalb der deutschen Heil- und Sonderpädagogik nach DEDERICH und GRÜBER seit den 1970er Jahren ein gemeinsamer Nenner festzustellen: der »Versuch, eine defekt- und defizitorientierte Sichtweise zugunsten eines anthropologisch fundierten Verständnisses zu überwinden

²³ Nach dem Neunten Sozialgesetzbuch (SGB IX) – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen wird die Schwere der Behinderung durch den Grad der Behinderung (GdB) ausgedrückt. Der GdB wird vom Versorgungsamt in Zehnergraden von 20 bis 100 festgestellt.

und verschiedene Umweltvariablen sowie die Ebene der Interaktion und Beziehung mit zu bedenken« (2007, 10). Ausdruck findet dieser Perspektivenwechsel auch im biopsychosozialen Modell der *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF), ein Klassifikationsmodell, das die WHO 2001 herausgab. Im Vordergrund steht nicht mehr eine ausschließlich störungs- und defizitorientierte, sondern ebenfalls Ressourcen berücksichtigende Sichtweise, die insbesondere den gesamten Lebenshintergrund der Betroffenen mit einbezieht. Der Behinderungsbegriff steht hier als formaler Oberbegriff für jede Beeinträchtigung der Funktionsfähigkeit eines Menschen, zu denen Schädigungen der Körperfunktionen sowie die Beeinträchtigung der Aktivität und der Partizipation unter Berücksichtigung umwelt- und personenbezogener Kontextfaktoren zählen (vgl. DIMDI 2005, 145 f.).²⁴ Den Vorgänger bildet die *International Classification of Impairment, Disability and Handicap* (ICIDH) von 1980, die bereits im ICIDH-2, dem Arbeitsentwurf zur ICF, modifiziert und erweitert wurde (vgl. ebd.). Eine explizite Definition schwerer Behinderung wird nicht vorgenommen. Nach LAMERS (vgl. 2000) lässt sich der Begriff der schweren Behinderung im Kontext des mehrdimensionalen Klassifikationsmodells der ICIDH-2 als Zusammenschluss aller beschriebenen Dimensionen (Ebene des Körpers, der Person und der Gesellschaft) in einem besonders schweren Grade verstehen. Definitiv leitet er daraus ab, dass bei Menschen mit einer schweren mehrfachen Behinderung

schwere Schädigungen neuromuskuloskeletaler, bewegungsbezogener, mentaler, sensorischer Funktionen, Stimm- und Sprechfunktionen sowie schwere Schädigungen der damit korrespondierenden Körperstrukturen dominieren und häufig weitere Körperfunktionen und -strukturen [...] ebenfalls betroffen sind. Sie sind in ihren elementaren Bewegungsaktivitäten, in der Fortbewegung, in den Aktivitäten des Lernens und der Anwendung von Wissen, der Kommunikation, der Selbstversorgung sowie den interpersonellen Aktivitäten schwer beeinträchtigt. Eine umfassende Partizipation an zent-

²⁴ Im Vergleich zum SGB IX, dessen Behinderungsbegriff im deutschen Sozialbereich Verwendung findet, ist der Behinderungsbegriff der ICF weitaus umfassender (vgl. DIMDI 2005, 4 f.). Die ICF wurde als Mehrzweckklassifikation für verschiedene Disziplinen und Anwendungsbereiche entwickelt. »Sie liefert eine wissenschaftliche Grundlage für das Verstehen und das Studium des Gesundheitszustands und der mit Gesundheit zusammenhängenden Zustände, der Ergebnisse und der Determinanten; sie stellt eine gemeinsame Sprache für die Beschreibung des Gesundheitszustands und der mit Gesundheit zusammenhängenden Zustände zur Verfügung [...]; ermöglicht Datenvergleiche zwischen Ländern [...]; stellt ein systematisches Verschlüsselungssystem für Gesundheitsinformationssysteme bereit« (DIMDI 2005, 11). Kritisch anzumerken ist, dass die Erarbeitung der ICF auf einer Metaebene erfolgte und somit keinen Rückschluss auf landesspezifische Definitionen des Behinderungsbegriffes, diesbezüglich öffentliche Diskussionen und Fachdebatten zulässt.

ralen Lebensbereichen und Lebenssituationen [...] ist unter erschwerten Bedingungen nur in Abhängigkeit [...] möglich (LAMERS 2000, 187).

Diese detaillierte Begriffsbestimmung zeigt auf, dass der Begriff der *schweren mehrfachen Behinderung* eine Auseinandersetzung auf unterschiedlichen Ebenen verlangt. LAMERS markiert mit seiner Definition verschiedene Themenfelder bzw. zentrale Aspekte wie körperliche Beeinträchtigungen, Lernen, Interaktion und Kommunikation, Partizipation oder Abhängigkeit, die in der heil- und sonderpädagogischen Diskussion um den Personenkreis eine wesentliche Rolle spielen.

Eine weitere (behinderten)pädagogische Begriffsbestimmung nimmt FORNEFELD (vgl. 2004, 70) vor, nach der eine *Schwerstbehinderung*²⁵ als Verbindung von zwei oder mehr Behinderungsformen (Mehrfachbehinderung) in einem gravierenden Ausprägungsgrad beschrieben werden kann, die immer mit einer geistigen Behinderung einhergeht. Auch im internationalen Austausch hat sich in Bezug auf den Personenkreis der Menschen mit schwer(st)er Behinderung eine Definition durchgesetzt, die stets eine geistige Behinderung mit einschließt. Von Mitgliedern der *International Association for the Scientific Study of Intellectual Disabilities* (IASSID), darunter auch Frau Prof. Dr. Fornefeld, wurde die Special Interest Research Group (SIRG) *Profound Intellectual Multiple Disabilities* gegründet. Diese SIRG verhandelte eine internationale Benennung und Definition für den hier fokussierten Personenkreis und einigte sich auf die Bezeichnung *People with Profound Intellectual and Multiple Disabilities*, kurz: PIMD. Auf der Homepage der SIRG heißt es dazu:

Individuals with profound intellectual and multiple disabilities form a heterogeneous group. The ›core group‹ consists of individuals with such profound cognitive disabilities that no existing standardized tests are applicable for a valid estimation of their level of intellectual capacity and who often have profound neuromotor dysfunctions for example, spastic tetraplegia. [...] Individuals with PIMD form a physically very vulnerable group of persons with a high dependence on personal assistance for every day tasks, 24 hours a day (SIRG: Profound Intellectual Multiple Disabilities, IASSID).²⁶

²⁵ Hierbei ist festzuhalten, dass die Übergänge von einer Behinderung zu einer schweren bzw. schweren mehrfachen Behinderung bzw. schwersten Behinderung fließend sind und der Superlativ *schwerst* in diesem Zusammenhang lediglich eine formal-quantitative Klassifikation darstellt, die weder eindeutig ist, noch einen inhaltlich-qualitativen Aussagewert besitzt (vgl. FORNEFELD 2006, 156; LAMERS 2000, 188).

²⁶ Vgl. www.sirgpmid.be/index.php, Stand: 05.12.2011.

Zunächst wird hier deutlich, dass das medizinische Modell von Behinderung im internationalen Kontext weiterhin einen hohen Stellenwert einnimmt. Darüber hinaus wird der Aspekt der Abhängigkeit herausgestellt, der hierzulande ebenfalls einen wesentlichen Teil aktueller Diskussionen darstellt. Nach einer These DEDERICHS (vgl. 2007, 139 f.) steigen mit der Schwere der Behinderung und den damit verbundenen Beeinträchtigungen und Einschränkungen auch die Abhängigkeiten, die sich am deutlichsten in der Angewiesenheit auf andere Menschen, Institutionen oder unterstützende Strukturen zeigen.

Anknüpfend an ihre Definition von Schwerstbehinderung weist FORNEFELD darauf hin, dass schwer(st)e Behinderung jedoch nicht nur als die Summe einzelner Behinderungsformen zu verstehen ist, sondern als »individuelles Gesamtphänomen, als Bedingungsgefüge einander wechselseitig beeinflussender Behinderungen« (2006, 157). Dieses Phänomen steht darüber hinaus in Wechselwirkung mit Beeinträchtigungen der Entwicklung und des Lernens, mit individuellen Faktoren sowie familiären, institutionellen, kulturellen, gesellschaftsbezogenen und anderen Umwelteinflüssen (vgl. FORNEFELD 2009, 116). Behinderung ist somit kein Faktum, sondern ein Phänomen (vgl. LINDMEIER 1993), das als solches den subjektiven Deutungen und Wertungen des Betrachters unterliegt (vgl. FORNEFELD 2008, 75 f.) und

das je nach Perspektive der wissenschaftlichen Betrachtung anders erscheint, d.h. andere relevante Aspekte erkennbar werden lässt. [...] Behinderung ist keine statische Größe. Sie verändert sich, folgt der Dynamik des Lebens, indem sie sich in jeder Lebensphase eines Menschen anders zeigt und andere Zugänge verlangt (FORNEFELD 2009, 116).

Der Philosoph GEORG STENGER definiert Behinderung als Phänomen, »das, läßt man sich einmal darauf ein, eine ganze Welt eröffnet, in der nicht nur alles ganz anders aussieht, sondern im Grunde auch nicht verglichen werden kann mit anderen, ohne daß man Entscheidendes nimmt« (1999, 25). Behinderung als Phänomen zu betrachten heißt, sie »als veritable, eigenständige Größe, die ihre eigenen Möglichkeiten und Wirklichkeiten hat« (STENGER 1999, 28), zu begreifen. Demzufolge ist Behinderung für »einen konkreten Menschen mit seiner konkreten Behinderung [...] kein neutraler Sachverhalt« (GRÖSCHKE 2007, 109), »Behinderung ist eine Seinsform« (FORNEFELD 2009, 118). Nach FORNEFELD haben phänomenologische Analysen zum Wesen von Behinderung gezeigt, dass Behinderung als Phänomen das Erkenntnisvermögen übersteigt. »Der

Mensch ist in seiner Behinderung nicht erfassbar. [...] Es ist immer mehr und anders, als wir es uns denken und in Begriffen, in Sprache fassen können« (FORNEFELD 2008, 62). Daraus folgt im Umkehrschluss: »Die Lebenserfahrung behinderter Menschen geht im *Begriff der Behinderung* niemals restlos auf« (GRÖSCHKE 2007, 109).

Vor diesem Hintergrund lässt sich zusammenfassend festhalten, dass eine Schwer(st)-behinderung ein komplexes Phänomen darstellt, das selbst in der eigenen Disziplin nicht eindeutig definiert wird und nach FRÖHLICH im engeren Sinne auch gar nicht definiert werden kann. »Es kann äußerstenfalls eine Beschreibung der besonderen Bedürfnisse und Notwendigkeiten von Menschen gegeben werden, die wir als jeweils schwerst-behindert bezeichnen« (FRÖHLICH 2007, 224). Diese Sichtweise vertritt auch FORNEFELD (vgl. 2007, 82) und stellt mit dem Terminus *Komplexe Behinderung* einen neuen Begriff zur Diskussion, der eben die komplexen Bedürfnisse eines Menschen in den Vordergrund rückt.

Komplexe Behinderung

Mit dem Terminus der *Komplexen Behinderung* hat FORNEFELD einen Begriff geprägt und in die Diskussion eingeführt, der geeignet erscheint das bestehende Sammelsurium an Begrifflichkeiten innerhalb der Geistig- und Schwerstbehindertenpädagogik abzulösen. In ihrem Buch »Menschen mit Komplexer Behinderung. Selbstverständnis und Aufgaben der Behindertenhilfe« (2008) weist sie ausdrücklich darauf hin, dass es nicht darum geht, eine neue Definition im Sinne einer neuen Eigenschaftsbeschreibung von Personen hervorzubringen, sondern darum, einer Gruppe von Menschen einen Namen zu geben. Mit der Namensgebung ist der Anspruch verbunden, ein komplexes menschliches Phänomen zur Sprache zu bringen, sowie die Anerkennung des Personenkreises und deren ethische und rechtliche Aufwertung (vgl. FORNEFELD 2008, 51). FORNEFELD stellt den Terminus auf der Grundlage eines verstehenden anthropologisch-phänomenologischen Zuganges zum Forschungsfeld zur Diskussion. Es geht demnach also »nicht darum, zu verstehen was Behinderung *ist*, sondern um das, was Behinderung *ausmacht*, d.h. es geht um die Erfassung des ›Wesens‹ von Behinderung« (ebd., 66).

Die Begriffsentwicklung stellt eine Antwort auf die aktuellen Entwicklungen innerhalb der Pädagogik und Rehabilitation von Menschen mit geistiger Behinderung sowie der Behinderten- und Sozialpolitik respektive der deutschen Hilfesysteme dar (vgl. FORNEFELD 2008, 14 ff.). Im Kontext umfassender Reformprozesse vollzog sich innerhalb der Behindertenpädagogik in den letzten vierzig Jahren ein grundlegender Wertewandel, von einer karitativen Fürsorge hin zu den nun vorherrschenden Leitgedanken von Normalisierung, Selbstbestimmung, Teilhabe, Empowerment, Integration und Inklusion (vgl. ebd., 9). Die Ausweitung offener Hilfen und eine fortschreitende Deinstitutionalisierung richten sich gegen die lange Zeit vorherrschenden Leitideen der Verwahrung, Pflege und Desintegration. Menschen mit Behinderung werden nicht länger als passive Wohltätigkeitsempfänger angesehen, sondern als mündige Bürger und Kunden sozialer Dienste verstanden. In Anbetracht der gegenwärtigen, intentional durchaus positiv zu bewertenden Erweiterung von Möglichkeiten, Rechten etc. für Menschen mit Behinderung gerät ein wichtiger Punkt jedoch aus dem Blick: dass die bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse weiterhin Bestand haben (vgl. ebd., 21). Die unkritische Übernahme neoliberalen Denkens, gemeint sind dessen Prinzipien von Gleichheit und Autonomie sowie die damit verbundene zunehmende Forderung nach Eigenverantwortung (vgl. hierzu auch DEDERICH 2009, 29; GAEDT 2003, 86 f.), stellen für die Schwächsten unter den Menschen mit Behinderung in besonderer Weise Ausschlusskriterien dar (vgl. FORNEFELD 2008, 50). Menschen, die aufgrund ihrer Beeinträchtigung den Selbstbestimmungs- und Integrationserwartungen nicht entsprechen, befinden sich in der Gefahr gesellschaftlicher Exklusion und damit auch des Ausschlusses durch das Hilfesystem selbst (vgl. FORNEFELD 2009, 98). Derartige Befürchtungen haben sich in Deutschland mit dem Inkrafttreten des *Übereinkommens der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderung* (UN-Behindertenrechtskonvention, kurz: BRK)²⁷ im März 2009 verschärft. Insbesondere von Vertretern der Schwerstbehindertenpädagogik wird davon ausgegangen, dass

²⁷ Die *UN-Behindertenrechtskonvention* wurde im Dezember 2006 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedet und trat im Mai 2008 in Kraft. Für Deutschland ist sie seit März 2009 geltend, nachdem die Ratifizierung durch Bundestag und Bundesrat im Dezember 2008 erfolgte. Zweck des Übereinkommens (Artikel 1) ist es, »den vollen und gleichberechtigten Genuss aller Menschenrechte und Grundfreiheiten durch alle Menschen mit Behinderungen zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten und die Achtung der ihnen innewohnenden Würde zu fördern« (BUNDESBEHINDERTENBEAUFTRAGTER Okt. 2010, 12).

die in der sozial- und insbesondere bildungspolitischen Diskussion immer lauter werden den Forderungen nach Integration/Inklusion²⁸ gleichzeitig auch Exklusionsrisiken für Menschen mit Komplexer Behinderung darstellen. Zwar beziehen sich die Integrationsbemühungen auf alle Menschen mit Behinderung, dennoch ist offensichtlich, dass die Integration von Menschen mit Komplexer Behinderung eine zusätzliche Herausforderung an die Institutionen darstellt. Inwieweit es gelingen wird, diesen Personenkreis in die Überlegungen und Umsetzungen hinsichtlich bevorstehender Integrationsprozesse mit einzubeziehen, bleibt abzuwarten. Zur Sicherung ihrer humanen Ansprüche muss das Bewusstsein für diese Personengruppe geweckt bzw. geschärft und ein pädagogischer, ethischer und rechtlicher Schutzraum geschaffen werden (vgl. FORNEFELD 2008, 10 ff.). Dieser Argumentation folgend, kann auf den Behinderungsbegriff nicht verzichtet werden, da infolge dessen den Bedürfnissen betroffener Menschen nicht Rechnung getragen werden könnte (vgl. ebd., 76). Behinderung beschreibt FORNEFELD zunächst als Phänomen mit »chaotisch-mannigfaltiger Bedeutsamkeit« (2008, 74), das in Verbindung mit den subjektiven Deutungen und Wertungen von Bezugspersonen zu einer überaus komplexen Lebenswirklichkeit führt.

Der Name »Menschen mit Komplexer Behinderung« verbindet Personen mit geistiger Behinderung, die innerhalb der Gesamtpopulation der Menschen mit Behinderung vom System als die angeblich Leistungsschwächsten übersehen werden. Sie unterscheiden sich in ihren Schädigungen und Beeinträchtigungen stark voneinander, nicht aber in der Komplexität ihrer Lebensbedingungen (FORNEFELD 2008, 10).²⁹

Komplexität wird hier zum Charakteristikum der beschriebenen Lebenswirklichkeit des Personenkreises (vgl. ebd., 76). Und eben die daraus resultierenden »Komplexe[n] Bedürfnisse machen die Behinderung zu einer komplexen« (FORNEFELD 2007b, 82). Der

²⁸ Im Folgenden wird in Bezug auf die UN-Behindertenrechtskonvention der Begriff der *Integration* verwendet, wie er auch in der deutschsprachigen Übersetzung vorzufinden ist. Bezüglich der hiesigen Integrationsdebatten sind insbesondere folgende Artikel relevant: Ein Grundsatz in Artikel 3 ist »die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft«, in Artikel 24 wird das Recht auf integrative Bildung und in Artikel 27 auf einen »integrativen und für Menschen mit Behinderung zugänglichen Arbeitsmarkt« (BUNDESBEHINDERTENBEAUFTRAGTER Okt. 2010, 14, 35-37, 41 ff.) festgeschrieben.

²⁹ In Bezug auf die hier lediglich genannte geistige Behinderung sei zum besseren Verständnis nochmals auf die Definition von FORNEFELD (2004, 70) verwiesen, nach der eine *Schwerstbehinderung* als Verbindung von zwei oder mehr Behinderungsformen in einem gravierenden Ausprägungsgrad beschrieben werden kann, die immer mit einer geistigen Behinderung einhergeht.

Begriff *komplex* ist auf das lateinische *complexus* zurückzuführen und bedeutet so viel wie *zusammenhängend, verknüpft, ineinander gefügt* (vgl. (FORNEFELD 2008, 76) und scheint das Gemeinte zunächst gut wiedergeben zu können.

FORNEFELD weist jedoch auf ein Dilemma in Bezug auf die Entwicklung der Namensgebung hin und zeigt die pointierte Verwendung der Begrifflichkeiten auf. In den vorangegangenen Ausführungen wurde Folgendes deutlich: »Behinderung ist kein Faktum, sondern ein Phänomen und als solches per se komplex« (ebd., 77). Eine adjektivische Verwendung – Menschen mit komplexer Behinderung – würde demnach eine Tautologie darstellen. Aufgrund dessen wird die Bezeichnung *Menschen mit Komplexer Behinderung* von FORNEFELD nicht adjektivisch als Eigenschaftsbeschreibung verwendet, sondern als Attribut der Lebensbedingungen des Personenkreises. Zur Komplexität des Phänomens kommt die Komplexität der erschwerten Lebensbedingungen, die zu einer Komplexitätssteigerung führt. Symbolisiert durch die Großschreibung des Begriffes *Komplex* wird die Bezeichnung zu einem Eigennamen (vgl. ebd., 65, 78 ff.). Weiterhin macht sie deutlich, dass die von ihr getroffenen zentralen anthropologischen Aussagen zunächst alle Menschen mit Behinderung betreffen. Aus diesem Grund sollte man erst dann von Menschen mit Komplexer Behinderung sprechen, wenn die Erwartungen an Selbstbestimmung, Inklusion und Teilhabe an ihre Grenzen stoßen bzw. nicht erfüllt werden können. Andernfalls könnte die Schutzfunktion, die mit der Namensgebung verbunden ist, nicht erfüllt werden (vgl. ebd., 77).

In Anbetracht der vorangegangenen Ausführungen wird Komplexe Behinderung im Kontext der vorliegenden Forschungsarbeit als individuelles dynamisches Phänomen begriffen, das sich in einem Bedingungsgefüge aus reziprok zueinander stehenden Behinderungsformen bzw. Symptomen sowie sozialer, kultureller, historischer und biographischer Einflüsse darstellt. Eine Annäherung kann demnach nur aus dem jeweiligen Lebenskontext heraus erfolgen. Trotz beträchtlicher individueller Unterschiede der Menschen mit Komplexer Behinderung kann im Hinblick auf die Thematik und die Zielsetzung dieser Forschungsarbeit zusammenfassend festgehalten werden, dass eine Gemeinsamkeit des Personenkreises die außerordentliche »Komplexität ihrer Lebensbedingungen« (FORNEFELD 2008, 10) ist, dass sie »einen besonderen Unterstützungsbedarf haben und [...] die Gefahr der Abhängigkeit besonders groß ist« (DEDERICH/GRÜBER 2007a, 12).

1.4 Forschungsdesiderate und Konsequenzen für die Studie

Die Annäherung an den Untersuchungsgegenstand hat gezeigt, dass das Themenfeld *Migration und (Komplexe) Behinderung* wissenschaftlich bisher nicht ausreichend untersucht wurde und in Praxis und Forschung viele Fragen offen lässt. Im Folgenden werden bisher dargestellte Forschungsdesiderate und entwickelte Fragestellungen aufgegriffen und zusammengefasst sowie Konsequenzen für die Studie abgeleitet.

Die Feststellung einer bislang unzureichenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Gesamtphänomen Migration und Behinderung verweist zunächst auf Forschungsdesiderate hinsichtlich der gesamten Thematik. Die Forschungsarbeit ist aufgrund dessen als explorative Studie anzusehen, die als Forschungsgrundlage für einen bislang noch wenig strukturierten und hier sehr weit gefassten Gegenstandsbereich anzusehen ist. Sie dient u.a. dazu, einen gesamthematischen Überblick zu verschaffen, mit der Möglichkeit, bedeutsame themenspezifische Aspekte herauszuarbeiten und signifikante Forschungsfragen zu entwickeln. Grundsätzlich ist der Frage nachzugehen, inwieweit *Migration und Behinderung* als spezifisches Phänomen in Erscheinung tritt, das als solches für die Forschungslandschaft der Geistig- und Schwerstbehindertenpädagogik an Bedeutung gewinnt bzw. gewinnen sollte und welche spezifischen Anforderungen sich möglicherweise für das Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem ergeben.

Die bisherige Auseinandersetzung mit dem Themenfeld, so konnte im Abschnitt zum aktuellen Stand der Diskussion dargestellt werden, erfolgt vornehmlich aus Perspektive der Behindertenhilfe und fokussiert die Passung zwischen ihren Einrichtungen und den Eltern mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung. Die diesbezügliche Annäherung an den Personenkreis, bspw. zur Erklärung wahrgenommener Problemlagen, erfolgt dabei häufig über eine kulturspezifische Betrachtungsweise, die sich stark an der Herkunftsnation bzw. -kultur der betroffenen Familien orientiert. Eine solche Herangehensweise, so konnte gezeigt werden, erscheint im Kontext von Migration und damit zusammenhängenden kulturellen Transformationsprozessen jedoch als unzureichend.

Stattdessen konnte aufgezeigt werden, dass in einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Thematik Migration und Behinderung zusätzlich zu einer (1) kulturspezifi-

schen Betrachtungsweise, hier insbesondere hinsichtlich kulturgeschichtlich geprägter Wahrnehmungs-, Deutungs- und Erklärungsmuster von sowie dem Umgang mit Behinderung, weitere Aspekte Beachtung finden müssen. Hierzu zählt (2) die Berücksichtigung von Interkulturalität bzw. kulturellen Transformationsprozessen infolge von Migration, die sehr unterschiedlich verlaufen können und mit unterschiedlichem Ausprägungsgrad in Erscheinung treten, und damit (3) die Notwendigkeit einer individuellen Betrachtung der Lebenswelt von Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit (Komplexer) Behinderung.

Eine solche individuelle Betrachtung der Lebens- und Alltagssituation bzw. der Lebenswelt betroffener Familien wird innerhalb der vorliegenden Forschungsarbeit, unter Berücksichtigung der ersten beiden genannten Punkte, vorgenommen. Die soziale Wirklichkeit wird unter Einschluss der Betroffenen und aus deren subjektiver Perspektive heraus über einen verstehenden Zugang rekonstruiert. Das übergeordnete *Erkenntnisinteresse* der Arbeit liegt demnach im Verstehen bzw. Fremdverstehen der Lebenswelt der Familien.

Aufgrund des Neuheitsgrades der Themenstellung wurde eine erste Forschungsfrage entwickelt, die sich auf einen sehr weit gefassten Gegenstandsbereich bezieht: *Wie deuten Eltern mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Komplexer Behinderung die Faktoren Migration und Behinderung im Kontext ihrer Biographie?* Die Frage zielt darauf ab, grundlegende Erkenntnisse über die Relevanz und das Verhältnis der Aspekte Migration und Behinderung innerhalb der Biographie betroffener Eltern, aus deren subjektiver Perspektive heraus, zu erlangen. Die zweite, ebenfalls forschungsleitende Fragestellung lautet: *Welche subjektiven Relevanzsetzungen bzw. Relevanzsysteme lassen sich identifizieren und welche Ressourcen und Bedarfe können daraus möglicherweise abgeleitet werden?* Mittels dieser soll Aufschluss darüber erlangt werden, welche Lebensbereiche und biographischen Aspekte im Kontext von Migration und Behinderung als für die Familien bedeutungsvoll in Erscheinung treten. Soweit dies möglich ist, sollen daraus Ressourcen und Bedarfe, bspw. hinsichtlich Hilfs- und Unterstützungsmaßnahmen, abgeleitet werden.

Aus den beiden genannten forschungsleitenden Fragestellungen lassen sich erste Konsequenzen für das Forschungsdesign der vorliegenden Studie ableiten. Da die Fragestellungen nicht darauf abzielen, kulturspezifische Besonderheiten hinsichtlich eines bestimm-

ten Herkunftslandes von Familien mit Migrationshintergrund herauszuarbeiten, werden Eltern befragt, die aus unterschiedlichen Ländern nach Deutschland migriert sind. Die Untersuchung erfordert einen wissenschaftstheoretischen und methodischen Bezugsrahmen, der die gesamte Biographie der Familien aus deren subjektiver Perspektive heraus berücksichtigt und diese mit gesellschaftlichen Strukturen und (inter-)kulturellen Einflüssen und Entwicklungen verbindet. Hinsichtlich der Identifizierung subjektiver Relevanzsetzungen muss den Befragten während des Prozesses der Datenerhebung ausreichend Raum gelassen werden, bedeutsame Aspekte und Themenbereiche als solche markieren zu können. Gleichzeitig muss die Möglichkeit bestehen, eine gewisse Strukturierung und inhaltliche Schwerpunktsetzung vorzunehmen, da bestimmten Bereiche der einzelnen Biographien für die Forschungsarbeit von besonderem Interesse sind.

In den beiden genannten, weit gefassten und die Studie leitenden Forschungsfragen sind eine Vielzahl spezifischer Fragestellungen enthalten. Einige dieser auf bestimmte Schwerpunkte bezogenen Fragen konnten sich aus der vorangegangenen Auseinandersetzung mit dem Themenfeld Migration und Behinderung ableiten lassen. Wohl wissend, dass diese den Hauptfragen immanent sind, seien einige von ihnen hier aufgeführt:

- Inwieweit wirkt sich die beschriebene Entwicklung von Ressourcen und Copingstrategien sowie einer erweiterten Handlungsfähigkeit durch das Erleben von Migration bzw. die Eingebundenheit in eine Familie mit Migrationshintergrund und/oder die Geburt eines Kindes mit Behinderung ggf. positiv auf den je anderen Bereich aus?
- Welcher Bedeutungsgrad kommt einer kulturspezifischen Betrachtungsweise auf Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung hinsichtlich ihrer Wahrnehmungs-, Deutungs- und Erklärungsmuster von und dem Umgang mit Behinderung zu und welchen Stellenwert haben kulturelle Transformationsprozesse infolge von Migrationsprozessen?
- Wie wird von den Eltern die Komplexe Behinderung ihres Kindes wahrgenommen?

Ogleich die Passung zwischen Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung und den Einrichtungen der Behindertenhilfe zunächst nicht im Zentrum der Studie steht, wurde diese Fokussierung innerhalb der aktuellen Diskussion jedoch zur Kenntnis genommen. Aus dieser lassen sich ebenfalls Fragen ableiten, zu deren Beant-

wortung möglicherweise beigetragen werden kann. Folgende Fragestellungen könnten diesbezüglich von Interesse sein, die sich hier auf die Perspektive der Eltern beziehen:

- Welche möglicherweise spezifischen Bedarfe bestehen hinsichtlich des deutschen Hilfesystems und welche Anforderungen könnten sich daraus für die Behindertenhilfe ableiten lassen?
- Welche Barrieren des Zugangs und der Inanspruchnahme ergeben sich auf Seiten der Familien möglicherweise hinsichtlich der Angebote der Behindertenhilfe?
- Welche Barrieren des Zugangs und der Inanspruchnahme der Angebote der Behindertenhilfe lassen sich, verbunden mit der Frage nach der Notwendigkeit spezifischer heilpädagogischer interkultureller Kompetenzen, identifizieren?
- Welche Zuschreibungs- und Erwartungsmuster ergeben sich bei den Familien in Bezug auf das deutsche Hilfesystem bzw. die Behindertenhilfe und deren Fachkräfte?

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass im Vordergrund dieser explorativen Studie Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit komplexer Behinderung mit ihren subjektiven Relevanzsetzungen und Deutungsmustern in Bezug auf das Themenfeld Migration und Behinderung stehen.

2 WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE UND METHODISCHE GRUNDLAGEN DER STUDIE

»Einer ist dem anderen immer nur *auf der Spur*«

BERNHARD WALDENFELS (1998, 53).

Nachdem einleitend die Fragestellung, das Erkenntnisinteresse und die Zielsetzung der Arbeit dargestellt und anschließend der Forschungsgegenstand sowie bestehende Forschungsdesiderate näher in den Blick genommen wurden, bedarf es nun der Klärung der wissenschaftstheoretischen und methodischen Grundlagen für die vorliegende Studie.

Das übergeordnete Erkenntnisinteresse der Studie, das im Verstehen bzw. Fremdverstehen der Lebenswelt von Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit komplexer Behinderung liegt, erfordert zunächst eine grundlegende Klärung des Lebensweltbegriffes. Dieser findet in den gegenwärtigen human- bzw. sozialwissenschaftlichen Diskursen großen Anklang und tritt innerhalb unterschiedlicher Bezugstheorien mit verschiedenen definitorischen Nuancen in Erscheinung (vgl. ANTOR 2006, 233). Die bestehende Vielschichtigkeit des Begriffes verlangt eine Präzisierung, die in der vorliegenden Arbeit auf der Grundlage der *phänomenologischen Soziologie* nach SCHÜTZ und insbesondere seiner Grundannahmen zu den »Strukturen der Lebenswelt« (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979) erfolgt.

SCHÜTZ' Lebensweltkonzept gibt der Arbeit einen soziologisch-wissenschaftstheoretischen Bezugsrahmen, der in Anbetracht der Begründungszusammenhänge der gesamten Arbeit, d.h. hinsichtlich der Themen- und Fragestellung sowie der methodologisch-methodischen Überlegungen, als besonders geeignet erscheint. Die Grundstrukturen dieser Lebenswelt bilden für die vorliegende Forschungsarbeit den Hintergrund, vor dem menschliches Denken und Handeln gedeutet wird (vgl. ebd., 25).

2.1 Die »Strukturen der Lebenswelt« nach ALFRED SCHÜTZ – Erkenntnistheoretische Grundannahmen

Der Sozialwissenschaftler ALFRED SCHÜTZ (*1899, †1959) gilt als Begründer der *phänomenologischen Soziologie*, die er auf der Basis der *verstehenden Soziologie* MAX WEBERS, der philosophischen Grundposition der *Phänomenologie* von EDMUND HUSSERL und ferner der *Philosophie der Dauer* nach HENRI BERGSON entwickelte (vgl. SCHÜTZ 1981). Den Grundstein seiner Theorie legt SCHÜTZ (1981) mit seiner einzigen zu Lebzeiten veröffentlichten Monographie »Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie«, in der er grundlegende Positionen absteckt, die auch für seine späteren Abhandlungen relevant sind. Darüber hinaus sind in diesem frühen Werk bereits viele Thematiken und Begriffe angelegt, die SCHÜTZ für seine Theorie der Lebenswelt übernimmt bzw. präzisiert und weiterentwickelt. Im Folgenden werden zunächst diesbezüglich relevante Grundpositionen skizziert, bevor die Strukturen der Lebenswelt näher in den Blick genommen werden.

Zentralbegriff und zugleich grundlegendes Element der phänomenologischen Soziologie ist der *subjektive Sinn* nach WEBER. Die damit verbundene Leitidee, die ursprünglich auf GEORG SIMMEL zurückzuführen ist, besagt:

Alle Arten sozialer Beziehungen und Gebilde sowie kulturellen Gegenstände – Werkzeuge, Symbole, Sprachsysteme, Kunstwerke, soziale Institutionen und so weiter – konstituieren sich im Handeln der einzelnen Akteure der Sozialwelt und sind somit in ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung auf die Verhaltensweisen Einzelner, auf die Tätigkeit menschlicher Individuen zurückzuführen (HANKE 2002, 25 in Anlehnung an SCHÜTZ 1981, 13).

Grundlegend kann damit zunächst festgehalten werden, dass allen komplexen Phänomenen der Sozialwelt derjenige Sinn zugrunde liegt, den die Handelnden mit ihren Handlungen verbinden, und demnach nur »das Handeln des Einzelnen und dessen gemeinter Sinngehalt [...] verstehbar« (SCHÜTZ 1981, 13) ist. Oder anders formuliert: Nur über die Deutung dieser individuellen Sinngehalte erhält man Zugang zur Deutung sozialer Phänomene. Somit tritt die Perspektive des subjektiv sinnhaft Handelnden, sowohl als Konstrukteur als auch Interpret jeglicher Wirklichkeit, in den Vordergrund (vgl. HANKE

2002, 12) und das »Erfassen des subjektiven Sinns dieses Handelns ist der ›verstehenden‹ Soziologie aufgegeben« (ebd., 35).

In SCHÜTZ' Werk zum sinnhaften Aufbau der sozialen Welt kann die phänomenologische Konstitutionsanalyse³⁰ des Sinnphänomens, d.h. die Analyse des Ursprungs von Sinnsetzungen, als ein zentrales Element hervorgehoben werden. Nach SCHÜTZ ist Sinn »die Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis« (1981, 54). Wir kommen zunächst mit der Welt in Kontakt, indem wir sie *erleben*. Diese *Erlebnisse* lagern sich ab und werden durch Situationen, in denen wir sie erinnern, über Bewusstseinsleistungen in *Erfahrungen* verwandelt (vgl. ABELS 2007, 66 f.). *Erfahrung* kann demnach beschrieben werden als der Inbegriff aller reflexiven Zuwendungen des Ich auf seine abgelaufenen Erlebnisse (vgl. SCHÜTZ 1981, 104).³¹ Mittels dieser Erfahrungen konstruieren wir uns, wie später noch gezeigt wird, unsere Wirklichkeit (vgl. ABELS 2007, 62/66 ff.). »Der spezifische Sinn eines Erlebnisses [...] besteht dann in der Einordnung dieses Erlebnisses in den vorgegebenen Gesamtzusammenhang der Erfahrung« (SCHÜTZ 1981, 104). In Abgrenzung zu einer umgangssprachlichen Verwendung darf *Sinn* nach ABELS (vgl. 2007, 67) nicht verwechselt bzw. gleichgesetzt werden mit Begriffen wie *vernünftig* oder *folgerichtig*, sondern bedeutet, dass zwischen zwei Erfahrungen oder Phänomenen eine bedeutsame Verbindung hergestellt wird, und verweist somit auf etwas, das außerhalb der Phänomene selbst liegt. Durch die Darstellung der Konstitution von Sinn im Erleben des Einzelnen konnte ein erster Sinnbegriff ermittelt werden, der auch für SCHÜTZ' Theorie der Lebenswelt grundlegend ist (vgl. ENDREß 2007, 375).

Sein geplantes Hauptwerk über die Theorie der Lebenswelt konnte SCHÜTZ zu Lebzeiten nicht fertigstellen. Seine Aufzeichnungen wurden posthum durch seinen Schüler THOMAS LUCKMANN³² überarbeitet und unter dem Titel »Strukturen der Lebenswelt« (SCHÜTZ/

³⁰ Zur *Konstitutionsanalyse* und zu anderen Begriffen der Phänomenologie vgl. VETTER (2004).

³¹ Hier ließe sich mit WALDENFELS kritisch fragen, ob Sinn, wie SCHÜTZ es formuliert, prinzipiell nur *reflexiv* zu erfassen ist (vgl. WALDENFELS 1979, 3; BURKARD 2007, 99 f.) oder ob »ein in tieferen, reflexiv nur bedingt zugänglichen Schichten abgelagertes Wissen [...], mit tradierten kulturellen Gewissheiten angereicherte, in Fleisch und Blut sedimentierte biographische Erfahrung [...] auch in nicht bewusster Form wichtig ist für die jeweilige individuelle Sicht der Welt, den Sinnhorizont des eigenen Lebens« (DEDERICH 2001, 126).

³² Die *soziologische Phänomenologie* nach SCHÜTZ diente seinen Schülern LUCKMANN und BERGER (2007) als Hauptbezugspunkt für ihr gemeinsames Werk »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirk-

LUCKMANN 1979, 1994) veröffentlicht. Hierin knüpft SCHÜTZ an das Lebensweltkonzept HUSSERLS an und führt dieses für die *interpretative Soziologie* ein. Die wichtigsten Strukturmerkmale der Lebenswelt werden im Folgenden dargestellt.

Die Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken deuten und erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den – in der natürlichen Einstellung verharrenden – Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen. Diese Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 25).

Zur Analyse der Lebenswelt setzt SCHÜTZ zunächst an der subjektiven Perspektive des Handelnden an. Er richtet sein Augenmerk primär auf den Wirklichkeitsbereich der *Lebenswelt des Alltags*, den er als den »vornehmlichste[n] Wirklichkeitsbereich« oder auch als »Vorzugsrealität« (ebd., 47/62 ff.) beschreibt. Der Begriff des Wirklichkeitsbereiches verweist zunächst darauf, dass es noch andere Bereiche der Wirklichkeit gibt, wie den Traum oder die Phantasie³³ (vgl. ABELS 2007, 72). Der *Alltagswelt*, »die wir als jene Wirklichkeit definieren, die der wache, normale Erwachsene in der natürlichen Einstellung als schlicht gegeben vorfindet«, gilt jedoch SCHÜTZ' Hauptinteresse. In der *natürlichen Einstellung* befindet sich der Mensch immer in einer Welt, die für ihn fraglos und selbstverständlich »wirklich« ist (vgl. SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 25). Grundannahmen, die für die natürliche Einstellung charakteristisch sind und als fraglos gegeben angesetzt werden, sind die »Konstanz der Weltstruktur«, die »Konstanz der Gültigkeit unserer Erfahrung von der Welt« und die »Konstanz unserer Vermöglichkeit, auf die Welt und in ihr zu wirken« (SCHÜTZ 1971a, 153). Begründet durch die Annahme der Konstanz der Weltstruktur vollzieht sich unser Denken und Handeln auf der Grundlage zweier *Idealisierungen*:

- (1) der Idealität des »und so weiter«, d.h. der Annahme, dass das, was sich in meiner Erfahrung als gültig erwiesen hat, auch weiterhin gültig bleiben wird.
- (2) der Idealität des »ich kann immer wieder«, d.h. der Erwartung, dass ich das, was ich bisher in dieser Welt und auf sie wirkend vollbringen konnte, wieder und immer wieder vollbringen kann (vgl. SCHÜTZ 1971a, 153; SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 29).

lichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie«, das in sozialwissenschaftlichen Kreisen international große Anerkennung erfährt (vgl. TREIBEL 2006, 91 f.).

³³ Zu weiteren Wirklichkeitsbereichen vgl. SCHÜTZ und LUCKMANN (1979, 48 ff.).

Die Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt ist räumlich (Welt aktueller Reichweite, Welt potenzieller Reichweite), zeitlich (die Weltzeit, die Zeitstruktur der Reichweite, die subjektive Zeit) und sozial-kulturell (soziale Umwelt, Mitwelt, Vorwelt) gegliedert (vgl. SCHÜTZ 1971a, 155 ff.; SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 63-65/133 ff.).³⁴ Dem sozialen Aspekt der alltäglichen Lebenswelt kommt nach SCHÜTZ eine besondere Bedeutung zu. Bereits in seinen Ausführungen zum sinnhaften Aufbau der sozialen Welt beginnt er seine Konstitutionsanalysen des Sinnphänomens in einer hypothetisch angenommenen ›Sphäre des einsamen Ich‹ (vgl. ENDREß 2007, 373), doch erst mit dem »Übergang in die soziale Sphäre« kommt, so SCHÜTZ, dem Sinnbegriff »die soziologisch relevante Bedeutung zu« (1981, 48). In der natürlichen Einstellung nehme ich diesbezüglich als gegeben hin, dass in

meiner Welt auch andere Menschen existieren, [...] mit einem Bewußtsein begabt, das wesentlich dem meinen gleicht. So ist meine Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv; die Grundstruktur ihrer Wirklichkeit ist uns gemeinsam. Es ist mir selbstverständlich, daß ich bis zu einem gewissen Maß von den Erlebnissen meiner Mitmenschen Kenntnis erlangen kann, [...] daß ich auf meine Mitmenschen wirken kann, wie auch, daß sie auf mich wirken können, [...] daß eine gegliederte Sozial- und Kulturwelt als Bezugsrahmen für mich und meine Mitmenschen historisch vorgegeben ist, und zwar in einer ebenso fraglosen Weise wie die ›Naturwelt‹; [...] daß also die Situation, in der ich mich jeweils befinde, nur zu einem geringen Teil eine rein von mir geschaffene ist (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 26 f.).

Die alltägliche Wirklichkeit der Lebenswelt umfasst folglich sowohl die von mir erfahrene *Natur* als auch die *Sozial* bzw. *Kulturwelt*, in der ich mich befinde (vgl. ebd., 26). Sie ist von Anfang an *intersubjektive Sozialwelt* bzw. *intersubjektive Kulturwelt*.

Sie ist intersubjektiv, da wir in ihr als Mensch unter Menschen leben, an welche wir durch gemeinsames Einwirken und Arbeiten gebunden sind, welche wir verstehen und von welchen wir verstanden werden. Es ist eine Kulturwelt, da die Welt des täglichen Lebens von allem Anfang an für uns ein Universum von Bedeutungen ist, also ein Sinnzusammenhang, den wir interpretieren müssen, um uns in ihm zurechtzufinden und mit ihm ins Reine zu kommen (vgl. SCHÜTZ 1971b, 11).

Die Lebenswelt des Alltags als Natur- und Sozialwelt ist Schauplatz und Zielgebiet wechselseitigen Handelns zugleich. Sie ist eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen

³⁴ Ausführlich zur Aufschichtung der Lebenswelt in *räumliche*, *zeitliche* und *soziale Strukturen* vgl. SCHÜTZ (1979, 62 ff.).

modifizieren und die zugleich unsere Handlungen modifiziert (vgl. SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 28).

Das Denken und Handeln in der natürlichen Einstellung wird durch das pragmatische Motiv bestimmt, d.h. hinsichtlich der Lösung praktischer Probleme (vgl. ebd., 28/36/42 ff.). Um diesbezüglich in der Welt handeln und wirken zu können, muss ich meine Lebenswelt zu jenem Grad verstehen bzw. auslegen können, der dazu nötig ist. In Bezug auf die Sozialwelt kann festgehalten werden, dass Handlungen auf Sinn verweisen, der ausgelegt werden muss. Ein Grundprinzip der natürlichen Einstellung in Bezug auf Mitmenschen ist demnach Sinndeutung bzw. Verstehen, um mich in der Lebenswelt zurechtzufinden (vgl. ebd., 39). Als die wichtigsten Strukturmerkmale der alltäglichen Lebenswelt sind hinsichtlich der Auslegung der Welt die in einem reziproken Verhältnis zueinander stehenden Elemente des *Wissensvorrates*, der *Relevanz* und *Typik* zu nennen, deren Grundstrukturen im Folgenden dargestellt werden.

Eine Auslegung der Welt vollzieht sich nach SCHÜTZ (vgl. ebd., 29) auf einem Vorrat an *Erfahrungen*, die sich zu einem *Wissensvorrat* zusammenschließen und mir als Bezugsschema für meine Weltauslegung dienen. Der Wissensvorrat speist sich zu großen Teilen aus übernommenen Gruppenerfahrungen, d.h. aus durch Mitmenschen übermittelte Erfahrungen, und schließt die eigenen unmittelbaren Vorerfahrungen mit ein.

Der subjektive Ursprung gesellschaftlichen Wissens und das gesellschaftliche a priori – die empirische Priorität des gesellschaftlichen Wissensvorrates gegenüber dem subjektiven Wissensbestand – konstituieren im Aneignungsprozeß gemeinsam das Netzwerk der Strukturen der Lebenswelt (SOEFFNER 1987, 802).

So befindet sich der Mensch zu jedem Zeitpunkt seines täglichen Lebens in einer biographisch bestimmten Situation, die aus der Ablagerung sämtlicher vergangener Erfahrungen in einem Wissensvorrat organisiert ist. Dieser Vorrat an Wissen, mit dessen Hilfe er jede Situation definiert und bewältigt, ist ihm allein als einzigartiger Besitz gegeben (vgl. SCHÜTZ 1971b, 10 f.; SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 133). Teile dieses verfügbaren Wissens werden für uns zu Routine, d.h. sie werden, ohne dass wir sie ständig reflektieren, zu *Gewohnheitswissen*³⁵ (vgl. ebd., 133 ff.). Prinzipiell weist SCHÜTZ darauf hin, dass

³⁵ SCHÜTZ (vgl. 1979, 139 ff.) unterscheidet drei Formen des *Gewohnheitswissens*: *Fertigkeiten*, *Gebrauchswissen* und *Rezeptwissen*, betont jedoch, dass die dazwischenliegenden Grenzen fließend

davon ausgegangen werden muss, dass der »lebensweltliche Wissensvorrat nicht das Ergebnis rationaler Denkvorgänge in der theoretischen Einstellung ist« (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 158) und seine Elemente weder kohärent, klar und frei von Widersprüchen noch systematisch und hierarchisch angeordnete Sätze sind (vgl. SCHÜTZ 1972, 56). Den Wissenserwerb beschreibt er als »die Sedimentierung aktueller Erfahrungen nach Relevanz und Typik in Sinnstrukturen, die ihrerseits in die Bestimmung aktueller Situationen und Auslegung aktueller Erfahrungen eingeht« (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 154).

Nach SCHÜTZ (vgl. 1979, 224) gründen alle Erfahrungen und Handlungen in Relevanzstrukturen. Zur Bildung des Wissensvorrates werden nicht alle, sondern nur ganz bestimmte Erfahrungen miteinander in Bezug gesetzt, wodurch ein lebensgeschichtlich subjektives *Relevanzsystem* entsteht (vgl. ABELS 2007, 67). Die darin enthaltenen Relevanzstrukturen bestimmen also einerseits den Wissenserwerb und somit die Strukturen des Wissensvorrates und sind gleichzeitig selbst Bestandteil des Wissensvorrates (vgl. SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 224). Die je spezifischen Relevanzen erweisen sich demnach als Ausdruck der jeweiligen biographisch bestimmten Situation des Einzelnen (vgl. ENDREß 2006, 105). SCHÜTZ unterscheidet zwischen drei übergeordneten, idealtypischen und eng miteinander verflochtenen Formen der Relevanz:

- (1) *thematische Relevanz*, als auferlegte oder freiwillige Zuwendung zu einem Thema sowie einer hypothetischen Relevanz,
- (2) *Interpretationsrelevanz*, wenn ein Thema oder eine zu bewältigende Situation »einfach« gegeben ist, und
- (3) *Motivationsrelevanz*, in der ein Handlungsziel Handlungen motiviert. Hier unterscheidet SCHÜTZ (vgl. 1979, 229 ff.) Motivation im »Um-zu-Zusammenhang« und Motivation im »Weil-Zusammenhang«. »Um-zu-Motive«, wie sie bereits im Kontext des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt beschrieben werden, beziehen sich auf die Zukunft und sind identisch mit dem Ziel oder dem Zweck, für deren Verwirklichung die Handlung selbst das Mittel darstellt. »Weil-Motive« hingegen sind biographisch bestimmt und beziehen sich dementsprechend auf die Vergangenheit. Sie stellen die

sind. Ausführlich zum lebensweltlichen Wissensvorrat, zu seinen verschiedenen Elementen und Arten vgl. SCHÜTZ (1979, 133 ff.).

Gründe oder Ursachen des Handelns dar (vgl. ABELS 2007, 82; SCHÜTZ 1981, 115 ff.).³⁶

Vor diesem Hintergrund handelt ein sozialer Akteur in der Alltagswelt auf der Grundlage seines Relevanzsystems, genauer gesagt, auf der Grundlage dessen, was ihm subjektiv als relevant erscheint (vgl. HANKE 2002, 94). Sein soziales Handeln versteht man, allgemein formuliert, durch das Verstehen seiner Motive (vgl. ebd., 35).

Nachdem nun das Strukturmerkmal der Relevanz abgebildet wurde, können hinsichtlich der Intersubjektivität der Sozialwelt zwei weitere grundlegende Idealisierungen aufgezeigt werden. Als Handelnde innerhalb der Sozialwelt gehen wir pragmatisch motiviert von zwei Annahmen aus, die SCHÜTZ (vgl. SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 88 f.) als die Generalthese der wechselseitigen Perspektiven zusammenfasst:

- (1) die Idealisierung der *Vertauschbarkeit der Standpunkte*. Ich nehme an, dass der andere, stünde er an meiner Stelle, die Dinge in der gleichen Perspektive sehen würde wie ich, und stünde ich an seiner Stelle, ich die Dinge in der gleichen Perspektive sehen würde wie er.
- (2) die Idealisierung der *Kongruenz der Relevanzsysteme*. Ich und der andere können so handeln und uns verständigen, »als ob wir die aktuell und potentiell in unserer Reichweite stehenden Objekte und deren Eigenschaften in identischer Weise erfahren und ausgelegt hätten« (ebd., 88 f.).

Ein weiteres Strukturmerkmal der alltäglichen Lebenswelt, das uns zur Auslegung der selbigen dient, ist die *Typik*³⁷.

Jedes lebensweltliche Auslegen ist ein Auslegen innerhalb eines Rahmens von bereits Ausgelegtem, innerhalb einer grundsätzlich und dem Typus nach vertrauten Wirklichkeit. Ich vertraue darauf, daß die Welt, so wie sie mir bisher bekannt ist, weiter so bleiben wird und daß folglich der aus meinen eigenen Erfahrungen gebildete Wissensvorrat weiterhin seine grundsätzliche Gültigkeit beibehalten wird (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 29).

³⁶ Die Frage, »warum diese und gerade diese Daten aus der Totalität des Erlebens bei der gedanklichen Bearbeitung ausgewählt, als relevant hervorgehoben werden« (SCHÜTZ 1981, 350), beschreibt SCHÜTZ als das wohl wichtigste und zugleich schwierigste Problem, das es in der Beschreibung der Strukturen der Lebenswelt zu lösen gilt (vgl. SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 225). Ausführlich zum subjektiven Relevanzsystem und zu den verschiedenen Formen der Relevanz vgl. SCHÜTZ (1979, 224 ff.; 1982).

³⁷ Ausführlich zur der im Wissensvorrat angelegten Typik vgl. SCHÜTZ (1979, 277 ff.).

Die hier gemeinte »Vertrautheit ist lediglich Vertrautheit mit Bezug auf Typisches« (SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 34). Neben einer auf Gedächtnisleistung basierenden Vertrautheit, dass Gegenstände, Personen etc. als die *gleichen* wiedererkannt werden, die schon in früheren Erfahrungen gegeben waren, gibt es eine Vertrautheit, in der Gegenstände, Personen, Eigenschaften, Ereignisse etc. nicht als gleich, aber als *ähnlich* erfasst werden. Die neuen Erfahrungen werden durch einen in früheren Erfahrungen konstituierten Typ bestimmt (vgl. ebd., 277). Ein solcher Typ ist ein in lebensweltlichen Erfahrungen hergestellter Sinnzusammenhang (ebd., 278). Hinsichtlich des pragmatischen Motivs besteht der Prozess der Typisierung darin, »individuelle Merkmale im typisierten Gegenstand außer Acht zu lassen, diejenigen Tatsachen oder Ereignisse, die für das vorliegende Problem irrelevant sind« (SCHÜTZ 1972, 217). »Im Typisieren vollzieht sich somit zugleich eine Verdichtung und Vereinfachung der Wahrnehmung und Deutung von sozialer Wirklichkeit« (ENDREß 2006, 102). Unser Alltagswissen besteht aus einem Netz solcher Typiken, die den Wissensvorrat strukturieren (vgl. HANKE 2002, 107).

»Die Strukturierung des Wissens von der Lebenswelt durch Typisierungen und Symbolisierungen erweist sich im Kern als sozial bedingtes Ausdrucks- und Deutungsschema der jeweiligen Gruppe, der Menschen angehören, ihrer ›Kultur‹« (ENDREß 2006, 109 f. in Anlehnung an SCHÜTZ/LUCKMANN 2003, 330). Es wurde bereits aufgezeigt, dass die Elemente des lebensweltlichen Wissensvorrates eines Menschen lediglich teilweise klar, inkohärent und nicht widerspruchsfrei sind (vgl. SCHÜTZ 1972, 56). Dennoch hat das erworbene Wissen vor dem Hintergrund von Zivilisationsmustern³⁸ einer sozialen Gruppe »den Schein *genügender* Kohärenz, Klarheit und Konsistenz, um jedermann eine vernünftige Chance zu geben, zu verstehen und selbst verstanden zu werden« (ebd., 57). Die Kultur- und Zivilisationsmuster einer bestimmten sozialen Gruppe stellen für ihre Mitglieder als Element ihrer persönlichen Biographie ein Bezugsschema dar. Sie bieten ihnen in Form von ›Rezepten‹ für sie relevante, gewissermaßen fertige ›Gebrauchsanweisungen‹, die soziale Welt auszulegen und mit Dingen und Menschen umzugehen.

³⁸ Mit dem Ausdruck werden hier »alle besonderen Wertungen, Institutionen, sowie Orientierungs- und Führungssysteme« bezeichnet, »z.B. Volksweisen, Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, Bräuche, gesellschaftliches Benehmen, Mode« (SCHÜTZ 1972, 54).

Dieses, wie SCHÜTZ es nennt, ›Denken-wie-üblich‹ kann so lange aufrechterhalten werden, wie folgende Grundannahmen gültig sind:

- (1) dass das (soziale) Leben mit seinen wiederkehrenden Problemen, die nach gleichen Lösungen verlangen, bleiben wird, wie es ist, so dass unserer früheren Erfahrungen genügen, um zukünftig Situationen zu meistern;
- (2) dass wir uns auf das überlieferte Wissen unserer Vorfahren und Mitmenschen, auf Traditionen, Gewohnheiten etc. verlassen können;
- (3) dass es genügt, etwas über den allgemeinen Typus von Ereignissen in unserer Lebenswelt zu wissen, um diese zu handhaben; und
- (4) dass die ›Rezeptsysteme‹ und die soeben aufgeführten Grundannahmen von unseren Mitmenschen akzeptiert und angewandt werden und nicht unsere private Angelegenheit sind (vgl. SCHÜTZ 1972, 58 f.).

In Anbetracht der vorangegangenen Ausführungen bildet das Lebensweltkonzept nach SCHÜTZ eine geeignete erkenntnistheoretische Grundlage für die vorliegende Untersuchung, deren Erkenntnisinteresse im Verstehen bzw. Fremdverstehen der Lebenswelten von Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit komplexer Behinderung besteht. Ziel der Arbeit ist es, aus der Perspektive des subjektiv sinnhaft Handelnden, der sowohl als Konstrukteur als auch Interpret jeglicher Wirklichkeit angesehen wird, die Strukturen seiner Lebenswelt zu erfassen. Diesbezüglich lässt sich zusammenfassen, dass die alltägliche Lebenswelt eine *intersubjektive Kulturwelt* ist, in der wir in »natürlicher Einstellung Natur, Kultur und Gesellschaft erfahren, zu ihren Gegenständen Stellung nehmen, von ihnen beeinflusst werden und auf sie wirken« (SCHÜTZ 1971a, 153). Dies geschieht auf der Grundlage unserer Erfahrungen, die im Wissensvorrat organisiert sind, die jedem Einzelnen als einzigartiger Besitz gegeben sind, sowie den darin angelegten Relevanzen und Typiken. Das Lebensweltkonzept trägt somit auch der Fokussierung der gesamten Biographie der Befragten Rechnung, da sich der Prozess der Erfahrungsaufschichtung in ihr vollzieht und nur aus ihr heraus verstanden werden kann (vgl. hierzu Kapitel 2.2.1 zur Biographieforschung in dieser Arbeit). Auf der Grundlage der Strukturierung des Wissens, das sich im Kern als sozial und kulturell bedingtes Ausdrucks- und Deutungsschema erweist, steht der Studie mit dem Lebensweltkonzept darüber hinaus eine Theorie zur Verfügung, die hinsichtlich des (Fremd-)Verstehens intersubjektiver wie

interkultureller Prozesse als besonders geeignet erscheint (vgl. ENDREß 2006, 109/134 ff.). In Anbetracht der genannten Faktoren bildet das *sozialphänomenologische Lebensweltkonzept* nach SCHÜTZ (vgl. 1979, 25), wie einleitend erwähnt, die Folie, vor der menschliches Denken und Handeln im Kontext des empirischen Teils der Studie gedeutet wird.

Die spezifische Interpretationsleistung, die ein Sozialwissenschaftler erbringen muss, nennt SCHÜTZ das *Fremdverstehen*, wobei die Übergänge zwischen wissenschaftlichem und alltäglichem Fremdverstehen fließend sind (vgl. TREIBEL 2006, 86). Wie sich das Fremdverstehen im Rahmen der vorliegenden Untersuchung vollzieht, wird im folgenden Kapitel zu den methodologischen und methodischen Grundlagen der Studie dargestellt. Es sei an dieser Stelle jedoch angemerkt, dass sowohl dem alltäglichen als auch dem wissenschaftlichen Verstehen von Sinn grundsätzlich Grenzen gesetzt sind. Vor dem Hintergrund des spezifischen biographischen Erfahrungsaufbaus eines Individuums bleibt der fremde gemeinte Sinn »auch bei optimaler Deutung ein Limesbegriff« (SCHÜTZ 1981, 139). Somit gilt sowohl für das alltägliche als auch für das wissenschaftliche Verstehen von Sinn gleichermaßen, dass »das Postulat der Erfassung des gemeinten Sinnes fremder Erlebnisse prinzipiell unerfüllbar ist« (ebd., 148). Es kann lediglich eine Annäherung an den subjektiv gemeinten Sinn stattfinden. Oder in den Worten WALDENFELS': »Einer ist dem anderen immer nur *auf der Spur*« (1998, 53).

2.2 Methodologische und methodische Grundlagen

Die Ausführungen der vorangegangenen Kapitel haben bereits die außerordentliche Komplexität der Thematik auf gesellschaftspolitischer und theoretisch-interdisziplinärer Ebene dargestellt. Auch die empirisch-methodologische Ebene zur Erfassung des Gesamtphänomens *Migration und Behinderung* erweist sich als komplex. Der Forschungsgegenstand verlangt, unter Berücksichtigung der erkenntnistheoretischen Grundlegung durch das *sozialphänomenologische Lebensweltkonzept* nach SCHÜTZ, einen methodologischen Hintergrund, der sowohl den subjektiven Relevanzsetzungen als auch der Kom-

plexität und Dynamik der Alltagswelt Rechnung trägt und mit Fragen nach gesellschaftlichen Strukturen und kulturellen wie historischen Entwicklungen zu verbinden sucht. Der Forschungsansatz einer *rekonstruktiven Biographieforschung* erscheint diesbezüglich als geeigneter Zugang zum Gegenstandsbereich. Der Untersuchung liegt damit die Forschungslogik der qualitativen Sozialforschung zugrunde, deren Grundzüge im Folgenden kurz skizziert werden.

Qualitative Forschung wird in zahlreichen Publikationen zunächst über ihre Abgrenzung zur quantitativen Forschung definiert (vgl. u.a. BOHNSACK 2008; LAMNEK 2005; ROSENTHAL 2008). Kurz gefasst, werden in quantitativen Verfahren mittels standardisierter methodischer Instrumente an großen Stichproben a priori formulierte Hypothesen überprüft. Ziel dieses Vorgehens ist es, soziale Sachverhalte erklären und allgemeingültige Aussagen über einen Gegenstandsbereich treffen zu können. Demgegenüber beziehen sich qualitative Verfahren auf kleinere Stichproben, an denen Hypothesen erst im Forschungsprozess generiert werden. Angestrebt wird dabei zunächst nicht die Formulierung generalisierter Aussagen über einen Gegenstandsbereich, sondern die authentische Repräsentation eines Falles. Dennoch gibt es auch in der qualitativen Sozialforschung das Ziel, über die untersuchten Fälle hinweg einen gewissen Grad der Verallgemeinerung zu erreichen (vgl. HELFFERICH 2005, 151 ff.). Zentrales Erkenntnisprinzip bzw. Erkenntnisinteresse ist das *Verstehen* bzw. das *Fremdverstehen*. Diesbezüglich wird der Mensch nicht nur als Untersuchungsobjekt, sondern auch als erkennendes Subjekt verstanden (vgl. LAMNEK 2005, 32). Qualitative Verfahren werden demnach als verstehende Zugänge beschrieben, durch die die soziale Wirklichkeit unter Einschluss der Betroffenen und aus deren subjektiver Perspektive heraus rekonstruiert werden soll.

ROSENTHAL (vgl. 2008, 14) konstatiert, dass innerhalb des Feldes der qualitativen Sozialforschung eine Vielzahl von Ansätzen existiert, die sich zwischen den Polen qualitativer und quantitativer Forschung bewegen. Die vorliegende Arbeit vertritt eine konsequent interpretative bzw. rekonstruktive Forschungslogik³⁹, die in den Traditionen der verste-

³⁹ Die Begrifflichkeiten der *interpretativen* und *rekonstruktiven Sozialforschung* werden in der vorliegenden Arbeit synonym verwendet. Der Terminus *interpretative Forschung* wird von ROSENTHAL (2008), *rekonstruktive Sozialforschung* von BOHNSACK (2008) verwendet. Beide Autoren deuten damit explizit auf ihre Positionierung innerhalb der qualitativen Forschungslogik hin (vgl. ROSENTHAL 2008, 14).

henden Sozialwissenschaft steht. Der Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Bezugsrahmen dieser Forschungsrichtung wird insbesondere geprägt durch den Einfluss der Ethnomethodologie nach HAROLD GARFINKEL, des Sozialkonstruktivismus nach PETER L. BERGER und THOMAS LUCKMANN sowie des symbolischen Interaktionismus nach HERBERT BLUMER (vgl. KRUSE 2008, 10 f.). Die Grundannahmen dieser eng miteinander verbundenen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien, auf die im Rahmen der vorliegenden Forschungsarbeit nicht näher eingegangen werden kann, bilden die Basis für die Forschungslogik qualitativer Verfahren.⁴⁰

Als die Hauptprinzipien interpretativer Sozialforschung kennzeichnet HOFFMANN-RIEM das Prinzip der Offenheit und der Kommunikation. Das *Prinzip der Offenheit* besagt, dass »die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat« (HOFFMANN-RIEM 1980, 343). Die Offenheit im qualitativen Paradigma bezieht sich auf den gesamten Forschungsprozess, beginnend mit der Formulierung der Fragestellung. In Anlehnung an die Überlegungen des qualitativen Forschungsansatzes der Grounded Theory bestimmt die Fragestellung zunächst das zu untersuchende Phänomen. Eine Eingrenzung und Fokussierung erfolgt erst im Verlauf des Forschungsprozesses (vgl. STRAUSS/CORBIN 1996, 23). Dieses Vorgehen ermöglicht eine gegenstandsadäquate Entwicklung einer für die Betroffenen sinnvollen Fragestellung, die an deren Relevanzsetzungen ansetzt. Weiterhin besteht Offenheit gegenüber den Methoden. Diese können innerhalb des Forschungsprozesses gegenstandsbegründet modifiziert bzw. in adäquater Weise ersetzt werden. Die theoretische Strukturierung innerhalb des Forschungsprozesses geht zudem einher mit dem Verzicht auf Apriori-Hypothesen, die im Forschungsprozess falsifiziert oder verifiziert werden sollen (vgl. HOFFMANN-RIEM 1980; LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b). In qualitativen, Hypothesen generierenden Verfahren werden »Hypothesen am empirischen Material formuliert, überprüft, verifiziert, verworfen oder erweitert« (ROSENTHAL 2008, 25). Jedoch muss m. E. mit der immer noch verbreiteten Annahme »aufgeräumt« werden, im qualitativen Forschungsprozess müssen Forschende ihr Vorwissen und ihre Vorannahmen vollständig zurückstellen. Die Forde-

⁴⁰ Einen Überblick zur qualitativen Sozialforschung geben u. a. LAMNEK (2005) sowie die Sammelwerke von FLICK (1995) und FLICK, VON KARDORFF und STEINKE (2008).

nung nach der häufig zitierten »Attitüde der künstlichen Dummheit«⁴¹ (HITZLER 1986) als Haltung des Forschenden und das gleichzeitige ›Verhaftetsein‹ in der eigenen Alltags- und Wissenschaftswelt, der sich auch Forschende nie ganz entziehen können, bilden ein unauflösliches Dilemma. Demnach ist die gelegentlich vorzufindende »Idealisierung der Unvoreingenommenheit« nach MEINEFELD (2008, 269) erkenntnistheoretisch nicht haltbar. Wie bereits zu Beginn der Arbeit angedeutet wurde, kann und muss theoretisches Hintergrundwissen nicht gänzlich ausgeblendet werden. Vielmehr geht es darum, Vorwissen transparent zu machen und reflexiv zu kontrollieren (vgl. KRUSE 2008, 11; MEINEFELD 2008, 269).

Das *Prinzip der Kommunikation* besagt, »dass der Forscher den Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten im allgemeinen nur gewinnt, wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungssubjekt eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem des Forschungssubjekts in Geltung läßt« (HOFFMANN-RIEM 1980, 346 f.). Eine solche Interaktionsbeziehung ist konstitutiver Bestandteil qualitativer Forschung, durch den Forschende den Zugang zum Sinnsystem der befragten Personen erst finden können (vgl. HELFFERICH 2005, 69; LAMNEK 2005, 22). Im Mittelpunkt steht dabei das »gegenseitige Aushandeln der Wirklichkeitsdefinitionen zwischen Forscher und Erforschtem« (LAMNEK 2005, 22).

Nachdem zunächst elementare Grundprinzipien qualitativer Sozialforschung dargestellt wurden, wird auf weitere für die vorliegende Untersuchung und somit das konkrete methodische Vorgehen relevante Teilaspekte, Annahmen und Prinzipien an entsprechenden Stellen näher eingegangen.

2.2.1 Rekonstruktive Biographieforschung

Biographieforschung ist spätestens seit Ende der 1970er Jahre wesentlicher Bestandteil empirischer Sozialforschung. Sie selbst ist Ausdruck einer historischen Veränderung der sozialen Wirklichkeit, die KOHLI in einem Paradoxon, der »Individualität als (historisch

⁴¹ Wobei darauf hinzuweisen ist, dass HITZLER in seinem Aufsatz eben keine künstliche Dummheit fordert, sondern als theoretische Einstellung der Soziologie einen »systematisch eingesetzten Skeptizismus« (1986, 58).

neue) Vergesellschaftungsform« (1984, 4), beschreibt. An die Stelle sogenannter Normalbiographien tritt eine zunehmende Individualisierung bzw. Pluralisierung von Lebensentwürfen, die innerhalb der Sozialwissenschaften eine umfassende Thematisierung der Subjektivität erforderlich macht. Die Biographieforschung rückt ebendiese Subjektivität im Verhältnis zur gesellschaftlichen Wirklichkeit in den Vordergrund, indem sie Fragen nach Subjektivität mit solchen nach gesellschaftlichen Strukturen und historischen Dimensionen zu verbinden sucht. Auch in Anbetracht vergangener Migrationsbewegungen sowie der fortschreitenden Globalisierung und der damit verbundenen Migrationsprozesse gewinnt sie zunehmend an Bedeutung.

Die Konzeption der *Biographie* ist zunächst von einem reinen Lebensverlauf, d.h. der Folge faktischer Lebensereignisse abzugrenzen (vgl. LAMNEK 2005, 668). ROSENTHAL versteht sie als »soziales Gebilde, das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert und das in dem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotenen Mustern sich ständig neu affirmiert und transformiert« (1995, 12). Aus sozialphänomenologischer Perspektive können insbesondere diejenigen biographischen Wissensbestände als zentral hervorgehoben werden (vgl. JOST 2005, 214), die sich aus einer Verbindung von Subjektivität und Sozialität ergeben. Entgegen gelegentlich vorzufindenden Fehlrezeptionen wird die Biographie hier demnach nicht als individuell psychologische Kategorie aufgefasst (vgl. KOHLI/ROBERT 1984; LAMNEK 2005; ROSENTHAL 2008, 172; VÖLTER/DAUSIEN/LUTZ u.a. 2005, 7 f.), sondern ist immer beides zugleich: »die besondere Lebensgeschichte einer Person und konkretes ›Dokument‹ einer ›allgemeinen‹ – im Sinn von kollektiv geteilten – gesellschaftlich-historischen Geschichte« (ALHEIT 2002, 223). Zur Rekonstruktion solcher Lebensgeschichten wird die (autobiographische) Erzählung als angemessene Darstellungsform biographischer Erfahrungen angesehen (vgl. (FLICK 1995b, 51). In einer biographischen Selbstpräsentation finden wir nach ROSENTHAL (vgl. 1995, 12 f.) sowohl Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozess der Internalisierung, also bspw. der Verinnerlichung gesellschaftlicher Werte, Normen und sozialer Rollen, als auch zu biographischen Erfahrungen und Erfahrungsmustern, die in einen Wissensvorrat eingeordnet zur Orientierung innerhalb der Sozialwelt dienen. Erlebte, erinnerte und erzählte Lebensgeschichte stehen dabei in einem reziproken, sich

konstituierenden Verhältnis zueinander. Die Erinnerung an Erlebtes »vollzieht sich als selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess des Zugriffs auf Information zu einem Geschehen, die bereits selektiv kodiert, partiell vergessen und vielfältig transformiert wurde« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 30). Wesentlich mitbestimmt wird der Prozess des Erinnerens durch die Gegenwartsperspektive, das *Hier und Jetzt* des Erzählers. Sie hat Einfluss auf die Auswahl der Erinnerungen sowie deren Verknüpfungen und bestimmt die Gestaltung der jeweiligen Erzählung (vgl. ROSENTHAL 2008, 167). Autobiographische Erzählungen sind demnach keine Abbildungen faktischer Ereignisse (vgl. FLICK 1995b, 51), sondern sind als temporäre narrative Konstruktionen eines Individuums aufzufassen, die zu einem anderen Zeitpunkt divergent konstruiert werden würden. Der fortwährende biographische Prozess der Erfahrungsaufschichtung und -konstruktion (vgl. ALHEIT/DAUSIEN 2000, 272) geht einher mit einer stetigen »Reorganisation der biographischen Gesamtsicht« (ROSENTHAL 1995, 169). Autobiographische Erzählungen sind daher immer im Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens zu interpretieren (vgl. ROSENTHAL 2008, 165 f.).

Die soziologische *Biographieforschung* hat das Ziel, diese biographischen Lebenskonstruktionen strukturell zu beschreiben und zu rekonstruieren. Als ein bedeutsamer Bezugstheoretiker wird SCHÜTZ genannt, dessen sozialphänomenologischen Auseinandersetzungen wesentlich für die methodologische Begründung des interpretativen/rekonstruktiven Vorgehens sind (vgl. ROSENTHAL 2008, 29 f.; VÖLTER/DAUSIEN/LUTZ u.a. 2005, 8). Die Forschungslogik der Rekonstruktion zielt darauf ab, »die Kategorien, Prozesse und Zusammenhänge, mit denen die Interaktionsteilnehmer *selbst* narrative Identität konstruieren, zu entdecken, explizit zu machen und anschließend wissenschaftlich zu systematisieren« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 96). Ausgehend von der Annahme, dass zur Untersuchung eines Phänomens seine Genese, d.h. der Prozess seiner Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung, rekonstruiert werden muss (vgl. ROSENTHAL 2008, 165), fokussiert die Biographieforschung auf das gesamte Leben eines Subjekts und rückt zugleich für das Forschungsinteresse relevante Teilabschnitte in den Vordergrund. Auf theoretisch-konzeptioneller Ebene beschäftigt sie sich nach GRUNDMANN mit der Frage, »wie sich Erfahrungen im Laufe des Lebens zu einer biographisch geformten Einheit strukturieren und wie rekonstruktiv aus der Biographie die Strukturierungs- und

Selektionsleistungen des Individuums und deren soziale Rahmungen erschlossen werden können« (2000, 209 in Anlehnung an KOHLI 1981; FISCHER/KOHLI 1987 u.a.). Durch die Sozialwissenschaften entstehen dadurch Konstruktionen jener Wirklichkeitskonstruktionen der Forschungssubjekte, die SCHÜTZ als »Konstruktionen zweiten Grades« (1971b, 68) bezeichnet. Jeglichem Fremdverstehen, also dem Verstehen der subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen, sind dabei grundsätzlich Grenzen gezogen. Bereits im Kontext der Darstellung des Lebensweltkonzeptes wurde darauf hingewiesen, dass der fremde gemeinte Sinn durch den spezifischen biographischen Erfahrungsaufbau eines Individuums »auch bei optimaler Deutung ein Limesbegriff« (SCHÜTZ 1981, 139) bleibt. Hieraus ergibt sich die besondere Bedeutung des Prinzips der Offenheit, das während des gesamten Forschungsprozesses gegenstandsbegründete Nachjustierung der Methoden ermöglicht und auch fordert, um sich dem Forschungsgegenstand so weit wie möglich nähern zu können.

Vor dem Hintergrund der Biographie als individuell-konstruktive Leistung eines Subjekts konzentriert sich die Biographieforschung auf die *Rekonstruktion von Einzelfällen*. Gemäß einer »Logik des Verallgemeinerns am Einzelfall« (ROSENTHAL 2008, 13)⁴² soll die Lebensgeschichte eines Individuums hinsichtlich möglichst vieler Dimensionen rekonstruiert und typische Muster des Einzelfalls identifiziert werden (vgl. LAMNEK 2005, 693). Nicht die Häufigkeit des Auftretens bestimmter Phänomene an der Gesamtzahl der untersuchten Fälle entscheidet darüber, ob eine Strukturaussage als typisch gelten kann, sondern die Schlüssigkeit der Rekonstruktion eines einzigen Falls (vgl. BUDE 1984, 22). Um zu tiefgreifenden Einsichten und Erkenntnissen zu gelangen, wird während des gesamten Analyseprozesses der Rückgriff auf den Fall in seiner Ganzheit und Komplexität erhalten bleiben (vgl. MAYRING 1999, 29).

2.2.2 Das autobiographisch-teilnarrative Interview

Im Hinblick auf das beschriebene Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie wurden zur Erhebung des empirischen Datenmaterials *autobiographisch-teilnarrative Interviews*

⁴² Vertiefend zur Thematik *Verallgemeinerung am Einzelfall* vgl. ROSENTHAL (2005, 2008).

mit Eltern mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Komplexer Behinderung geführt. Das *narrative Interview*⁴³ wurde in den 1970er Jahren durch FRITZ SCHÜTZE (1977; 1983; 1984) begründet. Durch diese Form des Interviews soll eine (autobiographische) »Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebenslaufs« (SCHÜTZE 1984, 78) angeregt und aufrechterhalten werden, bei dem die Relevanzsetzungen beim Erzähler liegen. Das *teilnarrative Interview* ist eine Modifikation des Vorgehens nach SCHÜTZE (vgl. HELFFERICH 2005, 14; KRUSE 2008, 53 f.). In dieser leitfadengestützten Form werden anhand narrativer Elemente einerseits lebensgeschichtliche Prozessstrukturen, übergreifende Zusammenhänge und individuelle Deutungs- und Handlungsmuster bzw. Relevanzstrukturen der Befragten deutlich, auf der anderen Seite ermöglicht sie es, bestimmte relevante Bereiche bezüglich des Forschungsinteresses anzusprechen und direkte Nachfragen anzustellen. Trotz dieses Vorgehens grenzt das teilnarrative Interview sich von stärker strukturierten Verfahren ab, indem die spezifizierten Nachfragen ebenfalls offen, also mit einer narrativen Erzählaufforderung formuliert werden. Auch innerhalb dieses vom Interviewer fokussierten Gegenstandsbereiches bleiben die Relevanzsetzungen demnach beim Befragten. Ganz im Sinne der Maxime »So offen und flexibel – mit der Generierung monologischer Passagen – wie möglich, so strukturiert wie aufgrund des Forschungsinteresses notwendig« (HELFFERICH 2005, 161) wird versucht, eine gegenstandsadäquate Balance zwischen Offenheit und Strukturierung zu erreichen. Neben den beschriebenen Vorzügen einer (teil-)narrativen Interviewführung muss berücksichtigt werden, dass eine solche Vorgehensweise auch gewisse Unsicherheitsfaktoren mit sich bringt. Die Aufforderung an die Befragten, frei zu erzählen und eben keine spezifizierten, also klassischen Interviewfragen gestellt zu bekommen, könnte zu Irritationen führen. Dadurch wiederum ist die Erfüllung der geforderten Alltagserzählungen, also die Erwartungen des Interviewers an die Interviewsituation, gefährdet. Ein besonderes Augenmerk wird diesbezüglich auf die Anwendung der Methode in interkulturellen Interviews gelegt, da hier nicht unbedingt ein gleiches oder ähnliches Erzählschema vorausgesetzt werden kann. Mögliche Differenzen zwischen Erwartungen an die Interviewsituation und den tatsächlichen Erzählungen sollten demnach bereits im Vorfeld der Interviews mitgedacht werden (vgl. FLICK 1995b, 121).

⁴³ Eine Übersicht zu *narrativen Interviews* gibt KÜSTERS (2006).

Als Instrumente der Datenerhebung dienten als Orientierungsrahmen der Gesprächsinhalte ein selbstentwickelter Interviewleitfaden sowie ein Kurzfragebogen zur Ermittlung relevanter familienspezifischer Eckdaten (persönliche Daten der Familienmitglieder, Zeitpunkt der Migration, Angaben zur Behinderung des Kindes etc.).⁴⁴ Die Konstruktion des Interviewleitfadens erfolgte auf der Basis einer Vorstudie und der Auswertung themenrelevanter Literatur. Der Interessensbereich der Befragung bezieht sich im Sinne biographischer Forschung auf die gesamte Lebensgeschichte der Befragten. Im Vorfeld des Interviews wurden zur Strukturierung des Leitfadens vier bzw. fünf wesentliche Bereiche der Untersuchung festgelegt:

- (1) das Leben im Herkunftsland,
- (2) das Leben im Herkunftsland mit einem Kind mit Behinderung
(wenn das Kind zu diesem Zeitpunkt bereits geboren war),
- (3) die Zeit der Migration,
- (4) das Leben in Deutschland und
- (5) das Leben in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung.

Mit dem Ziel, Erzählung zu generieren und zu fördern, wurde zu jedem dieser Punkte zunächst eine offene Erzählaufforderung formuliert. Im Unterschied zu einer geschlossenen Frage wie »Sind Sie freiwillig nach Deutschland gekommen?« ermöglichen offene Fragestellungen wie »Wie kam es dazu, dass Sie nach Deutschland gekommen sind?« facettenreiche Antwortmöglichkeiten. Diese ließen Raum für subjektive Relevanzsetzungen und Deutungsmuster der Befragten. Weiterhin wurden sogenannte Aufrechterhaltungsfragen im Leitfaden festgehalten. Durch Fragen wie »Können Sie dazu noch mehr erzählen?« wurde versucht, Erzählungen wieder zu aktivieren oder eben aufrechtzuerhalten, ohne dabei Relevanzsetzungen vorzunehmen (vgl. KRUSE 2008, 59). In einer Art Checkliste wurden außerdem für die Forschungsfrage relevante Aspekte sowie entsprechende Nachfragen aufgeführt. Während des Interviews sollten diese nur dann gestellt werden, wenn sie durch die Befragten innerhalb ihres Erzählstranges ausgelassen wurden. Die Nachfragen sollten dabei stets an die Narrationen der Befragten anknüpfen

⁴⁴ Der entwickelte Interviewleitfaden und der Kurzfragebogen sowie die teilweise vorformulierten Einstiegsinformationen befinden sich im Anhang der vorliegenden Forschungsarbeit.

und wie die jeweilige Erzählaufforderung offen formuliert sein, um weitere Erzählungen zu generieren. Den Abschluss der Interviews bildeten die sogenannten Einstellungs- und Ergänzungsfragen. Diese ermöglichten es, konkrete, komplexe, übergreifende und ggf. auch provokante Fragen zu stellen. Aufschlussreich können die Antworten auf solche Abschlussfragen außerdem hinsichtlich einer reflexiven Auseinandersetzung des Erzählers mit dem Erlebten und der eigenen Person während des Erzählens sein. Nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN nimmt der Befragte während des Erzählens »zu sich Stellung, er interpretiert und bewertet sich, differenziert und vergleicht seine Erfahrungen und Erinnerungen« (2004b, 67). Abschließend ist festzuhalten, dass der Interviewleitfaden im Sinne des Schlüsselprinzips der Kommunikation nach HOFFMANN-RIEM (vgl. 1980) insgesamt alltagssprachlich formuliert wurde. Bei der Entwicklung der Fragen wurde beachtet, dass die Interviewpartner keine deutschen Muttersprachler sind; dementsprechend wurde versucht, adäquate Formulierungen zu finden.

Der Forschungsarbeit wird das Datenmaterial von insgesamt vier autobiographischen Interviews zugrunde gelegt. Da die Vorstellungen über eine Mindestgröße der Stichprobe qualitativer Forschungsarbeiten divergieren und bisweilen kontrovers diskutiert werden, sei bezüglich der Stichprobengröße erneut darauf hingewiesen, dass sich die Biographieforschung auf die Rekonstruktion von Einzelfällen konzentriert, mit dem Ziel, eine einzelne Lebensgeschichte hinsichtlich möglichst vieler Dimensionen zu rekonstruieren und daran typische Muster des Einzelfalls zu identifizieren (vgl. LAMNEK 2005, 693). Einzelfallstudien stellen keine spezifische Technik der empirischen Sozialforschung dar, sondern können vielmehr als Forschungsansatz verstanden werden, unter dem prinzipiell ganz unterschiedliche sozialwissenschaftliche Erhebungsmethoden subsumiert werden (vgl. ebd., 300 f.). Ein wesentlicher Vorteil solcher Fallanalysen liegt darin, »sich durch die Beschränkung auf ein Untersuchungsobjekt oder relativ wenige Personen intensiver mit mehr Untersuchungsmaterial beschäftigen zu können und dadurch umfangreichere und komplexere Ergebnisse zu bekommen« (WITZEL 1982, 78). Insofern bietet sich ein solcher Forschungsansatz insbesondere für explorative Forschungsarbeiten wie die vorliegende an. Die im Vergleich zu anderen Studien relativ geringe Populationszahl ermöglicht es, unter Berücksichtigung der gesamten erzählten Biographie der Befragten eine mikrosprachliche Feinstrukturanalyse der Interviews vorzunehmen. Hierdurch kann eine

analytische Tiefe erreicht werden, die mittels dichter Beschreibungen dargestellt werden kann.

Die Stichprobenauswahl erfolgt in qualitativen Studien eher gezielt. An die Stelle von *Zufallsstichproben*, wie sie in der quantitativen Forschung üblich sind, tritt das *Theoretical Sampling* (vgl. LAMNEK 2005, 266). Bei der Auswahl der Einzelfälle wurden zur Eingrenzung des Feldes zunächst folgende Kriterien festgelegt: Beide Elternteile der befragten Familien verzeichnen in ihrer Biographie eine internationale Migration, leben zur Zeit des Interviews in Deutschland und sind Eltern eines Kindes mit Komplexer Behinderung. Innerhalb dieses Feldes besteht eine maximale Kontrastierung der Fälle durch folgende Merkmale: Herkunftsland, soziale Lage bzw. soziale Herkunft, Migrationsgrund, Bildungsstand, Religionszugehörigkeit und Dauer des Aufenthaltes. Es wurde bewusst darauf verzichtet, Eltern nur eines Herkunftslandes zu befragen, was zweifelsohne die Komplexität der Fragestellung reduziert hätte. Ziel der Forschungsarbeit ist es jedoch nicht, kulturspezifische Besonderheiten im Hinblick auf die Fragestellung herauszuarbeiten, sondern *migrationsspezifische Muster* zu identifizieren. Das Interesse gilt den Motiven bzw. Mustern, die sich aus der Zusammenkunft der Faktoren Migration und Komplexer Behinderung herausbilden. Die Fallauswahl innerhalb des beschriebenen Samplings maximaler Variation erfolgte nach dem *Convenience Sampling*, einem Gelegenheitsauswahlverfahren. Begründet wird dieses Vorgehen durch die besonders hohe Anzahl an Variationsmöglichkeiten innerhalb des beschriebenen Feldes.

Die Rekrutierung der Interviewteilnehmer erfolgte mittels unterschiedlicher Strategien. Über die *Gatekeeper-Strategie* (vgl. KRUSE 2008, 75) erklärten sich auf Anfrage die Schulleiter mehrerer Schulen mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung sowie Mitarbeiter der Lebenshilfe dazu bereit, die Suche nach Interviewpartnern zu unterstützen. Insgesamt wurden drei Kontakte zu Familien vermittelt. Eine weitere Familie lernte ich über eine Studentin kennen. Nach dem *Schneeballsystem* stellte eine der Interviewteilnehmerinnen, die mir aus beruflichen Kontexten bekannt war, Kontakt zu Nachbarn und entfernten Bekannten her, die sich ebenfalls bereitklärten, an der Studie teilzunehmen. Mit einem Teil dieser sieben Elternpaare, aus den Herkunftsländern Bosnien und Herze-

gowina, Chile, Kosovo/Serbien⁴⁵, Paraguay und Türkei, wurden Vorgespräche im Hinblick auf die bevorstehenden Interviews geführt. Die Gespräche dienten als Basis zur Weiterentwicklung des Forschungsdesigns und insbesondere als Orientierungsrahmen zur Ergänzung und abschließenden Überarbeitung des Interviewleitfadens. Im Rahmen eines solchen Vorgesprächs wurde auf der Grundlage einer Vorversion des endgültigen Leitfadens die Befragung einer chilenischen Mutter durchgeführt. Es stellte sich heraus, dass wesentliche inhaltliche Aspekte mit denen der anderen Interviews übereinstimmen und es sich um ein reichhaltiges Interview handelt, aus dem relevante Erkenntnisse für die vorliegende Forschungsarbeit gewonnen werden können. Anders ausgedrückt, das Ziel narrativer Interviews, ausführliche Erzählungen zu generieren, die ausreichendes Datenmaterial zur Beantwortung der Fragestellung hervorbringen, konnte erfüllt werden. In Anbetracht dessen wurde das Interview für die Hauptuntersuchung herangezogen. Nach der Fertigstellung des Leitfadens wurden in der Zeit zwischen Mai und Juni 2009 insgesamt drei weitere teilnarrative Interviews mit Eltern geführt, die aus Bosnien und Herzegowina, Portugal und der Türkei nach Deutschland migriert sind. Drei der sieben Familien konnten nicht an der Hauptstudie teilnehmen.

Die Interviews wurden aus Gründen der Machbarkeit ausschließlich mit Müttern geführt.⁴⁶ Sie lebten zum Zeitpunkt der Befragungen zwischen 14 und 26 Jahre in Deutschland und erklärten sich damit einverstanden, das Interview auf Deutsch zu führen. Ebenso stimmten sie der Bitte zu, die Kinder mögen bei dem Gesprächstermin nicht anwesend sein, da sie selbst Inhalt der Erzählungen sein würden. In Anbetracht der sehr persönlichen Thematik fanden die Treffen in privater Umgebung, d.h. bei den Familien zu Hause statt. Die Aufnahmedauer der Interviews betrug zwischen 58 und 161 Minuten. Hinzu kam jeweils eine Vor- bzw. Nachgesprächszeit von unterschiedlicher Dauer. Im Anschluss an die teilnarrativen Leitfadeninterviews füllten die Befragten den im Anhang befindlichen Kurzfragebogen aus und unterschrieben eine Einverständniserklärung bezüg-

⁴⁵ Nach Angabe des Auswärtigen Amtes (vgl. www.auswaertiges-amt.de, Stand: 22.08.2011) erklärte die Republik Kosovo am 17.02.2008, gegen den Willen Serbiens, ihre Unabhängigkeit, die bislang von 76 Staaten anerkannt wurde.

⁴⁶ Die Intention der Forschungsarbeit ist es, die Lebenswelt der Familien zu erfassen. Obwohl im Vordergrund der Fallstudien nun die Perspektive der Mütter steht, wird der Blick auf die gesamte Familienbiographie gerichtet, so dass der Forschungsgegenstand weiterhin *Familien* mit Migrationshintergrund und einem Kind mit komplexer Behinderung ist.

lich der Transkription der Gesprächsaufnahmen sowie der Verwendung von Ausschnitten der anonymisierten Daten zu Publikationszwecken. Unmittelbar nach den Gesprächsterminen wurden Postskripte erstellt, in denen Besonderheiten der Interviewsituation sowie der Vor- und Nachgespräche ad hoc festgehalten wurden (hierzu gehörten bspw. die Atmosphäre, Gesprächsthemen vor und nach dem Interview, Interviewdynamik, Störungen und andere situationsspezifische Auffälligkeiten).

Zur Datenanalyse wurden die digitalen Interviewaufnahmen in Anlehnung an das *gesprächsanalytische Transkriptionssystem* (vgl. DEPPERMAN 2008; SELTING 1998) vollständig und lautsprachlich, d.h. Akzentuierungen, Endintonationen, Pausen und Verlaufsstrukturen sowie außersprachliche Handlungen etc. erfassend, transkribiert⁴⁷, um sie anschließend in einem rekonstruktiven Analyseverfahren auszuwerten.

2.2.3 Das integrative texthermeneutische Analyseverfahren

Das Ziel der Analysearbeit besteht, unter Bezugnahme auf die Begrifflichkeiten des Lebensweltkonzeptes nach SCHÜTZ, im Verstehen der Sinnwelten, die sich aus der jeweiligen Erfahrungsbiographie ergeben und im Interview durch die Befragten erzeugt wurden. Der Gegenstandsbereich benötigt Analyseinstrumente, durch die biographische Lebensverläufe, komplexe soziale Lebenszusammenhänge, Interaktions-, Sozialisations- und Konstruktionsprozesse sowie politische und institutionelle Rahmenbedingungen systematisch erfasst, beschrieben, in einen Zusammenhang gebracht und interpretiert werden können. Dies geschieht in Anlehnung an die Auswertungsmethodik des *integrativen texthermeneutischen Analyseverfahrens* nach HELFFERICH und KRUSE (vgl. HELFFERICH/KLINDWORTH/KRUSE 2006; HELFFERICH/KRUSE 2007; KRUSE 2008). Der Ansatz integriert verschiedene Analyseperspektiven, bspw. Aspekte der Metaphernanalyse, der szenischen Rekonstruktion und der Positioninganalyse, der Gesprächsanalyse, der dokumentarischen Methode sowie der einfachen Inhaltsanalyse (vgl. KRUSE 2008, 115). Ziel dieses stark text- bzw. gesprächslinguistischen Ansatzes ist die Rekonstruktion subjektiver

⁴⁷ Ein Überblick des verwendeten Transkriptionssystems befindet sich im Anhang der vorliegenden Forschungsarbeit.

Relevanzsetzungen und Deutungsmuster sowie sozialer Repräsentationen der Befragten auf der Grundlage sprachlich-kommunikativer Phänomene der Interviewsituation (vgl. ebd., 117). Begründet wird diese Herangehensweise in Anlehnung an die kognitive Linguistik, indem axiomatisch davon ausgegangen wird, dass »alle sprachlichen Selektionen [...] der Sprecher/innen in der konkreten An- bzw. Verwendung von Sprache – also in kommunikativen Prozessen – nicht zufällig sind [...], sondern für symbolische Gestalten stehen, die rekonstruiert werden können« (KRUSE 2009, Fußnote 11 ff.).

KRUSE, dessen Forschungsansatz verschiedene für die vorliegende Studie relevante Analyseperspektiven umfasst, rekurriert in seinen Ausführungen zur Textinterpretation in weiten Teilen auf das Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews von LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (2004b), das damit ebenso als wesentliche Grundlage des Analyseprozesses der vorliegenden Forschungsarbeit anzusehen ist. Die beiden Autoren verstehen autobiographisches Erzählen als eine situative sprachlich-kommunikative Konstruktionsleistung eines Subjekts, in der *narrative Identität dargestellt und hergestellt* wird (vgl. ebd., 10 f.). Das bedeutet, dass ein Erzähler, aus einer biographisch bestimmten Situation heraus, zum einen Aspekte seiner Identität zum Ausdruck bringt und zum anderen im Erzählen selbst narrative Identität herstellt.

Der Terminus der *narrativen Identität* ist in den vergangenen Jahren zu einem Schlüsselbegriff an der Schnittstelle von Philosophie, interpretativen Sozialwissenschaften und Sprachwissenschaft geworden (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004a, 167). Die theoretische Konzeption wurde von dem französischen Philosophen PAUL RICCEUR in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht und für die Sozialforschung insbesondere von LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN aufgegriffen und fruchtbar gemacht (vgl. BEHRMANN 2008, Abs. 11 ff.).⁴⁸ Nach ihnen ist narrative Identität als empirisches Konstrukt definierbar als »die Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 55). Im Akt des Erzählens kann sich der Mensch

⁴⁸ Zur vertiefenden Lektüre des theoretischen Konzeptes *narrativer Identität* vgl. RICCEUR (2007, 2005, 2005); KRAUS (2000); MEUTER (1995), THOMÄ (2007).

zugleich darstellen und über sich reflektieren, er erarbeitet sich Bilder und Konzepte seiner Erfahrungen und seiner Person und lässt sie auf sich wirken. Indem er sich als handelnder, fühlender und erlebender Mensch zum Ausdruck bringt, nimmt er auch zu sich Stellung, er interpretiert und bewertet sich, differenziert und vergleicht seine Erfahrungen und Erinnerungen. Damit vergewissert er sich seiner selbst und treibt gleichzeitig seine Selbsterkenntnis voran (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 67).

Die Identitätskonstruktion wird darüber hinaus »im Erzählen sozial verortet und verhandelt, zielt auf soziale Akzeptanz und Selbstbehauptung und verortet das Individuum in den normativen und moralischen Strukturen seines gesellschaftlichen Umfelds« (ebd., 61). Innerhalb einer Interviewsituation stellt sich in Bezug auf den Kommunikationspartner immer auch die Frage danach, wer oder wie wir sein wollen (vgl. MEUTER 1995, 267) bzw. wie wir von anderen gesehen werden möchten (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 63). Neben der selbstbezüglichen und der sozialen Dimension bestimmt sich narrative Identität in ihrem temporalen Aspekt. Das bedeutet, wie der Erzähler relevante biographische Erlebnisse und Erfahrungen herausgreift, diese strukturiert und miteinander verknüpft; wie autobiographische Lebenszeit, Handlungsmöglichkeiten und Widerfahrnisse erlebt werden; wie sich eine Person aus heutiger Perspektive als frühere Person positioniert und bewertet.

MEUTER geht, bezugnehmend auf die sinnhafte Strukturiertheit der Lebenswelt nach SCHÜTZ, davon aus, »dass narrative Strukturen besonders fundamentale Strukturen unserer lebensweltlichen Orientierung darstellen« (1995, 122), die demnach zu verstehen wären als eines der fundamentalen Organisationsprinzipien menschlichen Erlebens und Handelns. Die hier dargestellte narrative Identität ist dabei stets relational und darf nicht als stabiles, bruchloses und/oder in sich geschlossenes Konstrukt verstanden werden (vgl. KRAUS 2000, 168 ff.; LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 55 f.; RICCEUR 2007, 399).

Hinsichtlich des Auswertungsprozesses narrativer Interviews kennzeichnen LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (vgl. 2004b, 96 ff.) als methodologische Leitlinien die Hermeneutik, die Konversationsanalyse und die Erzähltheorie, aus denen sie folgende allgemeine Grundlagen und Prinzipien der Textinterpretation ableiten:

- Das Prinzip des *datenzentrierten Vorgehens* meint eine präzise Analyse, die sich strikt auf das empirische Datenmaterial bezieht, aus dem Lesarten bzw. Interpretationen entwickelt und anschließend auch überprüft werden.
- Durch eine suspensive *Rekonstruktionshaltung* sollen vorschnelle Interpretationen verhindert werden, indem mehrere Lesarten bzw. Interpretationsmöglichkeiten in Erwägung gezogen und zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Die Wirklichkeit des Erzählers muss diesbezüglich stets ernst genommen werden.
- Es wird davon ausgegangen, dass grundsätzlich jedes Detail innerhalb einer Interviewsituation sinnhaft motiviert ist. Eine solche *Sinnhaftigkeitsunterstellung* rückt wiederum das Prinzip der Datenzentrierung in den Vordergrund.
- In Anbetracht der vorangestellten Sinnhaftigkeitsunterstellung ist eine *Mehrebenenbetrachtung* notwendig. Sinn wird auf verschiedenen Ebenen (z.B. temporal, sozial, selbstbezüglich) einer verbalen Interaktion hergestellt. So können sinnwidrig oder widersprüchlich erscheinende Äußerungen auf einer Ebene der Textbetrachtung rätselhaft, bezüglich anderer Sinnebenen jedoch schlüssig sein.
- Um den innerhalb einer Erzählung hergestellten Sinn nachzuzeichnen, muss eine Rekonstruktion, unter Berücksichtigung der *Kontextualität*, als *Sequenzanalyse* erfolgen. Denn die Konstruktion von Sinn innerhalb einer Interviewsituation verläuft in einem zeitlichen Prozess, dessen Elemente aufeinander aufbauen und in dem jede Äußerung genau für den in diesem Moment vorliegenden Kontext formuliert wurde.
- Im Sinne des *hermeneutischen Zirkels* besteht innerhalb rekonstruktiver Interviewforschung eine *Zirkularität* zwischen dem Verständnis einzelner Teile des Interviews und dem Ganzen, der Fallstruktur.

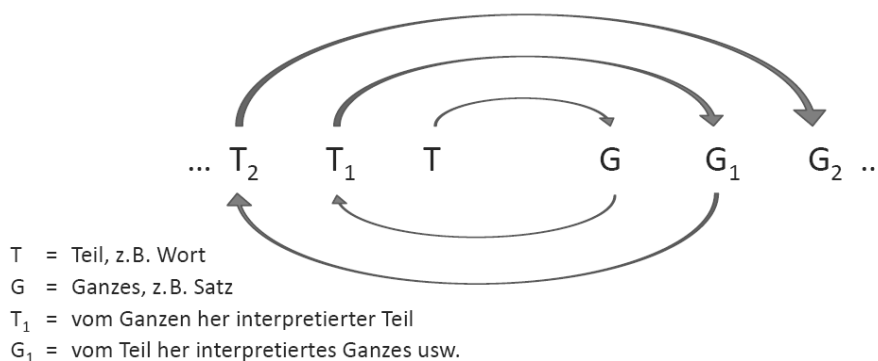


Abb. 1: Hermeneutischer Zirkel (vgl. LAMNEK 2005, 65 nach DANNER 1979, 56).

»Die hermeneutische Spirale besteht darin, dass der Teil vom Ganzen her verstanden, korrigiert oder erweitert wird und sich umgekehrt das Ganze von den Teilen her bestimmt« (LAMNEK 2005, 65). Das heißt, dass der subjektive Sinn eines Handelnden nur in seiner vielschichtigen Kontextualität verstehbar ist. Eine offene Haltung gegenüber Deutungsmustern ist daher notwendig. Das Prinzip der *Kohärenzbildung* meint die sinnhafte Verknüpfung zwischen zwei Größen, von denen die eine nur adäquat verstanden werden kann, wenn die andere mitgedacht wird.

- Das Prinzip der *Explikativität* besagt, dass Interpretationen möglichst explizit und präzise zu formulieren sind. Ergänzt wird dieses Prinzip durch das der *Argumentativität*, nach dem ein Begründungszusammenhang hergestellt werden muss, warum die Daten im vorliegenden Kontext so und nicht anders formuliert wurden. (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 96 ff.).

Durch die Kennzeichnung rekonstruktiver Analyse als ein datenzentriertes Verfahren stellt sich wiederum die Frage nach dem Umgang mit Hintergrund- bzw. Vorwissen. Für LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (vgl. 2004b, 104) erfordert eine offene Rekonstruktionshaltung nicht zwangsläufig das Fehlen von Vorwissen, sondern vielmehr einen stets reflektierten und expliziten Umgang damit. Hintergrundwissen (Alltagswissen, ethnographisch-historische Kenntnisse, Erkenntnisse über sprachlich-kommunikative Phänomene, theoretische Konzeptionen) ist zur Datenanalyse sogar erforderlich, indem es Sachverhalte, Konzepte, Untersuchungsergebnisse und Theorien bereitstellt, mit deren Hilfe Aufschluss über Erzählungen erlangt werden kann. Nach KRUSE (vgl. 2008, 11) sollte man ein solches Vorwissen jedoch so lange und so weit wie möglich zurückhalten bzw. reflexiv kontrollieren, um für die subjektiven Relevanzsysteme der Befragten offen zu bleiben.

Resümierend ist festzuhalten, dass qualitative Forschung vor allem eine Frage der Haltung bzw. Einstellung ist. HITZLER bezeichnet diese als *Skeptizismus* und fasst eine möglicherweise ideale soziologische Einstellung so zusammen: »Als Soziologe sollte man an allem zweifeln – nur daran nicht, daß man an allem zweifeln sollte« (1986, 58). Mit einer solchen Haltung wird auch der Grundannahme des Lebensweltkonzeptes nach SCHÜTZ Rechnung getragen, dass das Fremdverstehen der Lebenswelt anderer nie vollständig möglich ist. KRUSE (vgl. 2008, 35 f.) sieht eine spezifische Haltung gegenüber Wirklichkeit und Erkenntnisprozessen als Qualitätssicherung qualitativer Forschung an. Er

konzeptionalisiert eine solche Haltung anhand dreier aufeinander aufbauender erkenntnismethodologischer Axiome empirischer Sozialwissenschaft, die sich aus den vorangegangenen Ausführungen ergeben: Das erste Axiom, die »*Wirklichkeit als stets konstruierte Wirklichkeit!*« (ebd., 36), legt der qualitativen Forschung ein konstruktivistisches Wirklichkeitsverständnis zugrunde. Aus ihr lässt sich die *Kontingenzannahme* ableiten, die besagt, dass die Möglichkeiten, eine Erzählung zu gestalten, vielfältig sind und Wirklichkeit daher immer auch ganz anders aussehen könnte. Das Konstruktivitätspostulat und die Kontingenzannahme weisen nach KRUSE auf das zweite Axiom hin: »*Alles hat bzw. ergibt einen Sinn!*« (2008, 36), woraus sich auch das dritte Axiom ergibt: »*Nichts ist selbstverständlich!*« (ebd., 36), das auch von STRAUSS und CORBIN formuliert wurde: »Die analytische Konsequenz ist, niemals etwas für selbstverständlich zu halten« (1996, 71).

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Grundannahmen und -prinzipien rekonstruktiver Textinterpretation soll nun das Vorgehen innerhalb der konkreten Analysearbeit dargestellt werden. Neben der rein inhaltlichen Analyse des Faktengerüsts (d.h. biographische Eckdaten, angesprochene Thematiken, involvierte Personen, Ortsangaben etc.), stehen nach KRUSE (vgl. 2008, 111) *vier Aufmerksamkeitsebenen* im Vordergrund der integrativen texthermeneutischen Analysemethode. Hierzu gehören die *Pragmatik*, die *Semantik* und die *Syntaktik* als Teilgebiete der Semiotik, der Lehre von den Zeichen, sowie die Ebene der *Erzählfiguren*. Die Aufmerksamkeitsebene der *Pragmatik* bzw. *Interaktion* richtet ihren Fokus sowohl auf die Verwendung von Sprache hinsichtlich der Interaktion zwischen Interviewer und befragter Person während des Interviews (Interviewdynamik, inszenierte Rollenverteilung, Selbst- und Fremdpositionierungen etc.) als auch auf die Inszenierungen und somit die Selbst- und Fremdpositionierung der Figuren innerhalb der Erzählung. Auf der Ebene der *Semantik*, der Lehre von der Bedeutung der Wörter, Silben usw., wird die Lexik – d.h. Besonderheiten der Wortwahl, der Metaphorik, berührte oder ausgelassene semantische Felder und Bedeutungen – der Erzählperson beschrieben. Die Aufmerksamkeitsebene der *Syntaktik* bzw. *Syntax* betrifft den Satzbau und betrachtet, welche grammatikalischen Aspekte bzw. Besonderheiten die Erzählung aufweist. Die vierte Aufmerksamkeitsebene der *Erzählfiguren* meint die Herausarbeitung immer wiederkehrender, in sich geschlossener Figuren des Aufbaus und der Organisation der Rede, also *wie* etwas erzählt wird.

Der Auswertungsprozess gliedert sich in folgende Analyseschritte: Zunächst erfolgt eine umfassende *Description* der sprachlichen und kommunikativen Phänomene im Text, bei der die vier beschriebenen Aufmerksamkeitsebenen im Vordergrund stehen. Eine direkte Interpretation wird in diesem Teil des Analyseprozesses nicht vorgenommen. Erst in Analyseschritt zwei, der *Strukturierung und Bündelung der bisherigen Ergebnisse*, werden die deskriptiven Analyseergebnisse gedeutet und interpretiert. Es werden verschiedene Lesarten herausgearbeitet, die vorerst »wie lose Fäden in der Hand gehalten« (KRUSE 2008, 105) werden, um voreilige Interpretationen zu verhindern. Das Ziel einer jeden Fallrekonstruktion ist es, *zentrale Motive* und *Thematisierungsregeln* der Befragten aus den zugrundeliegenden Texten herauszuarbeiten. In Anlehnung an die dokumentarische Methode nach KARL MANNHEIM⁴⁹ werden unter dem Begriff des Motivs »wiederholt auftauchende sprachliche Bilder oder Argumentationsstrukturen, Figuren, Modelle, thematische Äußerungen und Positionierungen etc. aufgefasst, die im Zusammenhang mit den subjektiven Deutungen und Repräsentationen der befragten Personen stehen« (KRUSE 2008, 117). Während sich die *zentralen Motive* demnach aus dem ergeben, *was* thematisiert wird, bezieht sich die *Thematisierungsregel* darauf, *wie* die Erzählperson etwas thematisiert, *wie ausführlich* sie dies tut und was von ihr *nicht versprochen* wird (Thematisierungsgrenzen) (vgl. ebd., 118 f.). Die zentralen Motive werden in Textdeskriptionen exemplarisch am Text belegt und bilden in gebündelter Form die Grundlage für eine abschließende Interpretation (vgl. KRUSE 2008, 106) und somit den dritten Analyseschritt des jeweiligen Textdokumentes, die *Strukturierung, Verdichtung/Bündelung und Sicherung der Ergebnisse*. An dieser Stelle werden die zentralen Motive und Thematisierungsregeln in einer abschließenden Interpretation der Fallgeschichte interpretativ aufeinander bezogen und Hypothesen über ihre Zusammenhänge aufgestellt (vgl. ebd., 120). Der vierte Analyseschritt, die *Theoretisierung*, ist eine über den Einzelfall hinausgehende Interpretation. Ausgerichtet an der jeweiligen Fragestellung der Forschungsarbeit wird der analysierte Fall nun in einen theoretischen und diskursiven Zusammenhang mit adäquaten Theorien oder Modellen unterschiedlicher Disziplinen gebracht.

⁴⁹ Vgl. hierzu auch BOHNSACK (2008) und GARFINKEL (1973).

Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung wurde ein Teil der Analyseergebnisse, speziell jene, die als besonders relevant in Erscheinung getreten sind, in verschiedenen Kontexten mit anderen Wissenschaftlern diskutiert und verhandelt. Dieses Vorgehen bereicherte die Interpretationsarbeiten dahingehend, dass eine mehrperspektivische Betrachtung des jeweiligen spezifischen Gegenstandsbereiches zu einem zusätzlichen Erkenntnisgewinn führte. Auf der Basis mannigfaltigen Hintergrundwissens sowie unterschiedlicher Assoziationen und Aufmerksamkeitssetzungen können so verschiedene Lesarten entwickelt und eigene Interpretationsideen überprüft und ggf. neu ausgehandelt, d.h. verworfen, bestätigt, ergänzt oder modifiziert werden (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 322 f.).

2.2.4 Rekonstruktive Sozialforschung im Kontext interkultureller Studien

Die rekonstruktive Sozialforschung weist im Rahmen interkultureller Studien Spezifika auf, die in der Forschungsarbeit berücksichtigt werden müssen. Forscher werden diesbezüglich mit Barrieren, aber auch erkenntnisbereichernden Ressourcen konfrontiert, die im Folgenden diskutiert werden.

Hinsichtlich des Erkenntnisinteresses des Fremdverstehens innerhalb einer Kommunikationsbeziehung kommt der Indexikalität als zentralem Merkmal menschlicher Kommunikation, eine besondere Bedeutung zu. Indexikalität bezieht sich auf die Kontextabhängigkeit von Sprache. Kommunikation ist demnach stets eingebettet in einen situativen Kontext und nur unter Berücksichtigung dieses Kontextes sinnhaft verstehbar (vgl. GARFINKEL 1973, 210 ff.; HOFFMANN-RIEM 1980, 344). Vor dem Hintergrund qualitativer Sozialforschung fasst KRUSE die Bedeutung von Indexikalität wie folgt zusammen:

Die Indexikalität von menschlicher Sprache und Kommunikation meint, [...] dass alle Begriffe und Sprechakte unweigerlich erstens situational kontextgebunden sind und zweitens nur im Zusammenhang mit weiteren Begriffen und Sprechakten deutbar werden. Semantischer Sinn ist also immer nur in einem Netzwerk – in einem Index – weiterer Begriffe und Sprechakte rekonstruierbar, die jeweils zwei Sinnebenen haben: erstens eine denotative, allgemein geteilte Sinnebene, und zweitens eine konnotative, subjektive oder auch idiosynkratische Sinnebene (KRUSE 2008, 22).

Ein Begriff kann demnach eine Fülle indexikaler Bedeutungen haben.⁵⁰ Die besondere Herausforderung interkultureller Kommunikation ergibt sich daraus, dass Personen aus unterschiedlichen Erfahrungsgemeinschaften mit differenten sozial-kulturellen Repräsentationen miteinander kommunizieren. Ihre sprachlichen Äußerungen sind demnach hochgradig indexikal. Zur Generierung eines gelungenen Verstehensprozesses, also des Fremdverstehens, wird die Entschlüsselung dieser hochgradig indexikalen Begriffe und Sprachhandlungen zur Aufgabe interkultureller Kommunikation und darüber hinaus zum methodischen Grundprinzip qualitativer Interviewforschung (vgl. ebd., 31).⁵¹ Dieser Umstand kann problematisiert, aber auch als Chance für die Forschungsarbeit angesehen werden. LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN sehen die prinzipielle Fremdheit zwischen Forscher und dem Forschungsobjekt als eine »erkenntnisgenerierende interpretationsmethodisch hilfreiche Größe, da die Erzählung explizit ausgeführt werden muss« (2004b, 84). Der Erzähler muss darauf achten, ausreichend über Hintergründe zu informieren (z.B. räumliche und zeitliche Eckdaten, beteiligte Personen, situations- und personenspezifische Charakterisierungen), um zu gewährleisten, dass der Interviewer das Erzählte auch verstehen kann. Auch das Fehlen gemeinsamer Erfahrungsbereiche von Interviewer und befragter Person (z.B. Migrationserfahrungen) ist diesbezüglich hilfreich.⁵² Für die Forschungsfrage relevante Aspekte, insbesondere Erzählungen im Kontext von Migration und Behinderung sowie landes- und kulturspezifische Hintergründe der Familien, müssen ausführlich dargestellt bzw. charakterisiert werden, um Verständlichkeit zu erzeugen.

Trotz der beschriebenen Vorteile dürfen die Schwierigkeiten interkultureller Studien nicht aus dem Blick geraten. Indexikale, für die Forschungsfrage ggf. bedeutsame Begriffe, die von den Befragten nicht weiter ausgeführt werden, müssen vom Interviewer als solche

⁵⁰ Der Begriff *Dorf* bspw. kann in seiner konkreten Verwendung Unterschiedliches bedeuten. Er könnte in einem semantischen Netzwerk von Ruhe, Erholung, Besinnlichkeit etc. stehen oder in einem semantischen Netzwerk von Langeweile, Einöde, Kaff etc. (vgl. KRUSE 2008, 28).

⁵¹ Der Indexikalität von Sprache wird im Interviewleitfaden durch einen Teil der beschriebenen Aufrechterhaltungsfragen Rechnung getragen. Fragen wie »Was meinen Sie damit?« oder »Können Sie mir das noch etwas genauer beschreiben?« sollen dazu beitragen, indexikale Begriffe zu entschlüsseln.

⁵² Ein Beispiel aus dem Projekt »männer leben« (2002–2004) soll dies verdeutlichen. In einem Interview wird ein älterer Herr aus der ehemaligen DDR von einem jüngeren Mann, der in Leipzig geboren ist, bezüglich seines Lebens in der DDR interviewt. Der Befragte beginnt zu erzählen und fragt nach kurzer Zeit: »Sind Sie aus der DDR?«, der Interviewer antwortet: »Ja.«, woraufhin der ältere Herr konstatiert: »Also da muss ich ja nicht viel sagen« (vgl. KRUSE 2008, 88).

erkannt und diesbezügliche Nachfragen gestellt werden. Für die Analysearbeit muss berücksichtigt werden, dass Nichtmuttersprachler sich nicht in den Zwängen der deutschen Sprache befinden und nicht so schnell bereits besetzte Topoi verwenden. Bestimmte semantische Ausdrucksformen dürfen demnach nicht zu sehr hinterfragt werden.

Der gesamte Auswertungsprozess muss bezüglich möglicher interkultureller Besonderheiten reflektiert werden. Eine interkulturell besetzte Analysegruppe kann hierzu einen wichtigen Beitrag leisten, da auch ein Wissenschaftler sich seinem eigenen kulturellen Kontext nicht entziehen kann (vgl. LÓPEZ MELERO 2000).

3 ANALYSEERGEBNISSE DER FALLSTUDIEN

»Von tausend Erfahrungen, die wir machen, bringen wir höchstens eine zur Sprache [...]. Unter all den stummen Erfahrungen sind diejenigen verborgen, die unserem Leben unbemerkt seine Form, seine Färbung und seine Melodie geben. Wenn wir uns dann, als Archäologen der Seele, diesen Schätzen zuwenden, entdecken wir, wie verwirrend sie sind. Der Gegenstand der Betrachtung weigert sich stillzustehen, die Worte gleiten am Erlebten ab, und am Ende stehen lauter Widersprüche auf dem Papier«

PASCAL MERCIER (2006, 28).

Nachdem die methodologischen Grundlagen sowie das methodische Vorgehen dargestellt wurden, werden in diesem Kapitel die Ergebnisse der empirischen Untersuchung präsentiert. Es werden vier separate Falldarstellungen in Bezug auf die einzelnen Familien vorgenommen, die aus lebensweltlicher Perspektive unter Bezugnahme auf die entsprechenden Begrifflichkeiten betrachtet und interpretiert werden. Innerhalb dieser erfolgt nach einer kurzen Darstellung der familiären biographischen Eckdaten eine ausführliche Analysedokumentation. Aufgrund der großen Menge des Datenmaterials sowie der Komplexität der Themen- und Fragestellung erscheint es sinnvoll, eine am Forschungsinteresse der Arbeit orientierte Strukturierung vorzunehmen. Einen solchen Strukturierungsrahmen stellt der chronologische Lebensverlauf der Familien dar, der in Anlehnung an den Interviewleitfaden in folgende übergeordnete Lebensbereiche unterteilt ist: Leben im Herkunftsland, ggf. Leben im Herkunftsland mit einem Kind mit Behinderung, Zeit der Migration – Übergangszeit, Leben in Deutschland und Leben in Deutschland mit einem behinderten Kind. Da sich Identitätskonstruktionen jedoch im Verlauf der autobiographischen Narrationen aufbauen (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 10), soll der Interviewverlauf – abgesehen von dem genannten Strukturierungsrahmen – weitgehend abgebildet werden. Innerhalb der Analysedokumentation wird unter Bezugnahme auf *erzählanalytische Beschreibungskategorien* (vgl. ebd.) bzw. *Analyseheuristiken* (vgl.

KRUSE 2008, 135 ff.) ein Überblick über die biographische Gesamtstruktur des Interviews sowie thematische Schwerpunkt- bzw. Relevanzsetzungen der Erzählerinnen gegeben und unterschiedliche Motive und typische Muster herausgearbeitet. Das bedeutet, es wird analysiert, wie die Erzählperson ihre Erzählung aufbaut bzw. *was* sie *wie ausführlich* thematisiert und auf der Grundlage welcher charakteristischen Merkmale sie dies tut. Im Anschluss an jede Fallanalyse werden die zentralen Motive und Ergebnisse gebündelt, in einen Gesamtzusammenhang gebracht und so die Essenz der einzelnen Fallrekonstruktionen heraus- und dargestellt. In einem abschließenden Kapitel werden jene Schlüssel-motive aufgegriffen, die im Kontext von Migration *und* Behinderung stehen und für die Forschungsarbeit von besonderem Interesse sind.

Aus datenschutzrechtlichen Gründen sind alle Falldarstellungen durch die Verwendung von Pseudonymen für sämtliche im Text vorzufindende Vor- und Zunamen sowie die Auslassung bspw. von genannten Orten (ersetzt durch ›Name des Ortes‹) anonymisiert worden. Zur besseren Lesbarkeit werden die im Folgenden aus den Transkriptionen übernommenen Zitate in etwas verkürzter Form eingefügt, sofern die Auslassungen für das Textverständnis und für die dargestellten Interpretationen nicht relevant sind (vgl. auch KRUSE 2008, 102). Das heißt konkret: ohne Pausenzeichen, Füllwörter wie *äh* und *ähm*, häufig vorkommende Rückversicherungspartikeln wie *ja?* und *ne?*, Wortwiederholungen und -verbesserungen sowie Wort- oder Satzabbrüche. An Stellen, wo diese von besonderer Bedeutung sind, werden Sprechpausen mit der Anzahl der Sekunden dargestellt (z.B. *(3)* für drei Sekunden Pause, *(.)* steht für eine Mikropause) und auf Wort- oder Satzabbrüche wird mit einem Gedankenstrich verwiesen (z.B. »[...] die SCHMERZEN waren–«). Des Weiteren ist anzumerken, dass der gesamte Transkriptionstext zunächst in Kleinbuchstaben verfasst wurde, Großbuchstaben deuten auf ein betontes Sprechen hin. Die vorzufindenden Interpunktionen deuten auf Endintonationen des Gesprochenen hin, die unterschieden werden in hoch steigend *(?)*, mittel steigend/schwebend *(,)*, mittel fallend *(:)* und tief fallend *(.)*.⁵³

⁵³ Ein ausführlicher Überblick aller verwendeten Transkriptionsregeln befindet sich im Anhang. Die vollständigen Interviewtranskripte können auf Anfrage bei der Autorin eingesehen werden (Kontakt: julia_halfmann(at)web.de).

3.1 Familie Günes – Türkei

»wir haben vier sonne⁵⁴
wo es eigentlich nur einen gibt.
das auch wirklich eine
vierte volle sonne ist.
nicht nur ein halbes schATTEN ist«

Frau Günes⁵⁵.

3.1.1 Biographie

Frau Günes ist zum Zeitpunkt des Interviews 44 Jahre alt. Sie ist in einer ländlichen Gegend in der Türkei geboren und im Alter von sechs Jahren mit ihren Eltern und ihren zwei Brüdern als ›Gastarbeiterfamilie‹ nach Dänemark migriert. In Dänemark verbringt Frau Günes ihre Schulzeit und absolviert eine Ausbildung zur Bürokauffrau. In einem Urlaub in der Türkei lernt sie ihren heutigen Mann kennen, den sie als Zwanzigjährige heiratet. Herr Günes ist ebenfalls in der Türkei geboren, die er im Alter von 15 Jahren mit seinen Eltern verlässt, um nach Deutschland zu migrieren. Hier absolviert er eine Ausbildung und ist heute als Schichtarbeiter in der Autobranche tätig. Nach ihrer Heirat zieht Frau Günes ebenfalls nach Deutschland. Ein Jahr später bekommt das Ehepaar ihren ersten und nach einem weiteren Jahr ihren zweiten Sohn. 1990 wird ihr dritter Sohn Sinan geboren.

Während der Schwangerschaft mit Sinan bekommt Frau Günes aufgrund schwacher Herztöne ihres ungeborenen Kindes ein Medikament verabreicht, auf das sie starke, lebensgefährliche allergische Reaktionen zeigt. Infolgedessen wird Sinan bereits in der 30. Schwangerschaftswoche unter Lebensgefahr seiner Mutter per Kaiserschnitt entbunden. Das Ausmaß der Behinderung lässt sich in Sinans ersten Lebensjahren nicht eindeutig feststellen. Die Ärzte diagnostizieren eine Zerebralparese, aufgrund derer Sinan nicht

⁵⁴ Die Metapher der *vier Sonnen* bezieht Frau Günes auf ihre vier Söhne, von denen einer eine Behinderung hat.

⁵⁵ Den Interviews entnommene Textpassagen werden durch den Schrifttyp *Courier New* gekennzeichnet.

selbstständig laufen kann und zur Fortbewegung auf einen Rollstuhl angewiesen ist. Als weitere Diagnoseergebnisse nennt Frau Günes Entwicklungsrückstände, eine geistige Behinderung sowie eine vor etwa drei Jahren diagnostizierte Epilepsie. Gegen den Arzt, der Frau Günes das Medikament verabreicht hat, geht das Ehepaar ein Jahr nach Sinans Geburt gerichtlich vor und gewinnt sechs Jahre später den Prozess. Sie erstreiten für Sinan ein höheres Pflegegeld, eine Entschädigung für den späteren Verdienstaufschlag und sonstige zusätzliche Bedarfsleistungen wie z.B. Delfintherapien, die von der Krankenkasse nicht übernommen werden. Sinan wird in eine Schule mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung eingeschult, seit einem Jahr besucht er die Tagespflege eines Wohnheimes. 1994 wird der vierte Sohn geboren.

Heute leben Herr und Frau Günes sowie drei ihrer Kinder in einem barrierefreien Haus am Rande einer Stadt in Nordrhein-Westfalen. Die ältesten zwei Söhne absolvieren ein Studium, der Erstgeborene im europäischen Ausland. Ihr jüngster Sohn besucht derzeit die Schule. Familie Günes gehört der Religionsgemeinschaft des Islams an. Alle Familienmitglieder besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit.

3.1.2 Analyseergebnisse – biographisch strukturiert

Leben im Herkunftsland

Das Interview beginnt mit einem Erzählstimulus, der hervorhebt, dass die gesamte Lebensgeschichte von Frau Günes von Interesse ist. Auf die Aufforderung, zunächst über ihr Leben in der Türkei zu erzählen, folgt eine wenig detaillierte Narration, die sich im Wesentlichen auf ein Ereignis beschränkt: Frau Günes wird ihren Angaben zufolge erst ein Jahr nach ihrer Geburt offiziell gemeldet und wird aufgrund dessen nicht mit den gleichaltrigen Kindern eingeschult. »weil ich UNBEDINGT in die schule wollte«, lässt ihre Mutter das Geburtsjahr ihrer Tochter durch eine ärztliche Untersuchung neu bestimmen und setzt die Einschulung ihrer Tochter gerichtlich durch. »das war das große ereignis wo ich mich immer so zurück denken KANN. aber was war das,

ne?«. Der abschließend als Frage formulierte, *konkludierende Drehscheibensatz*⁵⁶ zeigt das Ende des Ereignisses an und stellt gleichzeitig eine Beziehung zu einem späteren, noch nicht bekannten Segment ihrer Erzählungen her. Die Formulierung lässt vermuten, dass die weitaus größeren Ereignisse in ihrem Leben noch bevorstehen, was ein erster Hinweis darauf sein könnte, warum die anschließenden Erzählungen, im Verhältnis zu ihren späteren Narrationen, zunächst wenig ausführlich sind.

Über ihre erste Zeit in Dänemark gibt sie einen kurzen Überblick und hebt einen zwischenzeitlichen einjährigen Aufenthalt bei ihren Großeltern in der Türkei kurz hervor. Insbesondere die darauf folgende Erzählung über ihre Kinder- und Jugendzeit in Dänemark erfolgt in einem *Modus der Raffung und Verdichtung* (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 118). Der gesamte Zeitabschnitt von zwölf Jahren wird durch die Erwähnung der biographischen Etappen *Schule* und *Ausbildung* zusammengefasst: »dann sind wir wieder zurück nach dänemark. ja, daNN die schule in dänemark fertig gemacht; ausbILDung«.

Zeit der Migration – Übergangszeit Erklärungen

und im urlaub hab ich dann meinen mANN unten [in der Türkei] kennen gelernt; wie heißt das, kennen gelernt, wir sind verkUPPElt worden. [...] durch bekANNTe; sind wir dann gegeneinander so vorgestellt worden; ne?

Hinsichtlich des Kennenlernens ihres Mannes, der zu dieser Zeit in Deutschland lebt, ist durch die Formulierung *verkuppelt worden* eine *anonyme Agency*⁵⁷ (vgl. KRUSE 2008,

⁵⁶ Innerhalb von Narrationen können über *Drehscheibensätze* Themenwechsel markiert werden, indem ein Thema durch einen konkludierenden und/oder evaluierenden Satz abgeschlossen wird, der gleichzeitig als Abstract für die darauffolgende Sequenz gelten kann. Solche Drehscheibensätze »zeigen an, wie der Erzähler seinen thematischen Assoziationen nachgeht und über die thematischen Wechsel hinaus Kohärenz herstellt« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 113).

In den folgenden vier Analysedokumentationen werden die hinzugezogenen erzählanalytischen Beschreibungskategorien bzw. Analyseheuristiken lediglich im Kontext ihrer ersten Verwendung ausführlich erläutert und mit entsprechenden Literaturhinweisen versehen. Zur Übersicht befindet sich im Anhang ein Glossar mit den zentralen Beschreibungskategorien und den entsprechenden Erläuterungen aus dem Text.

⁵⁷ Die Analyse der *Agency*, d.h. der Handlungsmöglichkeiten, Handlungsinitiativen und Widerfahrnisse der Erzählpersonen, stellt eine wesentliche Analyseheuristik der Interpretationsarbeiten dar. Agency meint die »kognitive Repräsentation der eigenen Handlungs- und Wirkmächtigkeit« (KRUSE 2008, 138). Nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN ist Agency ein wesentlicher Aspekt der historisch-biographischen Konstitution von narrativer Identität, die sich daraus ergibt, »wie der Erzähler seine Handlungsmöglich-

136) festzustellen. Im direkten Anschluss an diese Erzählung folgt für Frau Günes die Frage nach ihrer Entscheidung zur Migration, die sie sachlich abwägt: »und dann hab ich hin und her, kaNNste in deutschland das machen, weG von zu haUSE?«. Die Entscheidungsfindung erfolgt unter Bezugnahme auf ihre Lebenssituation in ihrem Elternhaus:

da hab ich gesagt früher ja in der türkei, wenn ein mÄDchen nicht verheiratet ist; nICHT von zu hause weg. Da war daNN für miCH der zeit vielleicht ist das auch ein gelegenheit weIT weg von zu hause wo im ((lacht) TEENiealter eltern sowieso) dumm sind.

Sie stellt explizit heraus, dass es sich bei dieser Entscheidungsbegründung um die Perspektive eines Teenagers handelt. Die Modalpartikel (auch Abtönungspartikel) *sowieso* weist zusätzlich auf eine zu diesem Zeitpunkt nicht differenzierte Einschätzung der Situation hin. Die Darstellung der anschließenden biographischen Ereignisse erfolgt wieder in einem Modus der Raffung und Verdichtung. Sie verläuft in einer nach traditionellen Mustern festgelegten Abfolge, indem das Paar erst nach der Hochzeit eine gemeinsame Wohnung bezieht: »mit neunzehn bin ich verLOBT; in zwANZig verheiratet; bin ich nach (Name der Stadt) gekommen«.

Die erste Zeit in Deutschland beschreibt sie kurz und anschaulich in Form der *Metapher*⁵⁸ »ein großes loCH«. Probleme und negative Situationen und Stimmungen werden me-

keiten und Handlungsinitiative (>agency<) im Hinblick auf die Ereignisse seines Lebens linguistisch konstruiert« (2004b, 59). Drei Beispiele sollen dies verdeutlichen:

- (1) »... und dann bin ich ins Krankenhaus gekommen und operiert worden.«
– Anonyme Handlungsmacht
- (2) »... und dann haben sie mich ins Krankenhaus eingewiesen und operiert.«
– Andere Menschen entscheiden über das eigene Schicksal
- (3) »... und dann bin ich ins Krankenhaus gegangen und habe mich operieren lassen.«
– Individualisierte, Ich-bezogene Agency; Handlungsinitiative liegt beim Erzähler (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 59).

Für die vorgenommenen interkulturellen Analysearbeiten ist die Agency u. a. deshalb relevant, da das »Verhältnis von Handlungsspielraum und Widerfahrnis im Leben eines Menschen [...] wesentlich von den jeweiligen historisch-politischen, sozioökonomischen und kulturellen Lebensbedingungen der Erzähler und den objektiven Ereignissen« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 59) abhängt.

⁵⁸ Insgesamt ist festzustellen, dass Frau Günes als sprachliches Stilmittel häufig Metaphern wählt, was damit in Zusammenhang stehen könnte, dass die türkische Sprache sehr metaphorienreich ist und Frau Günes diesen Stil in die deutsche Sprache übernimmt.

Metaphern gehören innerhalb der Rhetorik zu den Tropen, die die Ersetzung eines Ausdrucks durch einen anderen bezeichnen, der einem anderen Bedeutungsfeld zugehörig ist (vgl. GÖTTERT/JUNGEN 2004, 145). Der Begriff der Metapher kommt von dem griechischen *metaphora* und bedeutet *Übertragung, bildlicher Ausdruck*. Durch sie kann ein Sachverhalt im Lichte eines anderen Sachverhaltes be-

taphorisch als räumliche Tiefe dargestellt (vgl. SCHMITT 2000, Abs. 2 ff.), die hier durch das Adjektiv *groß* eine Steigerung erfährt. Darüber hinaus erscheint diese Phase ihres Lebens als *Zeit der Passivität*: »plÖTZlich nicht ARBEiten gehn, zu hAUse, ich bin nicht ein mensch der nur zu hause rumsetzen kANN; ich war IMMER in action«. Durch die abschließende Selbstdarstellung deutet sie nachdrücklich auf die persönliche Bedeutung der erlebten Passivität hin. Es folgt eine metaphorische Präzisierung der Passivitätskonstruktion: »zu hause rumgesetzt; däumchen gedreht«. Im deutschen Sprachgebrauch und im Kontext der vorangegangenen Erzählungen von Frau Günes steht die Metapher *Däumchen drehen* für *untätig sein, Passivität, abwarten* etc. Die Narrationen weisen bezüglich dieser Lebensphase ein *statisches Zeitmodell* (vgl. KRUSE 2008, 135), d. h. die Erfahrung von Stagnation, auf. Ihr erstes Jahr in Deutschland bewertet Frau Günes als »für mich SEHR sehr schlimm«. Sie beschreibt ihre damalige Lebenssituation und ihr Selbstwertgefühl mit »ALLEin; NUTZlos« und stellt ihre Entscheidung zur Migration in Frage: »hab ich gedacht wie konntest du machen?«. Darüber hinaus zeigt sie Unterschiede zu ihrem Leben in Dänemark auf und bewertet in diesem Zusammenhang insbesondere das Stadtleben als: »zu groß zu viel MULTIKulti«.

Die Handlungsmacht während dieser Zeit scheint zunächst bei ihrem Ehemann zu liegen: »dER hat ALLES getan, dass ich mich woHL fühle«. Sie erweist sich jedoch als scheinbar *ineffektive Agency* (vgl. KRUSE 2008, 136), woraufhin Frau Günes indirekt, durch die *Agentivierung* (vgl. ebd., 138) ihres Mannes, Einfluss auf die Situation nimmt. Nachdem sie die ersten sechs Monate ihres Aufenthaltes in Deutschland mit ihrem Mann und ihren Schwiegereltern in einer gemeinsamen Wohnung gelebt hat, fordert sie ihren Mann auf: »du musst irgendwIE gucken, dass wir unsern EIGenes haben, oder ich WILL wieder zu!RÜCK!«.

trachtet werden, mit dem Ziel, diesen verstehbar zu machen (vgl. LAKOFF/JOHNSON 2008, 47). Die *Metaphernanalyse* als sozialwissenschaftliche Methode wurde maßgeblich von LAKOFF und JOHNSON entwickelt, nach denen »unser alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, [...] im Kern und grundsätzlich metaphorisch« (2008, 11) ist. Metaphern sind nicht zufällig, sondern bilden kohärente Systeme, nach denen wir unsere Erfahrungen konzeptualisieren (vgl. LAKOFF/JOHNSON 2008, 53). Als Funktion von Metaphern beschreiben LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN »Anschaulichkeit, Prägnanz und Evidenz« (2004b, 221).

Als Wendepunkt nach der ersten Migrationszeit ist die Geburt ihres ersten Sohnes anzusehen: »nach meinem ersten kind wars dann für mich okay«. Sie präzisiert bzw. begründet ihre Aussage: »das kind hat mich dann so ein bisschen ABGELenkt; (schmunzelnd) hatte ich so bisschen aufgabe mUTTER zu sein«. In einer reflexiven Zuwendung bewertet sie in einer retrospektiven Darstellungsform (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 117) die Zeit nach der Geburt ihrer ersten zwei Söhne: »hab auch die zEIT mit ihnen wirklich sehr gut genießen können«.

Die *chronikartige Darstellung*⁵⁹ erfolgt bis zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens in einem *linearen Zeitmodell*, d.h. als geradlinige, kontinuierliche Entwicklung (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 58) – Schul- und Ausbildungszeit in Dänemark, Kennenlernen ihres Mannes, Verlobung, Hochzeit, Geburt ihrer ersten Kinder – sowie in einem Modus der Raffung und Verdichtung. Hinsichtlich des Kennenlernens ihres Mannes (s.o.), ihrer Eheschließung »mit neunzehn bin ich verLOBT; in zwANZig verheiratet« sowie der Geburt ihrer ersten zwei Kinder »bIS mein kind kam« und »dann war das zwEITE kind unterWEGs« ist insgesamt eine anonyme Handlungsmacht festzustellen. Eine solche rhetorische Gestaltung steht im Gegensatz zu der später im Text vorherrschenden Ich-bezogenen Agency und lässt die Interpretation zu, dass Frau Günes bezüglich der hier genannten Ereignisse kaum Handlungsmacht besitzt. Die dargestellte anonyme Handlungsmacht tritt, da Agency u.a. von den jeweiligen kulturellen Lebensbedingungen abhängt (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 59), hier als kollektive Agency auf. Das heißt in diesem Fall als eine (ggf. familiär) kulturell konstruierte Handlungsmacht, nach der im Lebensentwurf für Frauen in erster Linie die Rolle der Ehefrau und Mutter vorgesehen zu sein scheint. Diesbezüglich zeigt Frau Günes explizit die Unterscheidung zwischen Mann und Frau bzw. Jungen und Mädchen in ihrer Herkunftskultur auf und weist mehrfach auf die Konstruktion von Geschlechterrollen hin. Innerhalb des beschriebenen Rahmens kultureller Muster kennzeichnet sie jedoch ihre persönlichen (Mit-)Gestaltungsmöglichkeiten, wie z.B. die Entscheidung ihrer Migration von Dänemark nach Deutschland. Die Gelegenheit zu einer persönlichen Lebensgestaltung scheint sich

⁵⁹ »Als chronikartig [...] lassen sich solche Textpassagen bezeichnen, in denen größere autobiografische Abschnitte oder Ereignisse mehr oder weniger unverbunden in der Reihenfolge ihres Geschehens aufgezählt werden, ohne dass sie in eine erzähldynamische Entwicklung auf einen Höhepunkt hin gebracht werden« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 154).

insbesondere nach der Geburt ihrer zwei Kinder zu ergeben. Ihre Zukunftsperspektive beschreibt sie retrospektiv wie folgt: »die zwei gROssen warn aus dem grÖBSTEN frei, KINDergarten; ich hatte zeit für mICH, ich woLLTe wieder arbeiten gehen, ich hatte so meine trÄUME das weITERmachen wo ich aufgehört habe« und schließt resümierend an »ja gings nicht«. Wieder wirkt eine scheinbar anonyme Agency auf sie ein: »ich bin dann UNGEWollt schwanger gewORDen«. Mit der Frage »was mach ich?« baut sie eine vermeintliche Handlungsmacht auf, die sie in dieser Situation, aufgrund ihrer Einstellung gegenüber ungeborenem Leben, jedoch nur indirekt besitzt: »abtreiben kommt für mich nicht in frAGE, das kind hat das nICHT selber ausgesucht auf die welt zu kommen«. Ihre diesbezügliche Einstellung kann durch die Antwort auf eine spätere Frage nach ihrer Meinung zur Pränataldiagnostik und zur Möglichkeit der Abtreibung eines Kindes mit Behinderung ergänzt werden:

ICH bin der meinung wenn man sich daZU bereitstellt, ich will ein kIND; und dann sOLL man es auch austragen, auch wenn es seHR krass wird mit WELchen lebensqualitäten; ich hab auch bei meinem vIERTen eine fruchtwasseruntersuchung (.) heute denk ich was hÄTTtest du gemacht? hättest du ihn abtreiben lassen? nEIN. ich sage mir die haben auch ein reCHT- ist egal, wie. das ist ein teil von unserm gesellschaft. was würde es ohne den geben? (3) [...] weil die haben es nicht von sich aus gewollt. und das ist für mich sehr ernIEDrigend und schlIMM. du bist nicht ganz apfel, du bist mit ein wurm drin; schmeiß weg. (2) das tut mir weH wenn manche machen. das tut mir weh; und das kann ich nicht.

Ohne auf das Leben in Deutschland im Kontext ihrer Migration weiter einzugehen, stehen im Zentrum der nun folgenden Narrationen ihr Sohn mit Behinderung und das Leben mit ihm. Da die Konstruktion von Sinn und damit auch narrativer Identität innerhalb der durch den Erzähler strukturierten Narrationen hergestellt wird (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 100), erfolgt zunächst die Darstellung der Analyseergebnisse hinsichtlich des Lebens in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung, noch vor der Beschreibung des Lebens in Deutschland.

Leben in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung

Die Narrationen bezüglich des Krankenhausaufenthaltes von Frau Günes und ihrem Sohn Sinan erscheinen als ausführliche, zu großen Teilen *szenisch-episodische Erzählungen*⁶⁰. Einleitend weist die Erzählung ein *Abstract* auf, »d.h. eine Ankündigung, die eine Vorausschau auf den Inhalt der kommenden Erzählung bietet oder ihre evaluative Bedeutung markiert« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 147): »und dann da fingen in der schwangerschaft die probleme an«. Der anschließende Wechsel in eine *reinszenierende Perspektive* deutet nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (vgl. 2004b, 117 ff./146 ff.) zumeist auf eine zentrale biographische Schlüsselerfahrung hin. Es erfolgt ein nahezu *zeitdeckendes (isochrones) Erzählen* ihres ›Überlebenskampfes‹ im Krankenhaus, infolge einer allergischen Reaktion auf ein ihr verabreichtes Medikament in der 30. Schwangerschaftswoche: »das war ja in dem moment zwischen leben und tod«.

Die darauf folgenden Narrationen in Bezug auf den Krankenhausaufenthalt ihres Sohnes sind insgesamt geprägt durch das *Motiv der Ungewissheit*. Im Vordergrund steht zunächst der ›Überlebenskampf‹ Sinans. Die Beobachtungen und Beschreibungen durch Frau Günes, »eintausendsechshundert gramm; finger wie streichholz und ganz klein, überall schlauche; beatmungsgeräte«, stehen im scheinbaren Gegensatz zu den Wesensmerkmalen, die die Ärztin Sinan zuschreibt: »das kind hat so starken überlebenswille, der wird überleben«. Neben der Frage des Überlebens markieren verschiedene szenische Dialoge mit Ärzten die Ungewissheit hinsichtlich der Frage nach einer Behinderung Sinans durch die aufgetretenen Hirnblutungen. Der Arzt, der ihr das Medikament verabreicht hat, teilt ihr zunächst mit: »ja ihrem kind gehts gut; der ist halt zu früh gekommen; und ja der hat so blutungen im gehirn das geht wieder weg«. Dass sie dem Arzt aufgrund ihrer Unerfahrenheit zunächst Glauben schenkt, macht sie mit dem anschließenden Satz deutlich »ich war

⁶⁰ Hauptmerkmal einer *szenisch-episodischen Erzählung* ist »die Herstellung einer Szene mit einer dramatisierenden Form der Darstellung aus der Perspektive des damaligen Handelns und Erlebens« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 146). Die Narration zielt auf einen Höhepunkt ab, der die Erzählwürdigkeit begründet. Sie bindet die Zuhörer mehr als andere Erzählmuster in einen Erzählraum ein und vermittelt als expressive Sprachform die emotionale Beteiligung der Erzählperson (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 146).

so jung und naiv. geht weg« und verweist damit gleichzeitig auf einen diesbezüglichen Erkenntnisgewinn. Ihre Verunsicherung beschreibt Frau Günes als »für mich war es SO schwierig; du hast ein kind geboren; der ist nicht da;⁶¹ son frühchen; du weißt du nicht was auf dich zukommt«. Spätere Dialoge mit einer Ärztin stützen diese Ungewissheit. In Bezug auf die Folgen der Hirnblutungen heißt es dort: »wir müssen ABWarten; wir können ihnen jetzt GAR nichts sagen«.

Als weiteres Motiv für die Zeit im Krankenhaus steht die Annäherung von Frau Günes an ihren Sohn bzw. das *Aushandeln zwischen Nähe und Distanz*. Der erste Schritt, die Überwindung der räumlichen Distanz, erfolgt, nachdem Frau Günes die Intensivstation nach einigen Tagen, in denen sie ihren Sohn noch nicht gesehen hat, verlassen darf. Eine erste Annäherung findet statt: »ja danach war ich jeden tag da; immer so ein bisschen milch abgepumpt; das er tröpfchenweise kriegen durfte«. Die Krankenhaussituation schließend, wird das *Motiv der Ungewissheit* wieder aufgegriffen. Im Kontext dieser Erzählung verwendet Frau Günes zum ersten Mal den Begriff der Behinderung:

da ham die mir gesagt als er entlassen wurde; ich muss regelmäßig krankengymnastik machen, und ich muss im hinterkopf behALTEN, dass er behINDert sein kANN, wie weIT, KANN man nicht sagen, weil frühchen die können sich bis einem jahr manche schnell manche holn das auf manche nicht. je nachdem das schädigung vom gehirn.

Die zeitliche Dimension hinsichtlich der anhaltenden Verunsicherung wird deutlich. Gleichzeitig wird ihr durch den Hinweis auf die regelmäßige Physiotherapie suggeriert Einfluss auf den Verlauf der Entwicklung zu haben. Ihre Reaktion beschreibt Frau Günes als »schOCK. nur am weinen; da hab ich gesacht warum ham sie den überLEBEN LAssen? was ich heute darüber lache; wie konntest du das fragen? heute sag ich ja, das würde jeder so fragen wo verzweifelt«. Das Zitat verdeutlicht die ambivalenten Gefühle von Frau Günes, für die eine Abtreibung nicht in Frage kommt, die sich in ihrer Verzweiflung jedoch fragt, warum unbestimmte dritte Personen – *sie* (vermutlich die Ärzte) – das Kind haben überleben lassen. Des Weiteren wird die enorme Spannweite der Gefühle gegenüber ihrem Sohn deutlich, die sich im Laufe der Zeit maßgeblich verändern.

⁶¹ Frau Günes liegt zu diesem Zeitpunkt noch auf der Intensivstation, die sie nicht verlassen darf, ihr Sohn Sinan ist als Frühgeborener im Säuglingsinkubator.

In Zusammenhang mit der beschriebenen Ungewissheit in Bezug auf eine mögliche Behinderung Sinans tritt nach der Entlassung aus dem Krankenhaus das *Motiv Hoffnung als Handlungsmotivation* in Erscheinung. Dem Motiv folgend fokussiert Frau Günes auf die Förderung bzw. therapeutische Maßnahmen für ihren Sohn: »ich hatte nur einen therapiern therapiern; weil ich auch SEHR JUNG und unerfahren bin; mit therapie krieg ich den jungen wieder gesUND. wo du dich SELBER vergisst, wo du nur ein ZIEL hast«. Erneut merkt sie an, in dieser Situation auf keinerlei Erfahrungswissen zurückgreifen zu können, und kennzeichnet hier den Beginn eines Lernprozesses, den sie später ausführt. Als übergeordnetes Motiv für die erste Zeit mit Sinan steht ein *In-vivo-Kode*⁶²: »Wo du dich selber vergisst«. In dieser Zeit steht Sinan und insbesondere seine Förderung und Therapie im Mittelpunkt des Lebens von Frau Günes,⁶³ während andere Lebensbereiche, wie ihre eigenen Bedürfnisse und die der anderen Familienmitglieder, in den Hintergrund rücken – *Motiv der aufopfernden Mutterrolle*. Die persönliche Bedeutung dieser einseitigen, Sinan und seine Behinderung zentrierten Perspektive verdeutlicht sie an einem Beispiel mit einem Facharzt für Neurologie, den sie regelmäßig mit Sinan aufsucht. Für den Arzt steht, ebenso wie für Frau Günes, die Behinderung Sinans im Fokus der Aufmerksamkeit. Dieser betrachtet Sinan allein aus medizinisch-neurologischer Perspektive, was Frau Günes metaphorisch als »ein fleischkLOSS« und als »schmerzhaft« beschreibt und infolgedessen konstatiert: »da sach ich da musste dir was anderes suchen, da bin ich nach (Name der Stadt) gelandet«. Das Vorhaben wird zwar durch sie initiiert, eine anonyme Handlungsmacht lässt sie jedoch in dieser Stadt *landen*, so dass zunächst keine Rückschlüsse darauf gezogen werden können, wie sie zu der nachfolgend beschriebenen Systemkenntnis gelangt. Der Name der Stadt steht synonym für das dort angesiedelte kinderneurologische Zentrum, in dem sie ab diesem Zeitpunkt regelmäßig (zwei Mal im Jahr) an einem Mutter-Kind-Aufenthalt teilnimmt. Im Gegensatz zu der bis dahin sehr einseitigen Fokussie-

⁶² Als *In-vivo-Kodes* bezeichnen GLASER und STRAUSS (vgl. 1996, 50) als Vertreter der *Grounded Theory* im Datenmaterial vorzufindende Begriffe oder Äußerungen, die so treffend und prägnant sind, dass sie im Rahmen der Kategorienbildung selbst eine Kategorie darstellen bzw. bezeichnen.

⁶³ Über die Inanspruchnahme von Förderhilfen und Therapien sind dem Kurzfragebogen folgende Angaben zu entnehmen: Frühförderung, Physiotherapie, Sprachtherapie, Ergotherapie, Hippotherapie, Unterstützung durch einen familienlastenden Dienst (FED), Vojta-Therapie, Atlasterapie, Delfintherapie in Spanien und der Türkei, Thermaltherapie in der Türkei, Manualtherapie/Chiropraktik in der Ukraine, Mutter-Kind-Kur.

nung auf Sinan bzw. dessen Behinderung, sowohl durch Frau Günes selbst als auch den Neurologen, erfahren Sinan und seine Mutter nun eine Betrachtung ihrer gemeinsamen Situation – *Motiv der erweiterten Perspektive*. »die haben in ALLE hinsicht nicht nur sinan auch für mICH was gemacht«. Sie präzisiert ihre Aussage, indem sie darlegt, welche Angebote sie in diesem Zentrum wahrgenommen hat. Hierzu gehören Gespräche mit einem Psychologen, Beratungsgespräche: »was für theraPIEn, was für hilfsmöglichkeit; ganz eigentlich familien; was brauchen die? wo kann man die unterstützen?« sowie der Austausch mit anderen betroffenen Müttern: »wo ich erstes mal mit ANDeren müttern; die auch im gleichen boot saßen wie ICH. AUStauschen; sprechen; hEULEn; lachen«. Das *Motiv Hoffnung* bleibt zunächst weiterhin bestehen. Exemplarisch kann an dieser Stelle der szenische Dialog mit einem Arzt aufgeführt werden, den Frau Günes darum bittet, der leitende Arzt, Professor und Gründer des neurologischen Zentrums, möge Sinan, der zu diesem Zeitpunkt etwa zwei bis drei Jahre alt ist, erneut untersuchen. Ihrem Wunsch wird nachgegangen, jedoch ohne neue Erkenntnisse in Bezug auf die Behinderung ihres Sohnes.

AB dANN wars mir ganz klAR; ich brauch nicht noch mal spezialisten; weil die den titel haben, mir was bESSEREs zu erhoffen, aber das war daNN wenn man so verzweifelt ist; weil die einen HÖHEREn titel denKT man oder iCH hab es gedACht; dass die mir was bESSeres sagen kÖNNEN. Da hab ich dann gewUSST; das war vielleicht auch gUT so, weil der doktor (Name des Arztes) gelassen hat, dass ich selBER drauf komme, dass es wirklich so ist. das fand ich SUPER super gut.

Trotz der dargestellten enttäuschten Hoffnung nimmt Frau Günes eine positive Bewertung der Situation vor, indem sie einen Erkenntnisgewinn erkennen lässt. Diesbezüglich stellt das Motiv bzw. der *In-vivo-Kode* »selber darauf kommen« einen wesentlichen Teil eines auf Erfahrungen beruhenden Lern- und Erkenntnisprozesses dar, der später noch genauer dargestellt wird. Mit der Metapher »(Name der Stadt) war für miCH die salbe; die gute salbe« nimmt Frau Günes eine persönliche Bewertung ihres Aufenthaltes vor. Unter Bezugnahme auf das *Motiv des ›Selbstvergessens‹* gibt sie an: »da hab ich mich wieder selBER gefunden, wir haben den sinan so akzeptiert; geLERNt zu akzeptiern«. Das *Motiv des ›Sichwiederfindens‹* wird hier in Zusammenhang mit der Akzeptanz Sinans gebracht. Die Analyse der Erzählungen bezüglich des Zeitraumes zwischen selbstvergessen und wiederfinden zeigen die Bedeutsamkeit des Hilfesystems bzw. der professionellen Unterstützung für Frau Günes auf – *Motiv der Bedeutsamkeit der Inanspruchnahme des Hilfesystems*. Jedoch scheinen nicht alle, sondern

nur ganz bestimmte Einrichtungen für sie hilfreich zu sein, was ein Beispiel mit dem Kinderarzt belegt:

mein kINderarzt hat mir nicht viel bEIGebracht; aber der hat alles gemACHT was ich wollte, irgendwie so informationen und so was krIEGst du nicht vom kinderarzt; vielleicht weil die sehr wenig informIERT sind, oder weil die das gar NICHT kennen, aber der hat viele sachen gemACHT wenn ich es wollte. das war auch wieder was positives für mich.

Trotz einer eher indirekten Hilfsmaßnahme durch den Arzt bewertet Frau Günes auch diese Erfahrung als positiv. Ihren Narrationen sind wiederum keine Hinweise darüber zu entnehmen, wie sie zu den für sie relevanten Informationen in Bezug auf das Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem gelangt ist. Auf eine konkrete Nachfrage im letzten Teil des Interviews (Einstellungs- und Ergänzungsfragen) gibt Frau Günes an, dass ihr zum damaligen Zeitpunkt keine umfassenden Beratungsangebote bekannt waren. Ihre Systemkenntnisse sind auf Hinweise verschiedener Personen und Institutionen zurückzuführen. Hierzu zählt sie das sozialpädiatrische Zentrum (SPZ), das Frühförderzentrum, die Schule, andere betroffene Mütter etc. Auch hier hebt sie das kinderneurologische Zentrum hervor »hab ich vIEL [...] gelernt, über hILFen, INFos, sach ich mir auch rECHTe«. Zusätzlich zum *Motiv des ›Sichwiederfindens‹* stellt die Inanspruchnahme von Hilfs- und Unterstützungsmaßnahmen einen wesentlichen Faktor im Verarbeitungsprozess der Behinderung ihres Sohnes dar und trägt zur Erlangung alltäglicher Handlungsfähigkeit bei. Diesbezüglich tritt das *Motiv der Akzeptanz und Anerkennung* in Erscheinung: »wir haben den sinan so akzeptiert; geLERNT zu akzeptieren; das war nicht einFACH«. Im Gegensatz zu dem bislang starken Ich-Bezug innerhalb der Erzählungen verwendet Frau Günes hier das Personalpronomen *wir* für sich und ihren Mann und deutet damit auf eine gemeinsame Bewältigung der Behinderung ihres Sohnes hin. Das *Motiv der Akzeptanz und Anerkennung* stellt sie als besonders wichtig heraus:

für mich ist es das WIChtigste das kIND so nehmen wie es ist. [...] NICHT wie ein behindertes zu behANDeln sondern wie ein nORMales kIND. das ist für mich seHR sehr wichtig. das ist mir eine der wichtigste in meine gANZEN leben. und ich glaub das wird auch IMMER das wichtigste sein.

Eindrücklich macht sie die Anerkennung Sinans als vollständiges Familienmitglied mit folgender Metapher deutlich: »mein mann und ich wir haben vIER sonne wo es eigentlich nur einen gibt. das auch wirklich eine vierte volle sonne ist. nicht nur ein halbes schATTen ist. und das tut uNS gut«.

Hinsichtlich der Erlangung alltäglicher Handlungsfähigkeit ist festzuhalten, dass Frau Günes, unter Hervorhebung der Unterstützung ihres Mannes, eines Psychologen und einer Mitarbeiterin eines familienentlastenden Dienstes (FED), wieder mehr Zeit mit Sinans Brüdern verbringen kann und wieder einer Arbeit nachgeht. »ich konnte natürlich nicht mein beruf ausüben, was ich machen wollte, aber immerhin arbeitete ich als kassiererin«. Die Modalpartikel *natürlich* weist darauf hin, dass es sich für Frau Günes in ihrer Situation als selbstverständlich darstellt, nicht in ihrem Beruf arbeiten zu können. Dies kann als weiteres Anzeichen dafür gesehen werden, dass sie gelernt hat nicht nur die Behinderung ihres Sohnes zu akzeptieren, sondern auch die Konsequenzen, die sich daraus für ihr Alltagsleben ergeben. Ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Sinan und seiner Mutter tritt in Erscheinung, das die Autonomie von Frau Günes in unterschiedlichen Lebensbereichen einschränkt.

Das *Motiv der Akzeptanz und Anerkennung* erhält hinsichtlich der Auseinandersetzung mit den Großeltern ihrer Kinder, insbesondere im Hinblick auf den Umgang mit der Behinderung Sinans, besondere Bedeutsamkeit. Diesbezügliche Narrationen sind repetitiv vorzufinden und verweisen auf die Relevanz der Thematik (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 125). Frau Günes expliziert zunächst, dass ihre Eltern und Schwiegereltern in der ersten Zeit mit Sinan keine Unterstützung waren, und macht dies anhand von Beispielen alltagspraktischer Situationen deutlich. Gleichzeitig zeigt sie auf, wie sehr sie Unterstützung von dieser Seite erwartet und auch gewünscht hätte. Neben der Unterstützung zur Bewerkstelligung ihres Alltags geht es ihr jedoch auch um Einstellungen bzw. Haltungen der Großeltern gegenüber Sinan, genauer gesagt um die Akzeptanz Sinans und seine Anerkennung als vollwertiges Familienmitglied. In einer Gegenüberstellung zu deutschen Familien wird die Familie bei »südländer [n]« metaphorisch als ein »kERN« veranschaulicht dargestellt, der auch im Erwachsenenalter der Kinder bestehen bleibt. In Bezug auf die Geburt eines Kindes mit Behinderung scheint sich dieses, nach ihrer Aussage kulturspezifische, Muster jedoch zu verändern: »aber AUch bei uns südländern hab ich gelernt wir sIND eine familie wenn alles gesUND ist«. Frau Günes veranschaulicht ihre Aussage ebenfalls unter Heranziehung exemplarischer Erlebnisse mit ihren Eltern und Schwiegereltern, die mit der Behinderung »nicht so recht kommen« und anscheinend im Verarbeitungsprozess der Behinderung ihres Enkels verhaftet bleiben: »ein schoCK, erste behinderte in der famiLIE, für

beiderseitig, ich glaube die sind hEUT NOCH nicht fertig damit«. Hinsichtlich der fehlenden Akzeptanz formuliert sie später außerdem: »die NICHT so heute noch nehmen wie er ist«. Die Bedeutung des Verhaltens der Eltern und Schwiegereltern für Frau Günes macht folgende Reaktion ihrerseits deutlich:

ich hab IMMER zu mir gesagt reiß dich zuSAMMEN; reiß dich zuSAMMEN; nicht explODIERn; aber in mir drin bin ich explODiert, und hab gedacht das reicht jetzt, der sinan IST so, es hätte auch anders kommen können, da muss man sich nicht dafür entschuldigen. da sach ich wenn ihr ein problem habt dann BLEIB WEG.

Metaphorisch zeigt sie mittels des Verbs *explodieren* auf, unter welchem Druck sie steht, dem sie zunächst versucht standzuhalten, was ihr nur äußerlich gelingt. Mit der Konsequenz, sich gegen ihre Eltern und Schwiegereltern zu richten und ggf. den Kontakt abzubrechen, bricht sie kulturell konstruierte familiäre Strukturen auf, indem sie ihrem Sohn eine höhere Priorität einräumt. Der durch Frau Günes initiierte Ablösungsprozess zeigt das *Motiv der Verbundenheit und Kollektivität versus Ablösung und Individualität* auf. Die kollektive Eingebundenheit ist eine zentrale Wesensbestimmung des Menschen. Die Verortung des Erzählers gegenüber dieser sozialen Dimension stellt somit einen zentralen Aspekt seines Identitätskonzeptes dar (vgl. KRUSE 2008, 143). Die darauf erfolgenden Versuche der Eltern und Schwiegereltern, sich ihrem Enkel anzunähern, kommentiert Frau Günes: »die mACHEn das jetzt, aber für mich ist es wirklich NICHT wie von HERZEN«. Ihren persönlichen Vollzug eines Prozesses der Akzeptanz und Anerkennung macht sie durch folgende Aussage deutlich:

ich seh das gar nicht mehr so schwierigkeiten; das ist meine AUFGabe, ich bin da reingewachsen, das ist mein ALLtag. oder familiärer alltag. und da hab ich mittlerweile KEIN problem damit. [...] ich hab keine wunde mehr der blutet.

Die Metapher *reingewachsen* deutet auf einen Prozess hin, dessen Ende die abschließende Metapher einer *nicht mehr blutenden Wunde* anzeigt.

Der beschriebene Ablösungsprozess und somit die Abwendung von kulturell festgelegten Mustern in Bezug auf die Familie erfolgt jedoch bei gleichzeitiger Wiederaufnahme dieser Muster innerhalb der Kernfamilie⁶⁴: »meine familie mein mann und meine kIN-

⁶⁴ Im Folgenden wird, auch in Anlehnung an die Formulierung von Frau Günes, immer dann das Wort *Kernfamilie* verwendet, wenn die Beziehungskonstellation Mutter-Vater-Kinder gemeint ist. Der Begriff

Der; das ist unSER KERn«. Die besondere Qualität des *Motivs der Kernfamilienorientierung* im Zusammenhang mit der Behinderung des Sohnes liegt in der bis dahin stark kulturell geprägten familiären Bindung, die aufgebrochen wird. Die Familie innerhalb der türkischen Kultur, so wird in den Erzählungen von Frau Günes deutlich, nimmt im Verhältnis zum hiesigen Kulturkreis einen vergleichsweise hohen Stellenwert ein. Das Kollektiv wird hier über das Individuum gestellt: »wIR türkische kultur lebt nicht nur für sICH selber sondern für ihre mitmenschen«. Frau Günes zeigt damit ein grundlegendes Funktionsprinzip innerhalb der türkischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft auf.

In Anbetracht dieser kollektivistischen Muster wird ein weiteres Motiv im Kontext von Migration und Behinderung deutlich, das der *Individualisierung des Menschen mit Behinderung*. Sinan ist aufgrund der komplexen Behinderung nicht in der Lage, seinen kollektiven Beitrag zu leisten, indem er bspw. für andere da ist. Er wird als Individuum aus dem Kollektiv hervorgehoben bzw. über das Kollektiv gestellt. Darüber hinaus kann auch Frau Günes ihren Beitrag für das Kollektiv nicht mehr im vollen Umfang leisten, da ihre zeitlichen Ressourcen und ihre Energie durch Sinan in Anspruch genommen werden.

ich bin auch IMMER für andere dA, das war früher schlIMM, ich hab mEHR gegeben konnte wie iCH wirklich kann. das ist auch ein lebensprozess durch sinan. ich bin auch kein mensch der jETZT sagen kann, nein; kann ich nicht. das hab ich durch sinan gelernt. vorher KONNTE ich nicht.

Während Frau Günes ihr Leben zunächst nach dem beschriebenen Funktionsprinzip der türkischen Gemeinschaft – für seine Mitmenschen da zu sein – in besonders hohem Maße auszurichten scheint, findet ein durch das Leben mit Sinan initiiertes Veränderungs- bzw. Lernprozess statt. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass das familiäre ›Gewordensein‹ und insbesondere das ›Gewordensein‹ der Kernfamilie stark vom Leben mit Sinan beeinflusst wird. Er ist innerhalb des familiären Systems darüber hinaus ausschlaggebend für weitreichende familiäre Entscheidungen, was an folgendem Beispiel verdeutlicht werden kann. Frau Günes trifft aufgrund der Beobachtung, dass Sinan die Bewegungen seiner acht Monate alten Cousine nachahmt, folgende Entscheidung:

der Familie bezieht immer auch die engere Verwandtschaft mit ein, in diesem Fall insbesondere ihrer Eltern und Schwiegereltern.

und dann machte bei mir klick. wenn wir ein kIND noch hätten; dass DER von IHM was LERnt; dass einer ihm so vorbildlich; da sagt mein mann hmhm das tun wir uns nicht- das ist viel ARbeit; das und dann hAM wir doch eins bekOMMen.

Hier wird das Ausmaß der Lebensbereiche, die durch die Behinderung ihres Sohnes beeinflusst werden, deutlich. Die Aussage von Frau Günes einige Zeilen zuvor »ein vier-tes kind NIE im LEben« bekräftigt die starken Mechanismen, die durch die Behinderung Sinans auf familiäre Entscheidungen wirken. Nach der Geburt ihres vierten Sohnes tritt jedoch erneut das Muster der enttäuschten Hoffnungen in Erscheinung: »das war nicht so wie ich mIR erhOFFT hatte«. Dennoch macht Frau Günes auch hier einen persönlichen Erkenntnisgewinn deutlich:

das war wieder ein schwIERiges zeit für uns, aber durch unsern vier-TEN kind hab ich gelernt, dass der sinan kein bABY ist, das er ein großer juNGE ist. das war wieder fanden wir ICH besonders; für miCH wieder ein positives auch mich hm AUFZUbauen.

Das vorangegangene Textelement zeigt außerdem die starke Ich-bezogene Agency auf, die Frau Günes insbesondere hinsichtlich Sinan betreffenden Entscheidungen aufweist. Indem sie die Entscheidung, ein weiteres Kind zu bekommen, gegen die Bedenken ihres Mannes durchsetzt, erfolgt eine gleichzeitige *Fremdpositionierung*⁶⁵ ihres Mannes, die die Qualität der Beziehung des Ehepaares Günes deutlich herausstellt. Diese zeichnet sich in Bezug auf ihren Sohn Sinan scheinbar dadurch aus, dass Herr Günes eine eher unterstützende Funktion für seine Ehefrau übernimmt: »ich hab es mit der unterstützung von meinem mANN geschAFFT, der hat mich da in ALLEm UNTER-stützt«. Auf die Frage, was sich durch die Geburt Sinans in der Beziehung zu ihrem Mann, ihrer Partnerschaft verändert hat, antwortet Frau Günes:

ich muss sagen es hat sich GAR nicht geändert sondern UNS noch meHR aus zwei hÄLFTen eine ganze gemacht. der war für mich rAT und tAT,

⁶⁵ Mittels *Positionierungen* (Selbst- und Fremdpositionierungen) kann eine Erzählperson Identität markieren, indem sie selbstbezügliche Aussagen trifft, d.h. wie die Person sich selbst sieht bzw. wie sie von anderen gesehen werden möchte. Die Analyse solcher Positionierungen sowie der reflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Person innerhalb einer Sprachhandlung ergibt daher einen besonders fruchtbaren Zugang zur narrativen Identität der Erzählperson (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 63). Solche Selbstaussagen lassen sich in vielfältiger Form, z.B. als persönliche Merkmale, soziale Identitäten oder Rollen, Zuschreibungen zu bestimmten Gruppen, moralische Attribute und Ansprüche eines Sprechers etc., erkennen (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004a, 171; 2004b, 199). Jeder Positionierungsakt hat gleichzeitig immer auch eine Komponente in Bezug auf den anderen, d.h., jede Selbstpositionierung steht in Zusammenhang mit einer Fremdpositionierung (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 196).

und seine fÜRsorge; seine liebe; miCH auf den bEINEN gehalten. ohne ihn hätte ich das niCHT geschafft.

Noch einmal wird deutlich, dass Herrn Günes eine unterstützende und bestärkende Positionierung zugesprochen wird. Jedoch scheint er damit eine tragende Rolle im familiären System zu übernehmen, worauf die Metapher *mich auf den Beinen gehalten* hinweist. Als Grundlage für die beschriebene Verfahrensweise gibt Frau Günes an: »weil ich wirklich einen guten mANN der gLEICH so denkt wie iCH, [...] das ist das wICHTigste; dass wir uns da so einig sind«. So scheint die Unterstützung ihres Mannes darin zu bestehen, dass dieser die von ihr getroffenen Entscheidungen größtenteils akzeptiert und sie in ihren Vorgehensweisen unterstützt, die Handlungsmacht jedoch hauptsächlich bei ihr liegt. Weiterhin beschreibt sie Herrn Günes als »so einen guten maNN [...]; so toLerant; so OFFen; niCH so wie sEINE eltern oder mEINE eltern denken; iCH glaube da hab ich den großen los gezogen«.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Frau Günes ihr Leben mit einem behinderten Kind und das ihrer Kernfamilie nach dem Muster einer *Erfolgsgeschichte* schildert. In einem *spiralförmigen Zeitmodell* (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 58) wiederholen sich fortwährend die gleichen Muster. Diese sind jedoch stets mit einem Zugewinn, d.h. in diesem Fall mit einem stetig steigenden Lern- und Erkenntnisprozess, verbunden, so dass die Gesamtentwicklung einer Aufwärtsspirale folgt. Als zentrales Motiv kann somit die Auslegung ihres Lebensverlaufes als *kontinuierlicher Lern- und Erkenntnisprozess* herausgestellt werden, was im folgenden Zitat deutlich wird und hier insbesondere in Bezug auf das Leben mit Sinan dargestellt wird:

ich sach mir immer man lERnt immer von die sACHen die man tut. entweder mach ich das immer wieder, nachher das war gar nicht gut, ich mache es nie wieder. mit dem sinan haben wir viel daZUGeLERnt, was richtig ist und was falsCH ist. was ein nORMaler mensch ohne ein behinderten kind nie LERNen wÜRDE. der sinan hat uns vIEL beigebracht.

Ein wesentliches Merkmal der erzählten *Erfolgsgeschichte* in Verbindung mit dem *Motiv des kontinuierlichen Lern- und Erkenntnisprozesses* ist, dass diese nicht geradlinig steigend verläuft, sondern von Problemen, Rückschlägen und Misserfolgen geprägt ist. Diese äußern sich in unterschiedlichen Submotiven: *Höhen und Tiefen, Ungewissheit, enttäuschte Hoffnungen* etc. Der Erfolg scheint gerade in der Überwindung der durch Frau Günes explizit aufgeführten Schwierigkeiten zu liegen, die sie hinsichtlich ihres Lern- und Erkenntnisprozesses retrospektiv positiv bewertet. In Anlehnung an KRAUS (vgl. 2000, 174)

handelt es sich hierbei um eine *progressive Narration*⁶⁶, in der sich die Position des Individuums auf der Evaluationsdimension über die Zeit entwickelt. In Bezug auf die familiäre Erfolgsgeschichte hält Frau Günes resümierend fest: »trotz mit den schwierigkeiten von sinan das war ein teil von unsern familie; unsern leben als familie«.

darum sag ich da kann man stolz auf sich sein; wenn ich auch so denke wie viele gehen Ehen in die brüche, wie viele alleine erziehende mutter mit behinderten kind dasitzen, und was wir auch bis jetzt Alles erreicht haben, AUCH in der schwierigen zeit; das ärztefehler zu bewEisen, auch noch damit zu kämpfEn.

Im Anschluss an die bisher erzählte Erfolgsgeschichte erfolgt nun die Darstellung eines bislang ausgelassenen Aspektes – des gewonnenen Gerichtsprozesses –, in dem bewiesen werden kann, dass die Behinderung Sinans auf einen Ärztefehler zurückzuführen ist. Die Darstellung der Ereignisse folgt nicht der bis dahin festzustellenden chronologischen Ordnung. In Anbetracht der Tatsache, dass das gerichtliche Verfahren bereits ein Jahr nach Sinans Geburt eingeleitet wurde, ist eine Unterbrechung der zeitlichen Kontinuität festzustellen. Diesbezüglich sind zwei Lesarten möglich. Zum einen konnte bereits herausgearbeitet werden, dass Frau Günes ihr Leben mit einem Kind mit Behinderung nach dem Muster einer *Erfolgsgeschichte* schildert, die sich aus der persönlichen und familiären Entwicklung ergibt. So scheint nicht der erfolgreiche Ausgang des Prozesses, sondern das *Motiv der Akzeptanz und Anerkennung* eine höhere Priorität zu besitzen. Aufgrund dessen könnte der gewonnene Prozess, der nicht in einem direkten Zusammenhang mit der Erfolgsgeschichte des familiären ›Gewordenseins‹ steht, trotz seiner Bedeutsamkeit zunächst vernachlässigt worden sein. Eine andere Interpretationsmöglichkeit wäre die, dass die Gerichtsverhandlung aus erzählstrategischen Gründen zurückgehalten wurde und den Höhepunkt der geschilderten Geschichte bildet, wobei die eine die andere Lesart nicht unbedingt ausschließt.

das gefühl kann man gar nicht beschREIBen; die freUDE und endlich so zu sehen; du bist nicht IMMER der verlierer; du hast das für dEINEN sohn geschafft. ich hab ja früher IMMER angst gehabt in die zukunft zu gucken. jetzt guck ich GAR nicht nach hinten, guck nur vorne.

⁶⁶ KRAUS (vgl. 2000, 174) unterscheidet drei Formen der Selbstnarration, die *Stabilitätsnarration*, das Individuum bleibt im Wesentlichen durch den Gang der Ereignisse in seiner evaluativen Position unverändert, und im Kontrast dazu die *progressive* und *regressive Narration*, in denen sich die Position des Individuums auf der Evaluationsdimension über die Zeit verändert.

Der Gerichtsbeschluss erscheint als einschneidender und emotionaler Moment im Leben von Herrn und Frau Günes. Den Gewinn drückt Frau Günes an dieser Stelle nicht in dem Geldbetrag aus, den sie mit der Klage erstritten haben, sondern dem Gefühl, nicht mehr der Verlierer zu sein und keine Angst mehr haben zu müssen. Mit der Metapher *nur noch nach vorne zu gucken* weist Frau Günes auf die Zukunftsperspektive hin, die sie durch den Prozessgewinn erlangt haben. Durch den gerichtlichen Beschluss befindet sich das Ehepaar Günes außerdem in einer privilegierten finanziellen Lage, was die Bedarfe Sinans betrifft. Diese wiederum bewahrt die beiden davor als Bittsteller aufzutreten: »wie gut es uNS geht, [...] von FINANZIELLEn her; wo du nicht krankenkassen BITTE bitte bitte; mit WIDERspruchen und so was«.

Die *Ablehnung der Rolle der Bittstellerin* findet sich auch hinsichtlich ihrer Eltern und Schwiegereltern wieder: »dANN HAB ich für meine schwiegereltern BITTE bitte bitte gesagt, was ich NIE machen wollte«. Die Inanspruchnahme familiärer Unterstützungsangebote versetzt Frau Günes in die Lage »wir müssen keinen von was betteln. und WENN wir jETZT weggehen, dann frAG ich KEINE familienangehörige«. Stattdessen: »wir machen unsere sache alles selBER, und wenn ich WIRKLICH hILFE brauche, hol ich mir von lebenshILFE, familienentlastender diENST«. Erneut wird an dieser Textstelle die Relevanz institutioneller Unterstützung deutlich, indem die Inanspruchnahme ihr bzw. Sinan zustehender Dienstleistungen sie in eine von persönlichen Beziehungen unabhängige Position versetzt und sie eben nicht als Bittstellerin dastehen lässt.

Leben in Deutschland

In Bezug auf die Migrationsprozesse im Leben von Frau Günes ist zunächst festzuhalten, dass sie Dänemark als ihr Heimatland benennt: »mein heimatland, das hört sich kOMIsch an, ist aber norden dänemark«. Sie begründet ihre Aussage damit: »da wohnen meine famILIE, da bin ich AUFGewachsen«. Dennoch kommt ihrem Leben in Dänemark innerhalb ihrer Narrationen keine weitere besondere Aufmerksamkeit zu. Stattdessen fügt sie hinzu:

eigentlich ist jETZT mein heimatland dEUTschland; ich wohne hier sehr GERNe, ich LIEBE (Name der Stadt), ((lacht)) was ich erst sehr

gehASST habe), und ich möchte auch niCHT weg, ich hab sO gut einge-
lebt; ja. Super stADT.

Ihr Herkunftsland, die Türkei, beschreibt sie als Urlaubsland, was sie durch das semanti-
sche Feld *Sonne, Wasser* und *Strand* belegt. Der türkischen Kultur ist sie durch die Erzie-
hung ihrer Eltern jedoch sehr nah »ja ich hab auch türkische kultur noch in
mir«. Im Zentrum ihrer diesbezüglichen Narrationen steht zunächst das Verhältnis zwi-
schen Jungen und Mädchen, das sie wie folgt darlegt:

mÄDchen sind das war zu mEINER zeit kAM mir so wie zweITE klasse
vor, das ist das kULTUr; das ist nicht das religion; was vIELE den-
ken, verWECHSeln das; jungs können ALLES machen, aber mädchen ist
seHR begrenzt.

Die repetitive Darstellung einer traditionellen Rollenzuschreibung, der sie sich bereits als
Kind versucht zu widersetzen, weist auf die subjektive Bedeutsamkeit der Thematik hin:
»ich war niCHT das ARTige mädchen; was meine eltern von erWARTET ha-
ben. aber in schwIERIGE sachen konnte ich das niCH durchboxen«. Das Ver-
hältnis zu ihrer Herkunftskultur bzw. der türkischen Kultur ihrer Eltern verändert sich im
Verlauf ihrer biographischen Narrationen. Zunächst scheint eine diesbezügliche Ab-
grenzung im Vordergrund zu stehen. Diese gelingt ihr nach der Migration nach Deutsch-
land zunehmend, wobei sie ausdrücklich darauf hinweist, dass weder das Leben in
Deutschland noch die Abwesenheit ihrer Eltern, sondern ihr Mann den entscheidenden
Einflussfaktor darstellt. Während Frau Günes sich gegenüber der deutschen Mentalität so
äußert: »deUTsche mentalität. ist egoISmus drin«, zeigt sie für die türkische
Kultur ein gegensätzliches Bild auf: »wIR türkische kultur lebt nicht nur für
sICH selber sondern für ihre mitmenschen. da sach ich das muss geÄN-
dert werden. und iCH meine selber ich bin EINer denjenigen die ver-
sucht das zu ändern«. Sich selbst positioniert sie zunächst aufseiten der türkischen
Kultur, zeigt jedoch gleichzeitig ihre Bestrebungen auf, etwas verändern zu wollen, und
lässt damit sowohl die deutsche als auch die türkische Seite als Extreme erscheinen.

Ungeachtet der beschriebenen Abgrenzung von grundlegenden Funktionsprinzipien des
Einzelnen innerhalb der türkischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft nimmt Frau Günes
stets eine Selbstpositionierung als Türkin vor. In einer *Dialogwiedergabe*⁶⁷, die ein be-

⁶⁷ Eine *Dialogwiedergabe* ist eine rhetorische Konstruktion und nicht als getreue Reproduktion des
Geschehenen anzusehen. Durch sie wird eine ursprüngliche Rede in einen neuen Kontext gesetzt und

deutendes erzählerisches Mittel zur Personencharakterisierung und -bewertung darstellt (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 243), führt sie die Aussage von einem »Gütesfreund« in Bezug auf Familie Günes an: »wenn EINer mIR gesagt hat vor zehn jahren. dEIne beste freunde werden türken. hat er gesagt. ich hätte die für bekLOPPT gehalten. (1) das zuSAMMENhalt; das LEBEN; in EURer mentalität, da sagt er gibts nirgendsw«. Eine solche positive Selbstdarstellung, die hier indirekt über die Aussage einer anderen Person erfolgt, findet sich auch an anderer Stelle durch den Vater eines Kindes mit Behinderung wieder, den sie in einer Kur kennengelernt hat: »boah bin ich froh dich kennen gelernt zu haben. so LOCKER, so poWER (lacht)«. Diesbezüglich konstatiert Frau Günes: »vielleicht sind wir eine ausnahme; nicht so wie andere türken«. Über die vorgenommene Selbstpositionierung bei gleichzeitiger Abgrenzung zu anderen Türken nimmt Frau Günes implizit eine Positionierung der Gruppe der Türken vor. Die vorangegangenen Ausführungen verdeutlichen insgesamt das *Aushandeln zwischen Abgrenzung und Zugehörigkeit zur türkischen Kultur bzw. zu türkischen Kulturmustern*. Dieses bezieht sich insbesondere auf familienbezogene Kulturmuster, was an folgendem Zitat noch einmal aufgezeigt werden kann:

wenn ich vergLEICHE dEUTsche und die sÜDländer da ist famiLIE ein kern. hier ist familie so bisschen gespLITtet. wenn achtzehn bist du auf dich selber eingestellt. da bist du erwACHSen, kannst du machen was du willst, aber bei uns ist es nOCH nich so; obwohl ich viel LOCKERer bin, aber troTZDem sind wir eine familie.

Das Aushandeln von Nähe und Distanz zur türkischen Kultur erfolgt hier im Zusammenhang mit ihrer Perspektive auf deutsche Kulturmuster, von denen sich Frau Günes zunächst deutlich abgrenzt. Mittels der Konjunktion *obwohl* leitet sie anschließend einen Konzessivsatz ein, d.h., eine Einräumung, die einen Gegensatz zu dem zuvor formulierten Sachverhalt ausdrücken soll (vgl. VOLMERT 2005, 147), nämlich ihre Selbsteinschätzung *viel lockerer* zu sein. Der dritte nun folgende Nebensatz deutet durch die Konjunktion *aber* wiederum auf einen Gegensatz zu dem zuvor aufgebauten Sachverhalt hin und zeigt mittels des Kausaladverbs *trotzdem*, dass der zuvor aufgebaute Gegensatz für Frau Günes eben keinen Gegensatz darstellt. Vereinfacht ausgedrückt: Aus der Perspektive

für eine neue Funktion genutzt, die die ursprüngliche Rede nicht besaß (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 232).

von Frau Günes liegt kein Widerspruch darin, dass die Familie, wie in der türkischen Kultur, den metaphorischen *Kern* darstellt, während sie sich gleichzeitig jedoch *viel lockerer*, vermutlich im Vergleich zu anderen türkischen bzw. türkischstämmigen Personen, einschätzt. Zusammenfassend stellt Frau Günes hinsichtlich der Weitergabe kultureller Muster durch Eltern an ihre Kinder fest:

man gibt nur was man bekommen hat. ja. das mERK ich. ich hab früher gesagt nee nicht wahr, das werd ich ganz ANDERs machen. aber das sagt man wenn man sO jung ist, aber irgendwie man gibt das was man gelernt hat.

Das mehrmals verwendete Indefinitpronomen *man* zeigt eine Objektivierung und Kollektivierung an, hier einen kollektiven Mechanismus, den Frau Günes auf der Grundlage eigener Erfahrung bestätigt. Die Weitergabe von Kulturmustern bewertet sie wie folgt: »irgendwas gibst du an deine kindern weiter. und warum niCHT, wenn du im pOSitiven sinne weitergeben kannst; finde ich toll. find ich toll«. Was Eltern an ihre Kinder weitergeben bzw. sie weitergibt und *wie* sich diese Weitergabe vollzieht, bleibt über die Verwendung der Indefinitpronomen *irgendwie* und *irgendwas* unbestimmt.

Im Kontext des dargestellten Aushandelns zwischen Abgrenzung und Zugehörigkeit zu türkischen Kulturmustern tritt das *Motiv des Aushandelns zwischen Offenheit gegenüber Neuem und der Verbundenheit mit traditionell kulturellen Werten* in Erscheinung:

meine kINDER dÜRFEN; mÜSSen; köNNEN selber aussuchen mit wem die leben wollen. Aber ich bin AUCh wIEDer da offen und ehrlich, ich hab auch zu den BEIDen gesagt, auch meine fREUNDe hier umkreis, es ist okAY, das ist euer leben; aber eins muss ich loswerden, in tiefsten INNERen herzen ist mir wohler eine türken. WARum, weiß ich nicht; das sind dann wieder sachen was meine ELTern mIR gegeben haben, dAS ich weitergebe.

Während Frau Günes ihre Kinder als selbstbestimmt darstellt, weist sie gleichzeitig auf ihre persönlichen Wünsche bzw. Vorstellungen in Bezug auf die Lebensgestaltung ihrer Söhne hin, wobei sie explizit ihren *offenen* und *ehrlichen* Umgang mit der Thematik herausstellt: »man mUSS wirklich den tIEFliegenden schweinehund so ein bisschen hÖRN, was der sagt«. Das Indefinitpronomen *man* und das imperativische Modalverb *müssen* weisen auf eine implizite normative Theorie hinsichtlich der Aushandlung von Identität hin (vgl. KRUSE 2008, 251) – *Motiv der Aushandlung von Identität*. Diesbezüglich erscheinen auf der Grundlage der biographischen Erfahrungsaufschichtung von

Frau Günes drei Dimensionen der Selbstpositionierung bzw. Rollenzuschreibung als konstitutiv: als Türkin »ist das türkische kULTUR«?, als Individuum »deNK ich vernünftig«? und als »seHR fÜRsorgliche mutter«. Diese drei identitätsstiftenden Dimensionen werden zunächst getrennt voneinander aufgebaut und abschließend in einem zusammenführenden Textelement ausgehandelt. Die Aushandlung ihrer Identität als *Türkin* wurde bereits ausführlich dargestellt, ebenso wie die als *Individuum*, als das sie sich bspw. vom Kulturmuster der Kollektivität abgrenzt. Die Rolle der Mutter scheint durch die Geburt Sinans an Bedeutung zu gewinnen und erfährt durch sie einen biographischen Wandel. Bei der Geburt ihres ersten Kindes heißt es: »das kind hat mich dann so ein bisschen ABGELenkt; ((schmunzelt) hatte ich so bisschen aufgabe mÜTTER zu sein)«. Die Einnahme der Mutterrolle erscheint hier, insbesondere in Anbetracht des Indefinitpronomens *bisschen*, zunächst als ein kleiner Teilaspekt ihrer Lebensplanung. Ihre Zukunftsvorstellungen nach der Geburt ihrer ersten zwei Kinder macht sie in der folgenden Textstelle deutlich: »ich woLLTE wieder arbeiten gehen, ich hatte so meine trÄUME das weITERmachen wo ich aufgehört hab«. Erst durch Sinan scheint sich ihre Rolle als Mutter grundlegend verändert bzw. gefestigt zu haben, so dass als dritte identitätsstiftende Dimensionen die *Rolle der Mutter eines Kindes mit Behinderung* angeführt werden kann. Frau Günes definiert sich stark über ihre Mutterrolle, die für sie zum zentralen Identitätsmerkmal wird:

ICH bin [...] frOH, dass ich nUR mutter und hausfrau gewesen bin; mEINE kinder haben nIE ein schlüsselbund um hals gehabt; reingekommen da sach ich das hätte auch anders gANZ anders sein können. da sach ich das muss ich auch SINan verdanken, wieder. hm das ist da auch gANZ anders gekommen. und ich war IMMER für meine kinder da, und ich bin HEUTE für meine kinder da.

Frau Günes' zusammenfassende Reflexion verdeutlicht, dass die drei identitätsstiftenden Dimensionen ihrer Positionierung zu einer untrennbaren Einheit verknüpft wurden. Über das Aushandeln dieser drei kommt sie zu dem Ergebnis: »ehrlich gesagt kann ich nicht trenNEN«. Somit kann aufgezeigt werden, dass diese drei Dimensionen, wie sie in ihren Narrationen dargestellt werden, hervorzuhebende identitätsstiftende Bedeutung besitzen.

Das Thema der Integration scheint für Frau Günes von besonderer Relevanz zu sein: »das ist AUCh ein a und o. in den land wo du leben WILLST hm bIST musst du dich integriern«. Der Prozess der Integration scheint wiederum im Kontext

des beschriebenen *Motivs der Offenheit* zu stehen: »man darf nicht sagen, ich lass keinen rein, ich muss meine türkische kultur behALTen, ich will nicht nEUES dazulERNen«. **Stattdessen:** »man muSS sich integriern. ohne in-tegration geht das nicht. man muSS integriern, man muSS offen über seine kultUR mentalität erzÄHLen«. Das Indefinitpronomen *man* sowie die Modalverben *dürfen* und *müssen* verweisen auf eine implizite normative Theorie im Kontext von Integrationsprozessen. Sich selbst beschreibt Frau Günes vor diesem Hintergrund als »gut integriert« und nennt als Grundvoraussetzung zunächst die Sprache, die für sie aber ausdrücklich kein Problem dargestellt hat, da sie bereits in Dänemark Deutsch gelernt hat, und ergänzt: »man muSS nEHMEN und geben können. nICHT nur EINseitig; und das haben meine kinder auch gelernt, aber wEIL sie auch miG-RANTenkinder; muSSTen die halt tausendmal besser sein. mEHR pauken«. Die Verwendung der Modalpartikel *halt* deutet auf die Selbstverständlichkeit bzw. eine Faktifizierung des Sachverhaltes hin (vgl. KRUSE 2008, 140), dass aufgrund des Migrationshintergrundes höhere schulische Anforderungen an ihre Kinder gestellt werden. Mittels der *Hyperbel*⁶⁸ *tausendmal* verleiht sie ihrer Aussage nachdrückliche Prägnanz. Die deutsche Staatsangehörigkeit sowie Kenntnisse der deutschen Sprache, wie sie ihre Kinder besitzen, ändert an dieser Situation scheinbar nichts: »als immiGRANT, auch wenn du deutsche staatsbürgerschaft hast (1) du musst (1) tausend prozent viel besser in der schuLE sein, wie eine DEUTSches schÜLER«.

Die Analysen zur Selbstpositionierung, durch die zentrale Bereiche narrativer Identitätsarbeit erschlossen werden können (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 196), haben das *Motiv der Offenheit* erkennen lassen, das aufgrund seiner zentralen Bedeutung abschließend zusammengefasst dargestellt wird. Hierbei handelt es sich um ein wesentliches Persönlichkeitsmerkmal, das Frau Günes sich selbst hinsichtlich der Behinderung ihres Sohnes sowie der Auseinandersetzung mit ihrer Kultur und dem Thema der Integra-

⁶⁸ Der Begriff der *Hyperbel* kommt aus dem Griechischen und bedeutet »Darüber-hinaus-Werfen« (BAER/WERMKE 2002, 409). Die Hyperbel zählt, ebenso wie die Metapher, innerhalb der Rhetorik zu den Tropen und ist ein Stilmittel der Übertreibung. Anstelle einer sachlich adäquaten wird eine erkennbar übertriebene Formulierung gewählt. Die Hyperbel wird nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (vgl. 2004b, 221) zur Emphase eingesetzt. Ihre extreme Formulierung hat die Funktion zu verdeutlichen, wie extrem der mit ihr bezeichnete Sachverhalt ist.

tion zuschreibt wie auch ihrem Mann und ihren Eltern. Die repetitive Verwendung dieses Motivs lässt dieses als Schlüssel zu ihrer Erfolgsgeschichte in Erscheinung treten.

Ihre persönlichen Wünsche für ihr Leben und das ihres Sohnes zeigt Frau Günes im folgenden abschließenden Zitat auf:

dass wir gesund bleiben; dass der sinan so bleIBt wie er ist; ich wünsche für IHN, deswegen ist er in der tAGESpflege, von mama lösen kaNN (lacht kurz) und dA sein leben verbringt; dass ich dann in KATZENSprung ist immer dahin gehen kaNN. ich hab gesagt ich würde bis zum schluss IMMer machen, aber der hat auch ein recht auf eigene füße zu stehen.

3.1.3 Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie

Die Analyse von Perspektivität, Zeitlichkeit und Reflexivität zeigt, dass Frau Günes' Erzählungen insgesamt ein hohes Reflexionsniveau⁶⁹ aufweisen, indem sie den Wandel ihrer Sichtweisen und Einstellungen in Bezug auf ihren biographischen Erfahrungsaufbau kontinuierlich eindrücklich darstellt (vgl. KRUSE 2008, 140).

Ihr Leben schildert Frau Günes insgesamt nach dem Muster einer *Erfolgsgeschichte*, was sich in der sich wiederholenden Darstellung der Überwindung von schwierigen Situationen und Phasen in ihrem Leben und insbesondere hinsichtlich des Lebens mit einem Kind mit Behinderung ausdrückt. Im Vordergrund stehen dabei das gesamtbiographisch erkennbare *Motiv eines kontinuierlichen Lern- und Erkenntnisprozesses* sowie der Prozess der Auseinandersetzung und Bewältigung der Behinderung ihres Sohnes, der mit dem *Motiv der Akzeptanz und Anerkennung* in Erscheinung tritt. Auch der gewonnene Gerichtsprozess und die damit verbundene finanzielle Absicherung ihres Sohnes sind ein wichtiger Bestandteil der erzählten Erfolgsgeschichte. In der aufgezeigten persönlichen und familiären Entwicklung scheint jedoch der eigentliche Erfolg zu liegen. Hinsichtlich ihrer Eltern und Schwiegereltern findet ein von Frau Günes initiiertes Ablösungsprozess statt, der sich im *Motiv Verbundenheit und Kollektivität versus Ablösung und Individualität* ausdrückt. Der beschriebene Ablösungsprozess und somit die Abwendung von kulturell

⁶⁹ Die reflektierte und durchdachte Darstellung ihrer Lebensgeschichte könnte u. a. darauf zurückzuführen sein, dass Frau Günes sie im Rahmen zahlreicher Fernsehinterviews infolge des gewonnenen Gerichtsprozesses bereits mehrfach erzählt hat.

festgelegten Mustern in Bezug auf die Familie erfolgt jedoch bei gleichzeitiger Wiederaufnahme dieser Muster innerhalb der Kernfamilie. Die besondere Qualität des *Motivs der Kernfamilienorientierung* liegt in der bis dahin stark kulturell geprägten familiären Bindung, die im Verhältnis zum hiesigen Kulturkreis einen vergleichsweise hohen Stellenwert einnimmt, hier jedoch aufgebrochen wird. Dies geschieht in zweierlei Hinsicht: Zum einen stellen die Eltern und Schwiegereltern keine unterstützenden Instanzen in Bezug auf das Leben mit einem Kind mit Behinderung dar und zum anderen kann auch Frau Günes ihren Beitrag für das Kollektiv nicht mehr im vollen Umfang leisten, da ihre zeitlichen Ressourcen und ihre Energie durch Sinan in Anspruch genommen werden.

Im Zusammenhang mit dem kollektivistischen Muster tritt außerdem das *Schlüsselmotiv der Individualisierung des Menschen mit Behinderung* in Erscheinung. Indem Sinan aufgrund seiner Behinderung keine kollektiven Beiträge zu leisten vermag, wird er als Individuum über das Kollektiv gestellt. Vor diesem Hintergrund wird zunächst der Einfluss, den Sinan auf das familiäre ›Gewordensein‹ und insbesondere auf das ›Gewordensein‹ der Kernfamilie hat, besonders deutlich. Die weiteren Analysen thematischer Relevanzsetzungen und verschiedener Thematisierungsregeln innerhalb der Erzählungen zeigen auf, dass Sinan bzw. die Erfahrungen und Auseinandersetzungen mit seiner Behinderung gesamtbiographisch einen hohen Einfluss auf die Lebensgestaltung der Kernfamilie Günes haben und das familiäre Sein zu großen Teilen bestimmen. Im Kontext des Aushandelns kultureller Zugehörigkeit bzw. Identität konnte bereits das *Motiv der Verbundenheit und Kollektivität versus Ablösung und Individualität* dargestellt werden. In Bezug auf das *Motiv der Aushandlung von Identität* erscheinen darüber hinaus insbesondere drei Dimensionen der Selbstpositionierung und Rollenzuschreibung von Frau Günes als identitätsstiftend: als *Türkin*, als *Individuum* und als *Mutter eines Kindes mit Behinderung*⁷⁰. Frau Günes' zusammenfassende Reflexion verdeutlicht, dass die drei identitätsstiftenden Dimensionen ihrer Positionierung zu einer untrennbaren Einheit verknüpft wurden.

Die Analysen zur Selbstpositionierung von Frau Günes lassen ein weiteres wesentliches Motiv erkennen, das *Motiv der Offenheit*. Die Selbstausslegung als für Neues offene und

⁷⁰ Erneut sei darauf hingewiesen, dass Frau Günes explizit die *Rolle der Mutter eines Kindes mit Behinderung* und nicht die Mutterrolle im Allgemeinen herausstellt.

gegenüber anderen Menschen aufgeschlossene Person lässt dieses Motiv als ihren persönlichen Schlüssel zur Integration infolge der Migration und in der erfolgreichen Auseinandersetzung und dem Umgang mit der Behinderung ihres Sohnes erscheinen und ist somit insgesamt als Schlüssel zu ihrer Erfolgsgeschichte anzusehen. Gleichzeitig steht die selbstbezügliche Zuschreibung des Attributes der Offenheit als Fremdpositionierung gegenüber Personen aus dem türkischen Kulturkreis, wie Frau Günes im Interview explizit darstellt, und stellt somit einen weiteren Aspekt des Aushandelns ihrer kulturellen Identität dar. Insgesamt kann der offene und positive Umgang (vgl. hierzu das Motiv des kontinuierlichen Lern- und Erkenntnisprozesses) mit Erfahrungen in der Vergangenheit als eine übergeordnete Copingstrategie im Hinblick auf ihre Migrationsgeschichte und ihr Leben mit einem Kind mit Behinderung gewertet werden.

3.2 Familie Barbarez – Bosnien und Herzegowina⁷¹

»in DEUTSCHland FÜR UNS ist SO SCHÖN leben.
wegen krankheit das ist unterschiedlich
VOR dem krieg in bosnien war so schön.
aber JETZT NACH DEM KRIEG das ist so schwer.
was mit dem war wir nach bosnien gehen;
mit unsere kind mit unsere krankheit.
das ist SO schlimm. ja;
muss sagen deutsche leute ist so NETTE leut.
und schwer ist leben«

Frau Barbarez.

Für einen transparenten und reflektierten Umgang mit dem Datenmaterial sind im Vorfeld der Analysedokumentation des Interviews mit Frau Barbarez einige Anmerkungen zu machen. Insgesamt ist festzustellen, dass Frau Barbarez vor und während des Interviews verunsichert erscheint. In ihren Narrationen über ihr Leben in Bosnien, den dortigen Krieg und Rahim beginnt sie häufig zu weinen, was dazu führt, dass die Nachfragen der

⁷¹ Im Folgenden steht für *Bosnien und Herzegowina* die Kurzform *Bosnien*, wie sie auch von Frau Barbarez im Interview verwendet wird.

Interviewerin insgesamt vorsichtig und zurückhaltend formuliert werden. Im Vergleich zu den anderen Interviews sind dadurch relativ große biographische Lücken vorzufinden. Gleichzeitig sind die emotionalen Erzählungen von Frau Barbarez positiv zu bewerten, da sie gegenüber einem Vorgespräch wesentlich aufgeschlossener ist. Trotz der vorangegangenen Anmerkungen kommt dem Interview mit Frau Barbarez ein besonderer Stellenwert innerhalb der vorliegenden Untersuchung zu. Wie bereits in der Beschreibung zur Rekrutierung der Interviewteilnehmerinnen dargestellt, wurden die Kontaktdaten der Eltern von unterschiedlichen Personen übermittelt, durch die bereits eine gewisse Vorauswahl getroffen wurde. Diesbezüglich lässt sich vermuten, dass bestimmte Personen geeigneter erscheinen an einem gesamtbiographischen narrativen Interview teilzunehmen als andere – bspw. aufgrund ihres offenen und/oder selbstbewussten Auftretens, weil sie sich gerne mitteilen, eine besonders spannende und erzählenswerte Biographie vorzuweisen haben – und aufgrund dessen die Chance, der Interviewteilnahme zuzustimmen, besonders groß ist. Eine solche Tendenz kann im Hinblick auf die rekrutierten Interviewteilnehmerinnen bestätigt werden. Familie Barbarez bildet hier eine Ausnahme und ist gerade deshalb interessant für die vorliegende Forschungsarbeit. Der Kontakt wurde über eine der befragten Mütter vermittelt, die das Ehepaar Barbarez flüchtig kennt.

3.2.1 Biographie

Frau Barbarez ist zum Zeitpunkt des Interviews 49, ihr Mann 50 Jahre alt. Beide sind im ehemaligen Jugoslawien, in Bosnien, geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums absolvieren sie eine Berufsausbildung zur Sekretärin und zum Sekretär und sind anschließend in ihrem erlernten Beruf tätig. Das Ehepaar lebt gemeinsam in einer Großstadt in Bosnien in sozial und finanziell gesicherten Verhältnissen.

Im Jahre 1989 wird ihr Sohn Rahim geboren, der dem Personenkreis der Menschen mit Komplexer Behinderung zugeschrieben wird. Ärzte diagnostizieren das West-Syndrom, infantile Zerebralparese sowie eine (nicht eindeutig feststellbare) geistige Behinderung. Darüber hinaus verfügt Rahim kaum über Verbalsprache. In den ersten Jahren nach seiner Geburt nehmen Herr und Frau Barbarez sowohl in Bosnien als auch in den damali-

gen jugoslawischen Republiken Kroatien und Serbien zahlreiche Therapie- und Fördermöglichkeiten für ihren Sohn in Anspruch.

1992 bricht der sogenannte Bosnienkrieg aus. Herr Barbarez wird während des Krieges in ein Arbeitslager interniert, während seine Frau mit ihrem gemeinsamen Sohn alleine zurückbleibt. Nach der Entlassung ihres Mannes flieht die Familie 1993 gemeinsam nach Kroatien, wo sie nach zwei Monaten ihre Visen zur Einreise nach Deutschland erhalten. Hier angekommen, wird die Familie mit anderen Flüchtlingen zunächst in einem »container« und nach zwei Monaten in einem Flüchtlingswohnheim untergebracht. Wie lange die Familie dort lebt, bevor sie eine eigene Wohnung bezieht, bleibt offen. In beiden genannten Unterkünften lebt Familie Barbarez, insbesondere hinsichtlich der Versorgung ihres Sohnes, unter erschwerten Bedingungen. Im Jahre 2001 bekommt das Ehepaar Barbarez Visen, die ihnen erlauben zu reisen und zu arbeiten. Beide Elternteile bleiben jedoch bis heute arbeitslos und erhalten seitdem staatliche Sozialleistungen.

Rahim besucht zunächst eine Förderschule mit Schwerpunkt körperliche und motorische Entwicklung, bevor er nach einem Umzug der Familie auf eine Schule mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung wechselt. Später wechselt er die Schule ein zweites Mal, nun wieder auf eine Schule mit dem Förderschwerpunkt körperliche und motorische Entwicklung, und besucht seit 2007 eine Werkstatt für Menschen mit Behinderung.

Heute lebt Familie Barbarez in einer barrierefreien Dreizimmerwohnung in einer Stadt in Nordrhein-Westfalen. Beide Elternteile besitzen eine befristete Aufenthaltserlaubnis, die sie alle zwei Jahre neu beantragen müssen. Rahim hat eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis. Alle Familienmitglieder gehören der Religionsgemeinschaft des Islams an.

3.2.2 Analyseergebnisse – biographisch strukturiert

Leben im Herkunftsland

Erzählanfänge sind für die Analyse narrativer Interviews oftmals besonders aufschlussreich, da sich im Zuge der Interpretationsarbeiten häufig herausstellt, dass diese »bestimmte Lebensthematiken oder Strategien der Identitätskonstruktion bereits in ihrem Kern repräsentieren« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 134). Auch der Erzählanfang von

Frau Barbarez in Bezug auf ihr Leben in Bosnien lässt bereits Aspekte der biographischen Gesamtgestalt sowie Relevanzsetzungen und Motive erkennen, wie sie aus dem Datenmaterial herausgearbeitet und im Verlauf der nachfolgenden Analysedokumentation an unterschiedlichen Stellen aufgezeigt, veranschaulicht und belegt werden können.

MEIN LEben oder unsere leben in BOSnien war so schön. schönes leben in eine schönes land; alle zusammen gelebt und ja was sagen? das war so schön. einfach so schön; und wir haben alles (1) wie NORMale leute hier. (2) Ohne krieg; und ARBEIT SCHULE urLAUB AUTO HAUS oder wohnung oder GANz normale leute. und normales leben. na ja; und danach war krieg gekommen das ist so schlimm.

Wie es die Erzählaufforderung vorsieht, beginnt Frau Barbarez ihre Narration mit einem persönlichen Lebensbezug, den sie jedoch unmittelbar in einen Wir-Bezug (*unser Leben*) übersetzt. Hiermit bringt sie direkt zu Beginn den im gesamten Interview vorzufindenden starken *Wir-Bezug* zwischen Herrn und Frau Barbarez zum Ausdruck. Auch das Einsetzen der Narration in Bezug auf das gemeinsame Leben mit ihrem Mann könnte darin begründet liegen. Ebenso wäre jedoch denkbar, dass die Fragestellung der Interviewerin die Erzählungen beeinflusst. Die Erzählaufforderung bezieht sich zwar zunächst auf die gesamte Lebensgeschichte von Frau Barbarez, der abschließende Satz – »erzählen sie mir doch bitte von ihrem leben in bosnien bevor dort der krieg angefangen hat« – könnte jedoch auch so ausgelegt worden sein, dass die Lebensphase unmittelbar vor Ausbruch des Krieges interessiert. Das Leben in Bosnien sowie das Land selbst beschreibt Frau Barbarez mit dem Adjektiv *schön* und markiert durch die *kollektivbezogene Totalisierung* (vgl. KRUSE 2008, 43 f.) *alle zusammen* zunächst ihre dortige Eingebundenheit in das Kollektiv, die sie wiederum als *schön* bewertet. Mittels des Indefinitpronomens *alles* zeigt sie auf, was sie in Bosnien, hatten und vergleicht diese größtmögliche, nicht näher definierte Menge allgemein damit, was *normale Leute hier* haben. Unter der Voraussetzung der Abwesenheit von Krieg konkretisiert sie ihre Aussage durch die Nennung von *Arbeit, Schule, Urlaub, Auto, Haus* oder *Wohnung*, erweitert diese Aufzählung später um die Begriffe *Liebe* und *Kontakt* und schlussfolgert: *normales Leben*. Frau Barbarez markiert deutlich ihren persönlichen Normalitätsbegriff, mit dem sie ein schönes Leben in Verbindung bringt. Das Leben von Herrn und Frau Barbarez in Bosnien wird hier mit dem *Motiv des schönen normalen Lebens in Bosnien* zusammengefasst.

Der kollektiven Eingebundenheit, die für den Menschen stets einen zentralen Aspekt seines Identitätskonzeptes darstellt, kommt ein besonderer Stellenwert zu. Sie wird in Bezug

auf das Leben in Bosnien im Interview repetitiv herausgestellt – »wir haben viele KONTakte kontakt mit VIELe leuten« – und steht in Gegensatz zu der in den Narrationen kaum vorzufindenden sozialen Eingebundenheit in Deutschland.

IMMer immer zusammen. [...] bei nachbarn oder bei familie und unsere nachbarn ist alles nachbar; immer HALLO und kaffee trinken und sola-la; aber hier nur HALLO; MORGEN und das ist alles; ja? aber bei uns IMMER JEDER tag JEDER minut HALLO und zusammen. NICHT alleine. nicht alleine.

Der Kriegsbeginn markiert einen deutlichen Bruch innerhalb der Erzählungen von Frau Barbarez. Der konkludierende Drehscheibensatz »danach war krieg gekommen das ist so schlimm« zeigt mittels des Rahmenschaltelements *danach* das Ende ihrer Narrationen bezüglich der Lebensphase des *schönen normalen Lebens in Bosnien* an und stellt gleichzeitig ein evaluierendes Abstract (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 113) für die darauf folgende Kriegszeit dar. Obwohl das Leben in Bosnien ebenfalls stark von der Behinderung ihres Sohnes bestimmt wird, der bei Kriegsausbruch etwa vier Jahre alt ist, scheint dieser Aspekt im Kontext der Motivkonstruktion für das Leben in Bosnien zunächst nicht relevant zu sein. Dieser Teil ihres Lebens wird erst zu einem späteren Zeitpunkt aufgegriffen, so dass an dieser Stelle eine Idealisierung ihres Lebens in Bosnien angenommen werden kann.

Nach einer kurzen Gesprächspause wird das Gespräch mit einer offenen Erzählaufforderung zurück auf das Leben vor dem Kriegsausbruch geführt. Auf die Frage, was Frau Barbarez in Bosnien gemacht hat, antwortet diese, dass sie das Gymnasium besucht hat und, ebenso wie ihr Mann, den Beruf der Sekretärin bzw. des Sekretärs erlernt hat.

wir haben gearbeitet in einem büRO, und ja das war so normal und mit andere leute gearbeitet und ja. (3) aber war so schön; und ((lacht) auf andere seite) so traurig, (1) aber gott sei dank wegen rahim oder unsere kind das ist besser hier. (lacht) als BOSnien, warum? (2) zum beispiel für rahim hat GAR NICHTs (6) in BOSnien (??) leben; (3) keine gute schule; keine ARBEit; keine medikamente; (1) aber gott sei dank wir haben für rahim hier ALLES.

Wieder beginnt Frau Barbarez ihre Narration selbstbezüglich, indem sie in einem Modus der Raffung ihre schulische und berufliche Ausbildung nennt, und kommt unmittelbar darauf auf ihren Mann und ihr gemeinsames Leben zu sprechen (Wir-Bezug). Nach einer erneuten Kennzeichnung ihres Lebens in Bosnien mit den Adjektiven *schön* und *normal* baut sie über die Formulierung *auf andere Seite so traurig* und die anschließende

adversative Konjunktion *aber* eine *Differenzierung und Kontrastierung*⁷² ihres Lebens in Bosnien versus das Leben, das ihren Sohn dort aus heutiger Perspektive betrachtet erwarten würde, und vergleicht dieses fiktive Leben mit seinem jetzigen Leben in Deutschland. Das *Motiv Leben in Bosnien versus Leben in Deutschland* tritt in Erscheinung, das Frau Barbarez im weiteren Verlauf des Interviews mehrfach zum Ausdruck bringt, auf verschiedenen temporalen Ebenen aufbaut und aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet. Die Gegenüberstellungen ihres Lebens in Bosnien und in Deutschland, die bereits zu diesem frühen Zeitpunkt des Interviews vorzufinden sind, stellen einen zentralen Aspekt ihrer Narrationen dar, der im weiteren Verlauf der Analysedokumentation vertieft dargestellt wird.

Leben mit einem Kind mit Behinderung im Herkunftsland

»JA rahim wurde geboren natüRLich so schwer ist GEwesen für uns. aber an ANFANG nicht gewusst WAS ist DAS hundert prozent⁷³«. Die Modalpartikel *natürlich* weist zunächst darauf hin, dass die Bewertung der Situation als *schwer* für Frau Barbarez eine Selbstverständlichkeit darstellt (vgl. KRUSE 2008, 143). Durch die restriktive Konjunktion *aber* weist sie jedoch auf eine Einschränkung hin, nämlich die erste Zeit mit Rahim, in der Herr und Frau Barbarez das Ausmaß der Behinderung ihres Sohnes noch nicht einschätzen können. Die anfängliche Phase bzw. das *Motiv der Ungewissheit* in Bezug auf die Behinderung ihres Sohnes wird insbesondere durch die Formulierung der folgenden Frage bei gleichzeitigem Ausbleiben einer Antwort deutlich:

WAS ist mit KIND? und immer ich und meine mann zusammen so lange gewesen in krankenHAUS und gewartet oder rahim bekommt viele krampfanfALLE; und immer wartet was nachHER kommt; und NEUE medikamente be-

⁷² »Differenzierungen und Kontrastierungen können sehr unterschiedliche semantische Bedeutungen und pragmatische Funktionen aufweisen: So können sie der Distanzierung und Abgrenzung dienen, der Ausweisung reflektorischer Kompetenz, der Gegenüberstellung von unterschiedlichen Konzepten, der Reinszenierung von Entscheidungsprozessen, dem Aufbau von Argumenten, der Pointierung etc. Differenzierungen werden realisiert über die *Gegenüberstellung von Merkmalen, Kompetenzen, Positionen*, etc. oder über die Anwendung von »Zebratechniken« wie z.B.: »einerseits – andererseits«, »auf der einen Seite, auf der anderen Seite«, »zum einen – zum anderen«, »erstens – zweitens« etc.« (KRUSE 2008, 141).

⁷³ Aus einer späteren Interviewpassage geht hervor, dass Frau Barbarez mit der Formulierung *hundert prozent* den Grad der Behinderung ihres Sohnes meint; dort sagt sie: »unser kind ist behindert; hundert prozent«.

kommt und ja; das war unserer familie; [...] aber wichtigste ist, ich und meine mann immer zusammen gehen.

Die Temporaladverbien *immer* und *so lange* weisen darauf hin, dass es sich hinsichtlich des Krankenhausaufenthaltes um einen größeren Zeitraum, ggf. um mehrere Aufenthalte handelt. Mittels des Verbs *warten* baut Frau Barbarez für die Krankenhaussituation eine *Passivkonstruktion* auf, die das Ehepaar während dieser Zeit als nicht handlungsfähig erscheinen lässt. Während Frau Barbarez im Zusammenhang mit dem Motiv des *schönen normalen Lebens in Bosnien* ihre kollektive Eingebundenheit markiert, steht nun die Verbundenheit mit ihrem Mann im Vordergrund, die sie über die sprachliche Phänomenalisierung des Superlativs *wichtigste* und des Temporaladverbs *immer* als zentrale und zeitlich überdauernde soziale Verbindung ansieht.

Auf die Frage, was sich in der Partnerschaft durch die Geburt von Rahim verändert hat, tritt bereits früh das *Schlüsselmotiv des gemeinsamen Kampfes* in Erscheinung: »das ist so unsere KAMPF; nicht so viel denken an krankHEIT, nur an kampf; was für rahim (.) was WEITer?«. Das Motiv wird im Kontext der Narrationen zur Krankheit bzw. Behinderung⁷⁴ Rahims repetitiv aufgegriffen und dargestellt und deutet somit auf seine besondere Relevanz hin. Kampf- bzw. Kriegsmetaphern werden häufig in Verbindungen mit Krankheit und Behinderung verwendet und beziehen sich hier und an anderer Stelle ausschließlich auf diese Aspekte im Leben von Frau Barbarez. Die Kampfmetapher wird an keiner Stelle mit ihren Kriegs- und/oder Migrationserfahrungen in Verbindung gebracht. Die oben aufgeführte Formulierung »kampf; was für rahim (.) was WEITer?« deutet auf einen zukunftsgerichteten Kampf für ihren Sohn hin. Auf Nachfragen erläutert Frau Barbarez: »mit KÄMPFEN, zum beispiel wenn nicht jemand KÄMPFen und ist ja LOCKER und interessiere GAR NIX was kommt nach HIER oder MORGEN, oder noch nach hier, das ist schlimm; aber wenn wir DENKEN, das ist KÄMPFEN«. Eine Präzisierung des Gemeinten erfolgt im weiteren Verlauf der Analysedokumentation.

⁷⁴ Diesbezüglich ist festzuhalten, dass Frau Barbarez nur selten den Begriff der Behinderung verwendet und stattdessen von der »krankheit von rahim« spricht. Darüber hinaus ist bisweilen keine klare Trennung zu den Krankheiten möglich, von denen Herr und Frau Barbarez betroffen sind, wenn bspw. von »unsere krankheiten« die Rede ist. Diese stellen ebenfalls ein wesentliches Element der Narrationen dar. Um Missverständnisse zu vermeiden, wird innerhalb der Analysedokumentation der Begriff der Behinderung verwendet, sofern aus den Narrationen deutlich hervorgeht, dass die Behinderung Rahims gemeint ist.

Im Anschluss an das gemeinsame *Kampfmotiv* führt Frau Barbarez aus: »unsere leben ist so GUT. ich versteh MEINEN MANN MEIN MANN VERSTEHT MIR; und das ist gute seite; und andere seite ist so; krankHEIT, GROSSE krankHEIT«. Das wiederholte Aufzeigen der Gegenwart von Krankheit und die betont pointierte Darstellung als »GROSSE krankHEIT« weisen auf die besondere Relevanz für Frau Barbarez hin. Über die Anwendung der Zebratechnik, vermittelt durch die Formulierung *die eine und die andere Seite*, baut Frau Barbarez eine scheinbare Differenzierung zwischen Krankheit und dem gegenseitigen Verstehen des Ehepaares Barbarez auf. Beide Seiten sind jedoch insofern miteinander verbunden, als das gegenseitige Verstehen innerhalb der Partnerschaft die Grundlage für das gemeinsame Kampfmotiv im Hinblick auf Krankheit bzw. Behinderung bildet. Ein Bericht über getrennt lebende Ehepaare mit einem Kind mit Behinderung und ihre anschließende Bewertung ihrer Situation belegen diese Lesart: »nicht weiter zusammenleben mann und frau wegen kinder wegen KRANKE kinder; das nicht gut verstanden oder nicht gut mit viele LIEBE für KIND oder NICHT kann gut KÄMPFEN wie WIR«. Die genannten Aspekte, die nach Frau Barbarez für die Trennung der Ehepaare verantwortlich sind, können hier in ihrer Umkehrung als indirekte Selbstpositionierung von Herr und Frau Barbarez verstanden werden: *viel Liebe für das Kind, gegenseitiges Verstehen* sowie die *Fähigkeit, gut kämpfen zu können*.

Zusammenfassend stellt Frau Barbarez für ihr Leben mit einem behinderten Kind in Bosnien fest: »wenn wir gesehen was wir haben gemacht, und das ist so ((lacht leicht) GROSSE SACHE)«. Mit der Metapher der *großen Sache*, so wird in der darauffolgenden Erzählung deutlich, ist zunächst die Suche nach Förder- und Therapiemöglichkeiten für ihren Sohn gemeint, die sie auch über die Grenzen Bosniens hinaus in Anspruch nehmen. Trotz der *Ungewissheit* in Bezug auf die Behinderung und der *Passivitätskonstruktion* für den Krankenhausaufenthalt markiert Frau Barbarez sich und ihren Mann für die erste Zeit mit ihrem Sohn als handelndes *Wir – konsensuale Agency*: »wir haben ALLES gegangen; wo jemand hat uns gesagt etwas was ist gut für rahim, wir haben gegangen. das war kroatien serbien oder dalmatien oder bosnien oder egal wo, wir gegangen; und etwas hilfe gesUCHT«. Mittels der repetitiven Verwendung des Verbs *gehen* wird eine Situation beschrieben, die das aktive Handeln von Herrn und Frau Barbarez hervorhebt. Die Aufzählung verschiedener

Länder bzw. Regionen und die Angabe *egal/wo* verdeutlichen die Dimension ihres Handelns. Darauf verweist auch die Verwendung der Indefinitpronomen *alles, jemand* und *etwas*, die aufzeigt, dass das Ehepaar jeden Hinweis und jede sich bietende Gelegenheit wahrnimmt. Eine nähere situative Spezifizierung wird lediglich durch die Erwähnung zweier Beispiele vorgenommen: eine »reha in kroatien« sowie ein Verfahren, das sie »BIOenergie« nennt, in dem die Energie eines Menschen auf einen anderen übertragen wird. Ihre ebenfalls nicht weiter differenzierte Intention ist es, nach *etwas Hilfe* zu suchen. Möglicherweise im Zusammenhang mit einer bis dahin fehlenden Diagnose sowie zunächst nicht erkennbaren physischen Anzeichen der Behinderung Rahims tritt das *Motiv der Hoffnung als Handlungsmotivation* für die beschriebene Suche und Inanspruchnahme unterschiedlicher Förder- und Therapiemaßnahmen in Erscheinung:

gedacht vielleicht wegen unsere hilfe und medIZINISche hilfe, das kommt NIE so wie jetzt ist heute; und das ist etwas ja da war so JUNG und KÄMPFEN UND KÄMPFEN UND KÄMPFEN UND HEUTE AUCH KÄMPFEN; mal trotzdem wir wissen was ist mit ihm.

Mittels des Vagheitsmarkierers *vielleicht* und der kausalen Präposition *wegen* bringt Frau Barbarez ihre Hoffnung zum Ausdruck, durch die geleisteten Hilfsmaßnahmen Einfluss auf den Entwicklungsverlauf der Behinderung ihres Sohnes zu haben. Der anschließende Gegenwartsbezug zeigt, im Sinne des Wortes, eine *Ent-täuschung* in Bezug auf das *Hoffnungsmotiv*. Zugleich wird durch den Hinweis auf das damals junge Alter ein Erkenntnisprozess auf der Grundlage der persönlichen Erfahrungsbiographie hervorgehoben. Mit dem abschließenden Satz wird deutlich, dass das bereits dargestellte *Kampfmotiv* nicht allein im Zusammenhang mit der damaligen *Handlungsmotivation der Hoffnung* vor der Diagnosemitteilung von Bedeutung war, sondern bis heute Relevanz besitzt und somit als fortwährend feststellbares Motiv anzusehen ist.

Die Zeit der Suche nach Förder- und Therapiemöglichkeiten, in der Familie Barbarez »immer in auto« unterwegs ist, beschreibt sie als »so schwER ist gewesen«. Als eine Grundlage zur Durchführung der vielen Reisen gibt sie ihren damaligen guten finanziellen Status an: »wo jemand hat gesagt zum beispiel gehen sie jetzt in kroATIEn, ja, wir gegangen sofort; gott sei dank stabil wir gewesen mit geld; wir gehabt, auto und ja gute status für Leben. und wir sofort gegangen«. Die beschriebene finanzielle Situation versetzt das Ehepaar zu dieser Zeit in die Lage permanenter Handlungsfähigkeit, was hier durch die Temporaladverbien

immer, jetzt, sofort zum Ausdruck gebracht wird. Auf die Frage, wie sie zu den Informationen gelangt sind, gibt Frau Barbarez an: »über zeitung« und »ANDere leute«, ohne dabei konkrete Personen zu benennen. Auch auf eine Frage nach den Menschen, die für das Leben mit einem Kind mit Behinderung in Bosnien für sie wichtig waren, nennt sie keine spezifischen Personen.

die andere leute alle geARBeitet, aber für uns ist auch wichtig wenn jemand nichts (2) etwas geMACHT über UNS, NEGAtiv oder gesproche das ist auch hilfe; aber pfff weiß ich nicht. [...] ABER IMMER wir drei ganz zusammen.

Neben dem bereits dargestellten starken Wir-Bezug des Ehepaars tritt hier die Kernfamilie in ihrer Beziehungskonstellation Mutter-Vater-Kind in den Vordergrund und damit das *Motiv des Zusammenhaltes der Kernfamilie*. Mittels des Temporalverbs *immer* wird die Dauerhaftigkeit der Verbundenheit der Triade betont, die bis heute besteht.

Über eine – im Interview mit Frau Barbarez selten vorzufindende – szenische Darstellung zeigt sie aus der Ich-Perspektive die Bewusstwerdung der Behinderung ihres Sohnes an. Sie beschreibt den Besuch eines Rehabilitationszentrums, als Rahim drei Jahre alt ist, und schließt ihre Narration wie folgt:

OH MEIN GOTT; das ist so traurig gewesen. das ist so SCHLIMM. schlimm am augen. und die kinder sitzen in rollstuhl; und eine kopf mit eine SEIte; eine die andere SEIte; und die dritte kopf nach VOR-ne, und aber pfff in diese zeit für rahim war noch so kleIN und wir haben mit ihm ihn TRAGEN mehr mit hände KINDerwagen; [...] und das rahim GRÖSSER GEWORDEN und er bekommt AUCH ROLLstuhl und sitzt ((weint)) wie andere kinder (6)).

Die prozesshafte Bewusstwerdung ist darauf zurückzuführen, dass Rahim die Behinderung zunächst physiologisch nicht anzusehen ist. Hierin liegt auch der Grund dafür, dass Frau Barbarez keine Auskunft über Reaktionen ihrer Mitmenschen in Bosnien auf die Behinderung ihres Sohnes geben kann. Ebenso bleiben Reaktionen ihres nahen sozialen Umfeldes in Bosnien aus, da dem Ehepaar zu diesem Zeitpunkt keine genaue Diagnose vorliegt: »wir können nicht andere leute INFORMieren richtig WAS ist mit ihm (.) GENAU, (.) was ist mit ihm GENAU. [...] richtige diagnose wird man NIE gewesen«. Ohne eine persönlichen Bezugnahme bewertet Frau Barbarez die Reaktion auf Personen mit Behinderung in Bosnien später allgemein als: »sehr POSitiv. die menschen hatte NICHT SO genug GELD. aber wenn jemand braucht, egAL wie viel er hat gegeben; [...] aber nicht so viele geLD; und ja; das ist problem«. Neben einer menschlich als *sehr positiv* bewerteten Reaktion findet

eine erste Problematisierung der Lebensverhältnisse in Bosnien, hier in Bezug auf die wirtschaftliche Lage, statt. Auf die Frage, wie das Leben mit Rahim in Bosnien aussehen würde, antwortet Frau Barbarez:

das ist so schlimm. er hatte gar nix. nicht so medikamente; IMMER in der zeitung suchen. helfen sie mir. zum beispiel diese medikamente oder helfen sie mir GELD haben für konto geöffnet ist; und diese kind ist krank wir brauchen zum beispiel zwanzig tausend EURO; und helfen sie mir oder ja viele behinderte ist in bosnien VIELE viele; und kinder auch; und gar NICHTs; ha sie leben. aber wie?

Sie macht deutlich, dass die Eltern behinderter Kinder in jeglicher Hinsicht selbst aktiv werden müssen, bspw. um an Informationen und die nötigen finanziellen Mittel zu gelangen. Die mehrmalige imperative Formulierung »helfen sie mir« lässt Eltern mit einem Kind mit Behinderung in Bosnien als Bittsteller in Erscheinung treten – *Motiv der Bittstellerin*. Darüber hinaus stellt sie dar, dass es in Bosnien kein gut ausgebautes Sozial- und Hilfesystem gibt und Kinder mit Behinderung kaum Zugang zu Bereichen der Grundversorgung haben: »nicht GUTE schule; nichts gute sachen; nichts gute orthoPÄDISCHE hilfe; nix gut für essen; nichts KEIne windel; keine guten medikamente«. Frau Barbarez schließt ihre diesbezüglichen Erzählungen, indem sie einen indirekten Vergleich zum Leben in Deutschland herstellt: »ALLES in deutschland« und fasst die Situation in Bosnien wie folgt zusammen: »SCHWER wegen behinderte kinder. (4) nicht gutes für LEBEN. pfff für JETZT und für WEITER. (2) KEIne gute unterSTÜTZUNG«. Inwieweit sich die vorangestellten Informationen auf ihr damaliges Erfahrungswissen beziehen und mit den heutigen Bedingungen in Bosnien übereinstimmen, die ihr evtl. durch die Medien, die Erzählungen Dritter oder eigene Aufenthalte in Bosnien bekannt sind, ist nicht feststellbar.

Zeit der Migration – Übergangszeit

Den Beginn des Krieges markiert Frau Barbarez im direkten Anschluss an das *Motiv des schönen normalen Lebens in Bosnien* als Bruch innerhalb ihrer Erzählung. Ihre Narration über die Zeit des Krieges erfolgt in einem Modus der Raffung und Verdichtung und unter dem Hinweis darauf, ungern über das Erlebte sprechen zu wollen: »krieg ja gekommen und das ist so schwer mit rahim, [...] das war so schlimm. ich möchte nicht so GERNE von das sprechen. [...] ja das ist so traurig; aber gott sei dank wir am leben«. Nachdem sie die Zeit unter Verwendung der Adjekti-

ve *schwer*, *schlimm* und *traurig* bewertet, ordnet Frau Barbarez das Geschehen mittels der semantischen Markierung *aber* in einen größeren subjektiven Sinnzusammenhang ein, indem sie ihr Überleben als etwas Positives hervorhebt.

Während des Krieges wird ihr Mann in ein Arbeitslager interniert, so dass Frau Barbarez zunächst auf sich allein gestellt ist: »ich meine sohn allein«. Unterstützung erhält sie in dieser Zeit von ihrer Schwester, deren Mann sowie deren Tochter: »bekommen so viele HILFE von diese seite«, die sie jedoch nicht näher beschreibt. Auch die Rekonstruktion der Flucht aus Bosnien über Kroatien nach Deutschland gestaltet sich durch den Darstellungsmodus der Raffung und Verdichtung als schwierig. Um Fehlinterpretationen zu vermeiden, seien hier erneut lediglich die biographischen Eckdaten in Form einer paraphrasierten Wiedergabe der Interviewbeiträge kurz genannt: Frau Barbarez beantragt und erhält für ihre Familie Papiere, die es ihnen erlauben, aus Bosnien aus- bzw. nach Kroatien einzureisen. Nachdem Herr Barbarez aus der Gefangenschaft entlassen wird, wartet das Ehepaar ein bis zwei Monate, bis sie mit ihrem Sohn das Land verlassen. Zu dem anschließenden zweimonatigen Aufenthalt in Kroatien macht Frau Barbarez keine weiteren Angaben.

wir bekommen AUch für familie eine DEUTsche visum; und wir gekommen hier in deutschland. (4) das ist so lange weg, (1) von kRIEG auch bis jetzt; so lange weg. und ganze krieg; so war schwer; und nach den krieg; (2) viele familie und ja ist gestorben und alles kapUTT gemacht; krankenhaus; schule; und alles alles; [...] und wenn wir gekommen hier das ist für ungefähr zwei oder drei monate wir hat MELden für unsere familie WIR NOCH LEBEN; das wissen erste mal wenn wir gekommen nach deutschLAND und danach unsere familie wissen ob wir noch leben wegen krieg [...] und danach viele familie ist gestorben; [...] meine schwester und dann noch meine mutter vater ((weint, flüstert) von meine mann. mutter vater schwester).

Die verwendete *Wegmetapher* bezieht sich nicht nur auf die Zeit des Krieges und der Migration, sondern wird von Frau Barbarez bis in die Gegenwart *bis jetzt* konstruiert. Sie beschreibt das Ausmaß des Krieges unter Nennung des Todes von Familienmitgliedern sowie der Zerstörung öffentlicher Einrichtungen und zeigt über die repetitive Verwendung des Indefinitpronomens *alles* das Ausmaß der Zerstörung an. In einer ersten Kontaktaufnahme, nachdem das Ehepaar Barbarez bereits zwei bis drei Monate in Deutschland ist, teilen sie ihrer Familie mit: »WIR NOCH LEBEN«. Anstatt einer qualitativen Bewertung ihrer Lebenssituation in Deutschland tritt das *Motiv des Überlebens* als zentral hervor.

Weinend beginnt Frau Barbarez die erste Zeit in Deutschland zu bewerten: »anfang war so schwer. so so schwer«. Die Interviewerin bietet Frau Barbarez eine Pause an, die sie umgehend annimmt. Im Anschluss an die Unterbrechung setzt Frau Barbarez ihre Erzählungen über die erste Zeit in Deutschland fort: »wenn wir gekommen nach deutschland auch muss sagen das ist so schwer gewesen (3) und hier mit die Kind; STADt; wegen sprACHE; leute; (.) WO, (.) WAS, (1) WANN«. Wie bereits zuvor bewertet sie diese Zeit als *schwer*, hebt diesbezüglich das Leben mit ihrem Sohn und die geringen Deutschkenntnisse hervor und bringt über die Formulierung grundlegender ›W-Fragen‹ – Wo?, Was?, Wann? – ihre Orientierungslosigkeit zum Ausdruck. In Deutschland angekommen, lebt Familie Barbarez zunächst mit anderen Flüchtlingen für »ungefähr zwei monate« in einem »container«. Die Zeit dort beschreibt Frau Barbarez ebenfalls als »so schwer« und hebt insbesondere die räumliche Enge hervor, »viele leute und eine ZIMMER zusammen und bAD«, die vor allem das Leben mit Rahim erschwert. »aber war er so kleINE (.) vier jahre ungefÄHR; (2) noch mit ihm wir können TRAGen und geholfen; [...] aber (3) das war auch sehr schwer zeit; bekommen rahim bronchiTIS, [...] aber das ist ((atmet schwer) vergangenheit)«. Während die Konjunktion *aber* erst eine adversative und bei ihrer zweiten Verwendung zusätzlich eine additive Funktion besitzt, ordnet Frau Barbarez mittels der abschließenden Verwendung der Konjunktion *aber* das Geschehen von einer Metaebene aus in einen größeren, hier zeitlichen, subjektiven Sinnzusammenhang ein. Nach etwa zwei Monaten zieht Familie Barbarez in ein Flüchtlingswohnheim, das Frau Barbarez als »heim« bezeichnet, »wo gewesen auch viele ausländer«. Auch hier beschreibt sie insbesondere das kleine Badezimmer als »nicht passend für rahim«, bewertet die dortige Wohnsituation jedoch mit »BESSerer als container [...] aber gott sei dank wir sind zufrieden mit das hier. aber rahim größERER geworden«. Zunächst erfolgt eine Bewertung der damaligen Situation, die erneut über die Konjunktion *aber* von einer Metaebene aus als Gesamtsituation bewertet wird, um anschließend, wiederum mittels der Konjunktion *aber*, einen anderen Aspekt dieser Zeit aufzugreifen. Mit diesem Vorgehen stellt Frau Barbarez ihre subjektiven Sinnzusammenhänge bzw. Relevanzen dar. Die vorangegangene Analysedokumentation macht deutlich, dass sie die Konjunktion *aber* häufig und mit vielseitigen Funktionen einsetzt, was u.a. mit ihren geringen Deutschkenntnissen in Zusammenhang stehen

könnte. Durch die Verwendung ist sie jedoch in der Lage, in relativ einfachen Worten die Vielseitigkeit und Komplexität unterschiedlicher biographischer Situationen zum Ausdruck zu bringen, indem sie Perspektivenwechsel vornimmt, Situationen aus einer Metaebene betrachtet und bewertet sowie subjektive Sinnzusammenhänge und situations-spezifische Relevanzen reflektiert und differenziert darstellt.

Für die Anfangszeit in Deutschland mit Rahim stellt Frau Barbarez die fehlenden Sprachkenntnisse als problematisch heraus und nennt die Hilfe unterschiedlicher Personen, die sie zunächst lediglich dahingehend spezifiziert, dass unter ihnen auch Bosnier sind: »mit RAhim mit leben in DEUTschland, anfang wir nicht gut sprACHE ge-kennt, (lacht) am anfang war so schWER; aber das geholten viele LEUTE, unsere auch aus bosnien«. Die Unterstützung eines in Deutschland lebenden Bosniers hebt sie anschließend besonders hervor. Die explizite, auch namentliche Benennung des Mannes ist dahingehend relevant, dass Frau Barbarez hinsichtlich anderer Hilfs- und Unterstützungsmaßnahmen keine personenspezifischen Angaben macht und stattdessen eine unbestimmte Menge unbestimmter Personen – »viele leute« oder »deutsche leute« – nennt. Die Rolle deutscher Personen wird in diesem Zusammenhang unspezifisch, passiv und zeitlich überdauernd dargestellt: »von erste tag bis heute hat so VIEle verstÄNDNis deutsche leute«. Weitere Hinweise auf ihre soziale Eingebundenheit in Deutschland bzw. ihren Kontakt zu Deutschen sind zu diesem Zeitpunkt ihrer Biographie nicht erkennbar.

Das Erlernen der deutschen Sprache stellt Frau Barbarez als wichtig heraus: »wir leben in deutschland wir müssen die SPRACHE kennenlernen« und zeigt über das Modalverb *müssen* die Unumgänglichkeit an. Die Schwierigkeiten, die sich für das Ehepaar Barbarez hinsichtlich des Erlernens der deutschen Sprache ergeben, werden mit Rahims Gesundheitszustand in Verbindung gebracht: »meine mann am anfang er nimmt eine kurs. aber wegen krankheit von rahim er kann nICHT WEITER am kurs gegangen«. Erst als es Rahim gesundheitlich besser geht, besuchen beide einen Sprachkurs. Frau Barbarez nimmt an zwei Kursstufen teil und unternimmt folgende Selbsteinschätzung: »bESSER verstehn wenig reden«. Im Kontext der genannten Umstände tritt als Begründung für den Abbruch des Sprachkurses erstmals das *Stressmotiv* in Bezug auf ihr Leben in Deutschland in Erscheinung: »STRESS IMMer STRESS immer stress und er ist ALLES verLASSEn, und nichts weitergegangen an kurs«. Die wie-

derholte Darstellung des *Stressmotivs* lässt dieses als besonders relevant erscheinen. Mittels des Temporaladverbs *immer* zeigt Frau Barbarez die Dauerhaftigkeit des Motivs an, das im weiteren Verlauf der Analysedokumentation erneut aufgegriffen wird.

Das Verhalten Rahims nach ihrer Ankunft in Deutschland beschreibt Frau Barbarez folgendermaßen:

was ist aber wichtig ich muss sagen rahim bekommt SO große krankheit wenn wir gekommen hier in deutschland. in bosnien war krieg gewesen; GAR NICHT geweINT, GAR NICHT. immer geLACht; wegen granate oder egal irgendwelche jemand geschießt; NICht geweint, ABER wenn WIR gekommen vielleicht bekommt ein ruhig ZEIT eine ruhig WOHNung und SO SCHLIMM zeit für rahim. was ich möchte sagen; was bekommen wir zum beispiel in bosnien, war unRUHig gewesen das alle explodieren hier in deutschland. wegen stress; natürlich. und immer IMMer krampfanfalle. IMMer krampfanfalle rahim.

Leben in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung

Entgegen dem im Vorfeld der Analysedokumentation festgelegten Strukturierungsrahmen werden die Teilbereiche *Leben in Deutschland* und *Leben in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung* für Familie Barbarez zusammengefasst dargestellt. Dieses Vorgehen liegt darin begründet, dass Herr und Frau Barbarez gemeinsam mit ihrem Sohn migriert sind und das Leben in Deutschland – wie noch aufgezeigt wird – kaum von Rahims Behinderung getrennt betrachtet werden kann.

Ihre gegenwärtige Lebenssituation beschreibt Frau Barbarez als »wir sind besetzt von morgens bis abends. und ÜBER nacht; aber wegen unsere kind. und unsere krankheiten; von mir und meinem mann«. Das *Motiv des »Besetztseins«* bezieht sie auf ihren gesamten Tagesablauf und nennt mittels der kausalen Präposition *wegen* insbesondere ihren Sohn und ihre Krankheiten sowie die ihres Mannes als Grund für das »Besetztsein«. Die gesamt-narrativ repetitive Darstellung deutet auf die besondere Relevanz des Motivs hin. Die Konkretisierung des Gemeinten erfolgt in folgendem Zitat:

wir sind beseTZT (.) GANze tag. egal wenn wir nicht ARBEiten. wenn rahim ist im werkstatt gegangen, ich muss hier etwas machen putzen kochen einkaufen andere terMINE ich bin auch krank. wegen unsere krankheiten mein krankheit, ich habe auch probleme mit diaBETIS und schilddrüse mit rücken. alle alles ist so schlimm geworden; und meine mann hatte auch probleme mit herz⁷⁵. und IMMer STRESS. IMMer

⁷⁵ Im Alter von 45 Jahren bekommt Herr Barbarez einen Herzinfarkt.

stress stress. wir haben keine kann ich sagen richtig nicht normal leben.

Einhergehend mit dem *Motiv des ›Besetztseins‹* und damit eng verknüpft tritt erneut das *Stressmotiv* in Erscheinung, das hier bezüglich ihrer gesamten Lebenssituation aufgebaut und später mit der Behinderung ihres Sohnes in Verbindung gebracht wird. Ein nach ihrem Begriff *normales Leben*, wie es für Bosnien dargestellt wurde, kann sie in Deutschland nicht führen. Die Metapher des *›Besetztseins‹* setzt sie darüber hinaus zur Fremdpositionierung in Deutschland lebender Personen ein: »von morgen bis abend die leute arbeitet. und die leute hatten nicht gute zeit für (1) vielleicht für LEBEN. (1) vielleicht ist falsch. sage ich; aber (3) viele leute ist besetzt«. Die anfängliche Generalisierung wird über die Verwendung des Vagheitsmarkierers *vielleicht*, die Einräumung, mit dem Gesagten möglicherweise falsch zu liegen, sowie die Herausstellung der Subjektivierung relativiert.

Das *Motiv des ›Besetztseins‹* verweist darüber hinaus auf die geringen zeitlichen Ressourcen des Ehepaares Barbarez, die ebenfalls mehrfach dargestellt werden: »wir sind vierundzwanzig stunden keine muss sagen. (3) (lacht kurz) trotzdem wir haben keine ARBEIT« und die wie folgt bewertet werden: »das ist (lacht kurz) so so so SCHWER und wir haben eine minute keine keine RUHE ich muss sagen«. Für ihr Leben in Deutschland tritt zusammenfassend das *Motiv Krankheit und Stress in Deutschland* in Erscheinung.

Grundlegend kann für die Erfahrung von Lebenszeit von Frau Barbarez zunächst ein *Zwei-Phasen-Modell* herausgearbeitet werden, das in den Motiven *schönes normales Leben in Bosnien* und *Krankheit und Stress in Deutschland* angelegt ist. Diesbezüglich bewegen sich ihre Narrationen stets zwischen den folgenden drei Polen. (1) Dem früheren *schönen normalen Leben in Bosnien*. (2) Den Verhältnissen dort nach dem Krieg bzw. den gegenwärtigen Verhältnissen, die oftmals an hypothetische Annahmen hinsichtlich des Lebens gekoppelt sind, das sie und insbesondere ihren Sohn dort erwarten würde. (3) Dem Leben in Deutschland, das durch *Krankheit bzw. Behinderung und Stress* geprägt ist.

in DEUTSCHLAND FÜR UNS ist SO SCHÖN leben. wegen krankheit (2) das ist unterschiedlich VOR dem krieg in bosnien war so schön. aber JETZT NACH DEM KRIEG das ist so schwer. was mit dem war wir nach bosnien gehen; mit unsere kind mit unsere krankheit. das ist SO schlimm. ja; muss sagen deutsche leute ist so NETTE leut. und schwer ist leben.

Die positive Bewertung des Lebens in Deutschland als *so schön* wird mittels der Präposition *wegen* in einen direkten Begründungszusammenhang mit *Krankheit* gebracht und das Leben insgesamt abschließend als *schwer* bewertet. Unter Berücksichtigung der Aspekte Krankheit und Behinderung stellt sie außerdem einen Bezug zum Leben in Bosnien, sowohl vor als auch nach dem Krieg, her. Hieraus ergibt sich zusammenfassend folgendes Bild: Während das *schöne Leben in Deutschland* immer auch *schwer* ist, weil es für sie ausschließlich im Kontext von Krankheit und Behinderung steht, ist das *schöne normale Leben in Bosnien* für sie nicht im Kontext von Krankheit und Behinderung zu denken.

Ihr Leben in Bosnien beschreibt sie resümierend: »wir haben ALLES gehabt«, während Rahim dort Folgendes erwarten würde: »rahim hat GAR NICHTS (6) in BOSNIEN [...] keine gute schule; keine ARBEIT; keine medikamente« und stellt dem das Leben in Deutschland gegenüber: »aber gott sei dank wir haben für rahim hier ALLES«. Das Indefinitpronomen *alles*, das zunächst eine größtmögliche vorhandene, aber nicht definierbare Menge in Bezug auf ihr Leben und das ihres Mannes in Bosnien beschreibt, steht als Gegenbegriff zu *nichts* bzw. hier *gar nichts* in Bezug auf das Leben, das ihren Sohn dort erwarten würde. Dieser hat stattdessen *alles* in Deutschland. Die Begriffe *alles* und *nichts* werden zur *Emphase* eingesetzt und verdeutlichen, wie extrem der beschriebene Sachverhalt für sie ist (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 221). Vor dem Hintergrund der dargestellten Motive tritt die Frage nach dem Lebensmittelpunkt der Familie Barbarez – Bosnien oder Deutschland – als nicht aufzulösender Konflikt in Erscheinung. Diesbezüglich markiert Frau Barbarez die folgenden drei miteinander verknüpften, nicht trennbaren Einheiten:

1. Einheit: Herr Barbarez und Frau Barbarez in Bosnien
2. Einheit: Herr Barbarez und Frau Barbarez mit Rahim
3. Einheit: Rahim mit seiner Behinderung in Deutschland

Eine Entscheidung für oder gegen Bosnien bzw. Deutschland führt zwangsläufig zur Trennung einer der narrativ aufgebauten Einheiten. Zunächst wird in diesem Dilemma, das sich nicht für alle Beteiligten zufriedenstellend auflösen lässt, das *Schlüsselmotiv anhaltender innerer Zerrissenheit* deutlich. Die illusorische Antwort auf die Frage, welche persönlichen Wünsche Frau Barbarez für ihre Zukunft und die von Rahim hat, belegt abschließend die Unlösbarkeit des von Frau Barbarez konstruierten Konfliktes: »rahim

gesund geworden; und er braucht nicht HILFE; GAR nicht, und das ist dann BESTen; (1) und das ist unsere WUNSCH«. Denn:

wenn wir⁷⁶ gesund wir möchten SOFORT nach bosnien gehen, wir nicht vergessen unsere land. natürlich. aber wegen unsere krankheit und da der krieg in bosnien, gar nix; und das ist so schlimm. ja wir MUSSEN bleiben sowieso.

Mittels des Modalverbs *müssen* zeigt Frau Barbarez die Unumgänglichkeit, in Deutschland zu bleiben, an. Dieses Vorgehen setzt sie mittels der Präposition *wegen* in einen Kausalzusammenhang mit *Krankheit* und *Krieg* und verweist damit auf eine strukturelle Agency, was sie als *schlimm* bewertet. Sie und ihr Mann hingegen besitzen innerhalb dieser Situation keine Handlungsmacht. Neben den hier herausgestellten Krankheiten, die sich sowohl auf die Krankheitsgeschichte des Ehepaares als auch auf die Behinderung ihres Sohnes beziehen, stellt Frau Barbarez an anderer Stelle ihren Sohn als Lebensmittelpunkt der Familie deutlich heraus. Im Anschluss an ihre Feststellung, während des Interviews viel über Rahim gesprochen zu haben, konstatiert sie über das Leben mit ihrem Sohn: »das ist WICHTIG thema für uns, und für UNSERE leben, ja (lacht kurz) wir müssen kämpfen WEITER für leben aber für uns das am wichtigsten«. Hierdurch tritt in besonderer Weise ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Eltern und ihrem behinderten Sohn in Erscheinung, das die Autonomie von Herrn und Frau Barbarez deutlich einschränkt. Aus dem beschriebenen Dilemma und der daraus resultierenden inneren Zerrissenheit ergibt sich das *Motiv der Ohnmacht*, das mit der subjektiven Erkenntnis einhergeht, keine veränderbare Handlungsmacht bezüglich der eigenen Lebenssituation zu besitzen. So wird die Frage nach dem Lebensmittelpunkt der Familie Barbarez dahingehend aufgelöst, dass neben ihren Krankheiten insbesondere die Behinderung Rahims das Entscheidungsmerkmal darstellt, aufgrund dessen die Familie in Deutschland bleibt. Das zentrale *Motiv Behinderung als Grund, in Deutschland zu bleiben*, tritt in Erscheinung. Dem hiesigen – im Verhältnis zu Bosnien – gut ausgebauten Sozial- und Hilfesystem kommt hier eine besondere Bedeutsamkeit zu: »wegen rahim das ist das BESTe land was JEMAND (3) dient« und es erhält mit der Frage nach dem Lebensmittelpunkt der gesamten Familie einen existentiellen Stellenwert:

⁷⁶ Im Gesamtkontext der Narration wird deutlich, dass das Personalpronomen *wir* sich in diesem Zusammenhang sowohl auf das Ehepaar Barbarez als auch auf Rahim bezieht.

mit eine behINDERung, (1) für uns sagen das ist gUT hier leben. (1) für uns ist IMMER schwer. aber (3) wenn wir HILFE bekommen, und eine gute verSTÄNDNIS von andere leute [...] wenn wir mit rahim kommen, egal WO oder WAS brauchen oder was wir möchten dass wir POSITIVE antwort bekommen. oder diese sACHE was wir SUCHen, das ist für uns GUT. sowieso unsere leben ist so schWER, wenn DAS noch nicht bekommen (.) wegen rahim (.) das unsere leben ist kaputt.

Insbesondere der abschließende Satz zeigt das *Motiv der existenziellen Bedeutsamkeit des deutschen Hilfesystems* auf. Wie sich die Inanspruchnahme des Hilfesystems im Einzelnen darstellt, wird im Folgenden aufgezeigt.

Die Unterstützungsmöglichkeit durch das Hilfesystem bewertet Frau Barbarez positiv, den Vorgang der Inanspruchnahme jedoch als »das kostet VIEL kraft. das kostet viel geld. aber trotzdem wir bekommen. [...] das ist so positiv«. Als Leistungen, die die Familien für Rahim erhält, nennt Frau Barbarez: »NUR nur medizinische oder [...] orthopädische hilfe« sowie weitere Leistungen der Krankenkasse wie einen Rollstuhl, Medikamente und Windeln und »behinderte wohnung«. »Alles rahim bekommt das eine große dank für das. große dank«. Die Unterstützungsmaßnahmen beziehen sich jedoch nicht auf das in Deutschland verhältnismäßig gut ausgebaute Behindertenhilfesystem. Auch eine direkte Nachfrage bezüglich der Inanspruchnahme von Angeboten der Lebenshilfe oder ähnlichen Institutionen wird verneint. Während das Ehepaar vor ihrer Migration innerhalb Bosniens und über die Grenzen hinaus unterschiedliche Therapiemöglichkeiten für ihren Sohn sucht und in Anspruch nimmt, ist auch dem Kurzfragebogen zu entnehmen, dass sie in Deutschland ausschließlich eine medizinische Grundversorgung und grundlegende funktionale Maßnahmen wie Sprachtherapie und Physiotherapie für Rahim in Anspruch nehmen. Deren Fortführung wird von Frau Barbarez als Zukunftswunsch formuliert:

wir haben viele wünsche aber das ist nur über unsere geSUNDHEIT. [...] NUR GUTE VERSTÄNDNIS und (3) wie bis JETZT (3) gute hilfe. [...] wenn wir wieder bekommen hILFe (.) zum beispiel; medIKAMENTE WOHNung orthopädische HILFE, wie zum beispiel rollSTUHL, und krankengymnastik und ALLes was das für eine (1) KRANKEN menschen (.) und danach wir sind zufrieden. wenn nich zum beispiel gekommen das ist so schlimm.

Inwieweit die Versorgung ihres Sohnes für sie als bosnische Familie evtl. auch eine kultur-soziale Regel gesellschaftlichen Lebens darstellt, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Ihre kollektive Eingebundenheit in Bosnien sowie das *Motiv des Zusammenhaltes der Kernfamilie* als verlässliche und dauerhafte soziale Verbindung und der darin

angelegte, durchgehend vorzufindende ausgeprägte *Wir-Bezug* des Ehepaares könnten einen Hinweis auf ein solches kollektivistisches Muster geben. Da diesbezüglich jedoch keine eindeutigen Erkenntnisse aus dem Interview gezogen werden können, bleibt es an dieser Stelle bei den aufgezeigten Überlegungen und Vermutungen.

In Bezug auf die häufigen epileptischen Krampfanfälle Rahims betont Frau Barbarez die schnelle Hilfe durch den Notarzt bzw. im Krankenhaus: »so schnell war hilfe gemacht, und im krankenhaus und gehOLFen ihn SO schneller«. Positiv bewertet sie ebenfalls die Ärzte im Krankenhaus, die neben der Behandlung ihres Sohnes zur Stressreduktion beitragen: »SO nette team von ÄRZTe und alle so muss sagen das ist so schön. schöne leute; schöne ärzte und alles haben stress weg gemacht«. Die bezüglich der Fachleute des Hilfesystems nicht bzw. kaum vorzufindenden Individualisierungen lässt das *Team-Motiv* in Erscheinung treten, dessen Bedeutung in folgendem Zitat deutlich wird: »ich kann nICHT sagen zum beispiel einen NAME; eine name von egal wo von krankehaus oder, das ist ein TEAM«. Frau Barbarez begründet diese Sichtweise, die sie beispielhaft ebenso auf die Einrichtungen Schule und Werkstatt bezieht, damit, »das ist ARBEit von diese leute, muss helfen die leute; und deswegen ich kann nICHT sagen«. Auf weitere Nachfragen zu den ihr zur Verfügung stehenden Hilfen in Deutschland berichtet sie außerdem von einer Krankengymnastin, deren Dienste sie über einen Zeitraum von sechs bis sieben Jahren in Anspruch nehmen: »SIE ist da ein guter mensch und IMMer mit uns reden; oder sagen was ist am BESTen, und geholfen rahim wegen krankengymnastik«. Dabei ist festzuhalten, dass es sich nicht um ein Team von Krankengymnasten handelt, so dass das herausgestellte *Team-Motiv* hier nicht greift. Weitere sie unterstützende Einzelpersonen werden nicht genannt. Stattdessen kennzeichnet Frau Barbarez erneut eine unbestimmte Menge unbestimmter Personen: »deutsche leute«. Insgesamt gibt Frau Barbarez außerhalb der familiären Beziehung keine weiteren sozialen Netzwerke bzw. Beziehungen und somit keine sozialen Ressourcen in Bezug auf die Behinderung ihres Sohnes an.

Hinsichtlich der Frage nach Ressourcen wurden bereits die geringen Zeitressourcen des Ehepaares aufgezeigt, die u.a. im *Motiv des ›Besetztseins‹* sowie im *Stressmotiv* angelegt sind. Insbesondere in Zusammenhang mit regelmäßigen Routineuntersuchungen ihres

Sohnes im Krankenhaus und damit verbundenen, oftmals unvorhersehbaren Komplikationen müssen beide viel Zeit und Geduld aufbringen.

wenn rahim liegt in krankenhaus IMMER wir sind mit ihm; und ÜBER tag, wenn ist bESSer geworden, ich komme nach hause und etwas kochen für mich und meine mann, und auch für rahim egal, rahim in krankenhaus hat alles; ICH AUCH, für essen. aber trotzdem ich koche; und bringen ihm in krankenhaus, und meine mann, (.) wenn ich bin zu hause, ich wasche und putze und meine mann ist bei rahim im krankenhaus. und wenn ich KOMME, meine mann geht nach hause, und über nacht (2) ICH wieder bleiben mit rahim in krankenhaus. ohne schlAFEN (lacht unterdrückt) oder manchmal schlafen aber so SCHWER. ohne schlafen ruhig zeit das ist so schwer leben; aber für KIND muss jemand (.) oder ELTERN (.) muss helfen.

Innerhalb der beschriebenen Krankenhaussituation, in der stets ein Elternteil bei Rahim ist, wird der hohe zeitliche Aufwand besonders deutlich. Mittels des Modalverbs *müssen* zeigt Frau Barbarez am Ende des Zitates ihre elterliche Verpflichtung der Unterstützung ihres Sohnes und damit ein weiteres Mal das bestehende Abhängigkeitsverhältnis auf. Im Gegensatz zur sonst markierten Triade (Mutter-Vater-Kind) tritt hier stets eine Dyade (Mutter-Kind oder Vater-Kind) in Erscheinung. Sich selbst markiert Frau Barbarez in dieser Situation, in der der sonst vorzufindende Wir-Bezug zwangsläufig aufgehoben wird, als ›Hauptlasttragende‹, die Tag und Nacht bei ihrem Sohn ist und zusätzlich häusliche Pflichten erledigt.

Bezogen auf die Versorgung ihres Sohnes greift Frau Barbarez explizit ihre körperlichen Kräfte und die ihres Mannes auf, die im Laufe der Zeit nachgelassen haben, während Rahim gleichzeitig wächst und an Körpergewicht zunimmt. In diesem Zusammenhang sind auch die geringen gesundheitlichen Ressourcen zu nennen, die sich sowohl auf den physiologischen Gesundheitszustand als auch auf die psychische Belastung des Ehepaares beziehen. Die enge Verbindung zu ihrem Sohn und die Verknüpfung seines Wohlergehens mit dem seiner Eltern zeigt Frau Barbarez mit folgender Aussage: »wenn ist rahim gut wir sind auch gut. (lacht kurz) und weitermachen und kämpfe wenn rahim krank und wir sind sofort krank«.

Die finanziellen Ressourcen für ihr Leben in Bosnien bewertet Frau Barbarez als »stabil wir gewesen mit geld«, wohingegen sie ihre Lebenssituation in Deutschland beurteilt als: »schwer ist leben; bisher bekommen zum beispiel so wenig geld«. Die Aussage, dass Herr und Frau Barbarez keiner geregelten Arbeit nachkommen können, wird wiederum in den Zusammenhang mit Krankheit und Behinderung und das damit

verbundene *Motiv des ›Besetztseins‹*, also die geringen zeitlichen Ressourcen, gestellt: »wir drei ALLE krank. [...] kann nicht arbeit, ich und meine mann. kind ist sowieso krank, [...] wir sind nix berEIT. wegen unsere krankheit«.

In Bezug auf die dargestellten vorhandenen und nicht vorhandenen Ressourcen der Familie Barbarez können folgende Punkte zusammenfassend festgehalten werden: Die durch Behinderung und Krankheit kaum vorhandenen zeitlichen Ressourcen stellen einen zentralen Aspekt des Lebens von Herrn und Frau Barbarez dar. Das *Stressmotiv*, das stets im Zusammenhang mit Behinderung und/oder Krankheit konstruiert wird und auf die geringen zeitlichen Ressourcen verweist, hat einen wesentlichen Einfluss auf verschiedene Lebensbereiche. Es wird bspw. als Grund genannt, weshalb Herr Barbarez während seiner ersten Zeit in Deutschland nicht an einem Sprachkurs teilnehmen und somit keine weiteren kommunikativen Ressourcen entwickeln konnte, die Frau Barbarez selbst als Grundvoraussetzung benennt, in Deutschland zu leben. Die geringen kommunikativen Ressourcen wiederum können Einfluss auf soziale Kontakte, also ihre sozialen Ressourcen haben und stellen eine wichtige Voraussetzung zur sozialen Integration dar. Die geringen finanziellen Ressourcen wiederum stehen in Zusammenhang mit den geringen zeitlichen Ressourcen sowie den geringen gesundheitlichen Ressourcen, aufgrund derer Herr und Frau Barbarez keiner geregelten Arbeit nachkommen können. Das hier lediglich im Ansatz aufgezeigte Bedingungsgefüge und die vielseitigen Kausalzusammenhänge verweisen insgesamt auf ein *Ressourcendilemma*.

Auf die Frage nach ihrer gegenwärtigen Verbindung zu Bosnien gibt Frau Barbarez an, telefonischen Kontakt zu haben, und erzählt von einer Urlaubsreise:

SCHWER. schwer ist so schwer mit der rahim wenn wir gekommen alle muss von hier nehmen [...] nicht guter wEG für rollstuhl. [...] keine gute STRAße für ihn. und JA BISSchen mit ihm am meer gegangen und bisschen schwimmen wegen rehabilitation; ja; fünf sechs tage und das ist alles und ((lacht) wieder nach deutschland) und das ist ganze URLaub über eine jahre; aber ganzes jahre muss spAREn; für den urlaub; aber so wenig geld; aber trotzdem wir hatten gangen.

Abgesehen von der Darstellung der erschwerten Bedingungen in Bezug auf die Urlaubsreise nach Bosnien mit Rahim markiert Frau Barbarez im Verlauf des Interviews eine starke Bindung zu ihrem Herkunftsland, die insbesondere in der Aussage zum Ausdruck kommt: »wenn wir gesund wir möchten SOFORT nach bosnien gehen, wir nicht vergessen unsere land. natürlich«. Sie äußert die Vermutung, dass die

positive Bewertung Bosniens aus der Perspektive in Deutschland lebender Personen nicht immer nachvollziehbar ist: »vielleicht viele Leute hatten gedacht wir haben gar nix. woher wir gekommen? welche Land ist das, Bosnien? (1) wir haben alles gehabt«. Unter Verwendung des Vagheitsmarkierers *vielleicht* deutet sie an, dass in den Vorstellungen anderer Menschen möglicherweise ein Bild über das Leben in Bosnien entsteht, das mit dem ihren nicht übereinstimmt, und sich Selbst- und Fremdwahrnehmung somit voneinander unterscheiden.

3.2.3 Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie

Grundlegend konnte hinsichtlich der Erfahrung von Lebenszeit von Frau Barbarez ein *Zwei-Phasen-Modell* herausgearbeitet werden, das in den Motiven *schönes normales Leben in Bosnien* und *Krankheit und Stress in Deutschland* angelegt ist: Auf die erste Phase – ihr Leben in Bosnien – folgt durch Beginn des Krieges und ihre Fluchtmigration ein deutlicher Bruch, an den sich die zweite Phase – ihr Leben in Deutschland – anschließt. Hinsichtlich der beiden dargestellten Phasen ist jeweils ein hauptsächlich *statisches Modell* vorzufinden, in dem kaum Zeiterfahrungen thematisiert werden, wodurch der Eindruck von Stagnation oder Zeitlosigkeit entsteht (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 58). KRAUS (vgl. 2000, 174) spricht diesbezüglich von einer *Stabilitätsnarration*, innerhalb derer das Individuum im Wesentlichen durch den Gang der Ereignisse in seiner evaluativen Position unverändert bleibt. Für die hier als Bruch markierte Zeit in Bosnien nach Ausbruch des Krieges, den Migrationsprozess sowie die erste Zeit in Deutschland hingegen ist innerhalb der Narrationen ein lineares Zeitmodell festzustellen, worauf die Verwendung von Rahmenschaltelementen wie *dann* oder *danach* hinweist.

In Anbetracht des *schönen normalen Lebens in Bosnien*, des darin enthaltenen *Submotivs der Normalisierung* sowie der wenig vorzufindenden individualisierenden Formulierungen ist ein *normalisierendes Diskursivierungsmuster* festzustellen. In einem solchen Muster steht »das Verfolgen der sozialen Norm im Vordergrund, sein Leben gerade nicht unter individualisierender Perspektive, sondern aus der Perspektive des Kollektiven, Üblichen,

Typischen zu betrachten: Innerhalb der persönlichen Biografie wird dabei das Normale, also die kollektiven Bezüge, herausgestellt« (KRUSE 2008, 139).⁷⁷

In Bezug auf das übergeordnete *Motiv Krankheit und Stress in Deutschland* zeichnet sich ein gegensätzliches Bild ab. Im Rahmen der motivintegrierten Bedingungsfaktoren *Krankheit* und *Behinderung*, des *Submotivs des ›Besetztseins‹* und des *Stressmotivs* gibt Frau Barbarez an, in Deutschland *kein normales Leben* zu führen. Hieraus ergibt sich folgendes Gesamtbild: Während das *schöne normale Leben in Bosnien* für sie nicht im Kontext von Krankheit und Behinderung zu denken ist, ist das *schöne Leben in Deutschland* immer auch *schwer*, weil es für sie ausschließlich im Kontext von Krankheit und Behinderung steht. Die beiden im Relevanzsystem von Frau Barbarez angelegten entscheidenden Faktoren – das schöne normale Leben in Bosnien und ihr Sohn Rahim – führen hinsichtlich ihres Wunsches, nach Bosnien zurückzukehren, zu einem unauflösbaren Dilemma. Hieraus ergibt sich das zentrale *Motiv anhaltender innerer Zerrissenheit* in Bezug auf das Leben in Bosnien und in Deutschland. Zusammenfassend ergibt sich aus dem nicht zufriedenstellend aufzulösenden Konflikt der Frage nach dem Lebensmittelpunkt der Familie und der daraus resultierenden inneren Zerrissenheit das *Motiv der Ohnmacht*, das mit der subjektiven Erkenntnis einhergeht, keine veränderbare Handlungsmacht bezüglich der eigenen Lebenssituation zu besitzen. Stattdessen stellt Rahim bzw. seine aufgrund der Behinderung bestehenden Bedürfnisse den entscheidenden Grund dar, in Deutschland zu bleiben. Das *Motiv Behinderung als Grund, in Deutschland zu bleiben*, wird deutlich. Die Entscheidung zu bleiben liegt damit gleichzeitig im hiesigen – im Vergleich zu Bosnien – gut ausgebauten Sozial- und Hilfesystem begründet. Aufgrund seiner indirekten Einflussnahme auf die Wahl des Lebensmittelpunktes der Familie Barbarez tritt das *Motiv der existenziellen Bedeutsamkeit des deutschen Hilfesystems* in Erscheinung.

⁷⁷ »Die Analyse von Diskursivierungsmustern trägt u. a. dem Ansatz der *Diskursanalyse* Rechnung und der Tatsache, dass ›subjektive Deutungsmuster‹, ›subjektive Theorien‹ usw. eben auch *soziale Repräsentationen*, also diskursiv geprägte kulturelle Deutungsmuster sind« (KRUSE 2008, 139). Als zwei sehr grundsätzliche und verbreitete Diskursivierungsmuster fallen die *Individualisierung* sowie *Normalisierung* auf. Im Gegensatz zum beschriebenen *normalisierenden Diskursivierungsmuster* wird »im individualisierenden Diskursivierungsmuster [...] der sozialen Norm gefolgt, sein Leben aus der Perspektive eines starken Ich-Bezugs [...] zu rekonstruieren und darzustellen: Die persönliche Biografie wird hierbei über die Einzigartigkeit des Individuums und seiner ganz speziellen Lebensgeschichte als etwas Besonderes konstruiert« (KRUSE 2008, 139).

3.3 Familie Gomes – Portugal

»ich KAM ins krankenHAUS, ich hab IMMER ein lächeln. und die haben gedacht JA sie ist entweder DOOF ODER WEISS GAR NICHT WAS und da hab ich gesagt ja ich weiß NICHT richtig was beDEUTet ALLES, [...] aber ich liebe mein KIND; und dieser lächeln ist für mein kind. ich liebe UBER alles egal ob er MORGEN stirbt oder NICHT. [...] und von zu hause bis zum KINDerlinik, dann hab ich geweint. als sich die tür öffnet, da war WEG und das war nur diese lächeln für mein KIND, und die haben NICHT verstanden; WIESO lächelt sie immer so?«

Frau Gomes.

3.3.1 Biographie

Frau Gomes ist zum Zeitpunkt des Interviews 42, ihr Mann 44 Jahre alt. Sie wird als eines von vier Kindern in Portugal geboren. Im Alter von 14 Jahren bricht sie die Schule ab, um über einen Zeitraum von insgesamt vier Jahren die Pflege gleich mehrerer erkrankter Familienmitglieder zu übernehmen. In dieser Zeit erlernt sie den Beruf der Näherin, in dem sie später für einige Jahre in Portugal tätig ist. Infolge eines Arbeitsangebotes migriert Frau Gomes im Alter von 23 Jahren in die französischsprachige Schweiz, um dort die Betreuung der Tochter ihrer Cousine zu übernehmen.

Herr Gomes ist ebenfalls in Portugal geboren. Nach einer verkürzten Schulzeit von insgesamt vier Jahren beginnt er eine Ausbildung zum Koch. Er migriert ebenfalls in die Schweiz, wo er ohne abgeschlossene Ausbildung in seinem erlernten Beruf tätig ist. In der Schweiz lernt er seine heutige Frau kennen, die er dort heiratet. Das Ehepaar erhält ein Angebot seines Bruders, in seinem Restaurant in Deutschland als Koch und Servicekraft zu arbeiten. Sie nehmen das Angebot an und migrieren 1995 aus der Schweiz nach Deutschland.

Im Jahre 2000 wird ihr gemeinsamer Sohn Daniel geboren. Einem aktuellen medizinischen Bericht sind folgende Stichpunkte zu Daniels heutigem Behinderungsbild zu entnehmen: symptomatische fokale Epilepsie mit Blitzanfällen und Grand-Mal-Status bei

Z.n.⁷⁸ symptomatischem West-Syndrom, armetonte Hemiparese, Mikrocephalie, Z.n. perinatalem Mediainfarkt links, geistige Behinderung, Z.n. operativer Behandlung eines Sinus-venosus-Defektes, Verhaltensstörung mit oppositionell-aggressiven Zügen, motorische Ticstörung, kaum Verbalsprache. 2004 wird Daniels Schwester Alicia geboren. Aufgrund des aggressiven Verhaltens Daniels, auch gegenüber seiner Schwester, entscheidet sich das Ehepaar Gomes für eine Heimunterbringung ihres Sohnes, die für das kommende Jahr geplant ist. Zurzeit besucht Daniel eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung.

Familie Gomes lebt heute in einer Dreizimmerwohnung in einer Stadt in Nordrhein-Westfalen. Frau Gomes geht für wenige Stunden zwei Nebentätigkeiten nach, Herr Gomes ist als Lagerarbeiter in einer Fabrik angestellt. Alle Familienmitglieder gehören der Religionsgemeinschaft des Christentums (römisch-katholische Kirche) an und besitzen als Bürger eines EU-Landes eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis.

3.3.2 Analyseergebnisse – biographisch strukturiert

Leben im Herkunftsland

In einem Modus der Raffung und Verdichtung beginnt Frau Gomes ihre Erzählungen über ihr Leben in Portugal unter Bezugnahme auf den ökonomischen Status ihrer »nicht so sehr ARMen familie« sowie ihren Bildungsstand bzw. ihre Bildungschancen: »JA ich konnte AUCH studIERn, aber ich hab mich entSCHIEDen zum was andres«. Mit dem Aufzeigen ihrer Möglichkeiten, die sie noch ausführt, und der von ihr getroffenen Entscheidung »ich geh doch lieber ARBEIten, lern ich näherIN« markiert sie sich in ihrer Jugendzeit als handelndes Ich (Ich-Agency) und schließt damit vorerst ihre Erzählungen zum Leben in Portugal.

Durch eine Nachfrage der Interviewerin wird die Zeit ihrer Kindheit und Jugend zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews erneut aufgegriffen. Um das Strukturierungselement des biographischen Verlaufes beizubehalten, werden diese Narrationen bereits im

⁷⁸ Die Abkürzung *Z. n.* steht für *Zustand nach*.

folgenden Teil der Analyse dokumentiert. Insgesamt ist ihr Leben in Portugal durch die Erkrankungen ihr nahestehender Personen gekennzeichnet, die einen großen Einfluss auf ihre Lebensgestaltung haben. Sie selbst ist im Alter von fünf Jahren von einer lebensbedrohlichen Krankheit betroffen, deren besondere Schwere Frau Gomes durch ihr Resümee bezüglich einer Operation zum Ausdruck bringt: »ist alles gUT gelaufen, so einer OP hat ja elf stUNDEN gedauert, und NUR (.) NUR zehn prozent haben so eine OP überleben«. Im Alter von 14 Jahren erkrankt ihr Vater schwer und muss infolgedessen seinen Beruf aufgeben. Wegen seiner nur kleinen Rente können die Eltern die Versorgung ihrer vier Kinder nicht länger gewährleisten. Die Patentante von Frau Gomes macht den Vorschlag, ihr Patenkind zu sich zu nehmen. »und die haben mich gefragt ob ich das einverstanden wär, dann hab ich gesagt ja klAR, wenn es besser für alles und ich mag auch gerne meine pATen«. Trotz ihres Einverständnisses und der positiven Äußerung gegenüber ihren Paten zeigt der Satz »und dann musste ich wegzogen« mittels des Modalverbs *müssen* an, dass Frau Gomes selbst innerhalb dieser Situation wenig Handlungsmacht besitzt. Frau Gomes bricht infolge dieser Entscheidung die Schule ab und zieht nach Nordportugal – 500 km von ihren Eltern entfernt. Dort übernimmt sie die Pflege ihrer erkrankten Patentante und absolviert eine Ausbildung zur Näherin.

Retrospektiv bewertet Frau Gomes diese Zeit als »gANZ gut; ich war EINZIGE kind; hm sehr verwohnt; [...] eine seite es war ganz gut, aber andere seite hat mir meine geschWISTER und meine eltern gefehlen«. Ein situativer Wandel erfolgt nach etwa einem Jahr, nachdem zwei ihrer Cousinen ihrer Mutter gegenüber ihre Bedenken äußern: »isabel ist dann nUR am pfLEGEN, und die fehlt ja die geschwistern. [...] für sie ALLeine ist vielleicht zuVIEL«. Daraufhin ziehen ihre Mutter und ihre Geschwister für einen Zeitraum von drei Jahren ebenfalls in den Norden Portugals, in die Nähe von Frau Gomes und ihren Paten. Ihr Vater bleibt allein zurück. Im Gegensatz zu ihrer vorherigen Bewertung der Situation bei ihren Paten als *ganz gut* und der Selbstpositionierung *sehr verwöhnt* konstatiert sie nun: »war dann noch schlimmer für mich«. Der Komparativ *schlimmer* impliziert, dass die Situation bereits zuvor als schlimm empfunden wurde. Ein Jahr hebt Frau Gomes explizit hervor: »ein jahr war wirklich für mich SEHR SEHR schwierig«. In diesem Zeitraum pflegt Frau Gomes im Alter von 16 Jahren ihre an Rheuma erkrankte Mutter, ihren Opa

und ihren Patenonkel, die beide mit einer Lungenentzündung im Bett liegen, und ihre Patentante, die ebenfalls von einer pflegeintensiven Krankheit betroffen ist. Sie versorgt außerdem ihre Geschwister und übernimmt die anfallenden Hausarbeiten beider Haushalte (ihrer Mutter und ihrer Paten). Die in diesem Zusammenhang wiederholte Verwendung des Modalverbs *müssen* zeigt die Unumgänglichkeit der Pflege ihrer Familienmitglieder sowie der Übernahme häuslicher Pflichten und der Versorgung ihrer Geschwister an. Viereinhalb Jahre lebt Frau Gomes in Nordportugal, bis es sowohl ihrer Tante als auch ihrem Vater gesundheitlich besser geht, »und dann bin ich zurück zu meinen eltern, (2) und da hab ich in einer FABrik dann gearbeitet«.

Resümierend beschreibt Frau Gomes ihr Leben in Portugal als »wegen meiner kINDheit und krANKheiten war ich auch immer so wie gePACKT von meiner familie«. Mittels der kausalen Präposition *wegen* setzt sie die metaphorische Positionierung des ›Gepacktseins‹ in einen Begründungszusammenhang mit *Kindheit* und *Krankheiten* und verweist damit zunächst auf eine strukturelle Agency. Wie im Folgenden noch gezeigt wird, tritt hiermit gleichzeitig eine kollektive Agency in Erscheinung. Ob sie mit *Krankheiten* an dieser Stelle ausschließlich ihre Erkrankungen meint oder auch die Krankheiten ihrer Familienmitglieder, deren Pflege sie übernimmt, kann nicht abschließend geklärt werden. Beide Lesarten führen jedoch zur Kennzeichnung ihres Lebens durch Krankheit, was in Anlehnung an ihre Ausdrucksweise als *Motiv des ›Gepacktseins‹ von Familie und Krankheit* zusammengefasst wird.

Das darin enthaltene *Motiv der Eingebundenheit in familiäre Strukturen* erläutert Frau Gomes zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews wie folgt: »also in portugal ist so; wenn was schlimmes passiert, die familia UNTERstützt sich noch gegenseitig noch mEHR« und merkt später an: »wenn man hILFe braucht; dann bekommt er soFORT«. Ihre Ausführungen verweisen auf ein *Funktionsprinzip der portugiesischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft* und damit »auf kollektiv anerkannte bzw. sozial praktizierte Handlungen, Verhaltensweisen oder Abläufe« (vgl. KRUSE 2008, 143). Die Pflege und Unterstützung ihrer Familienmitglieder wird damit zur Selbstverständlichkeit. Hierin könnte eine Begründung dafür liegen, dass Frau Gomes die Zeit in Nordportugal an unterschiedlichen Stellen zwar qualitativ bewertet, ihre Rolle jedoch nicht bzw. nur indirekt – bspw. durch die Betonung ihres damaligen Alters: »mit sechzehn jahr alt« – in Frage stellt bzw. kritisiert. Die Kennzeichnung dieser gesellschaft-

lichen Funktionsprinzipien wird von Frau Gomes nicht selbst aufgegriffen, sondern erfolgt als Antwort auf die Frage nach Unterschieden zwischen der portugiesischen und der deutschen Kultur. Hierin könnte ein weiterer Hinweis auf die Selbstverständlichkeit der Unterstützung der Familie liegen, da Selbstverständliches häufig nicht thematisiert und oftmals erst über die *Analyse von Auslassungen* deutlich wird (vgl. KRUSE 2008, 143). Die vorangestellten Interpretationen zum *Motiv der Eingebundenheit in familiäre Strukturen* bestärken darüber hinaus das *Motiv des ›Gepacktseins‹ von der Familie*.

Nachdem Frau Gomes drei Jahre bei ihren Eltern wohnt und als Näherin in einer Fabrik arbeitet, bekommt sie ein Jobangebot von ihrer Cousine. Diese lebt in der Schweiz und sucht eine Tagesmutter für ihre Tochter: »dann bin ich nach schweIZER gefAHREN, mit der BUS, (lacht) und dann hab ich auf das kIND aufgepasst«. Ihre Narrationen bezüglich der Migration und des dortigen Lebens erfolgen zu Beginn des Interviews ebenfalls in einem Modus der Raffung und Verdichtung. Im autobiographischen Erzählen werden durch einen solchen Raffungscharakter »die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen« (SCHÜTZE 1983, 286). Als zentral kann hier der von ihr dargestellte Prozess bzw. das *Motiv des Erwachsenwerdens* hervorgehoben werden: »dA hab ich so RAUS von das kIND zum frau. da erst«. Die metaphorische Positionierung *raus* bezeichnet einen Vorgang, den sie auf ihre Lebenssituation in Portugal – das *›Gepacktsein‹* durch ihre Familie – bezieht. In Bezug auf ihren Aufenthalt in der Schweiz fährt sie fort: »DA bin ich GROSS geworden. ((lacht) sagt man). DANn musste ich auf meine beine richtig laufen«. Während ihre Kindheit und Jugend an das Leben innerhalb des familiären Systems gebunden sind, zeigt die Metapher *auf meine Beine richtig laufen* auf, dass Erwachsenwerden für sie im Zusammenhang mit ihrer Selbstständigkeit steht. Die Interpretation kann durch das folgende Zitat belegt werden:

ich hab schon in portugAL gearbeitet; aber ich war IMMer unterstützen von meinen ELTERN; [...] ich denke ich war schon dreiundzwanzig jah alt als ich von zu hAUSE weg war, (1) aber war ich noch so ein bisschen die kLEINE MÄDchen (lacht).

Die vorgenommene Selbstbeschreibung als *das kleine Mädchen* verweist auf ein bis zu diesem Zeitpunkt nicht selbstständiges Leben. Diese stellt zunächst einen scheinbaren Widerspruch zu der Verantwortung dar, die sie bereits als Jugendliche bei ihren Paten in Nordportugal übernimmt, sowie zu der Arbeit, die sie dort leistet. Erst im Kontext ihrer

Auffassung von Erwachsenwerden bzw. -sein, die an ihre Selbstständigkeit gebunden ist, löst sich dieser Widerspruch auf.

Die Erzählungen über ihr Leben in der Schweiz werden zu einem späteren Zeitpunkt im Interview erneut aufgegriffen. Nach einem Aufenthalt von etwa zwei Jahren lernt Frau Gomes dort ihren heutigen Ehemann kennen. »haben dann DA gehEIRatet, (3) das war wUNDerschön, in der schweiz in (Name der Stadt), aber mein mann hatte hier in deutschland einen brUDer. und der bruder wollte einen restaurant erÖFFNen, und mein mann war koCH«. Mittels der Konjunktion *aber* konstruiert Frau Gomes eine Adversation in Bezug darauf, dass es in der Schweiz *wunderschön* ist, sie diese jedoch aufgrund des in Aussicht gestellten Arbeitsverhältnisses ihres Mannes verlassen. »Adversationen haben die Aufgabe, *Gegensatzpaare* bzw. *Gegensätzliches* zu markieren und stellen eine Funktion der *Herstellung und Demonstration subjektiver Ordnungsstrukturen* dar« (KRUSE 2008, 142). Dass Frau Gomes die Migration aus der Schweiz schwer gefallen ist, macht sie zu einem späteren Zeitpunkt deutlich: »eine lange zeit da hab ich immer sehr (atmet tief ein) nach schweiz«.

Zeit der Migration – Übergangszeit

Während ihres Aufenthaltes in der Schweiz bekommt Herr Gomes von seinem Bruder das Angebot, in dessen Restaurant in Deutschland als Koch zu arbeiten, während Frau Gomes als Kellnerin tätig sein könne. »und dann haben wir gesagt JA, wir sind hier in der schweizer alleINE, haben keinen bruder und also keine geschWISTern und niemAND MEHR, und sag mal JA dann fAHRn wir nach deutschland«. Ihrer Aussage zufolge stellen das Jobangebot und ihre familiäre Ungebundenheit in der Schweiz den Grund für ihre Migration nach Deutschland dar. Zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews ergänzt Frau Gomes ihre Ausführungen:

da haben wir gesagt JA, WIEso nicht? [...] also wir war frisCH verHEIRatet, [...] wir haben noch kein kIND, ja und deutschland war auch für uns so ein gUTES land, ja wieso nicht? da muss man nur noch deutsch lernen. ((lacht) ich habe aber nicht gedacht wie so schwierig war).

Mit den Formulierungen *frisch verheiratet*, *noch kein Kind*, *gutes Land* eröffnet Frau Gomes ein semantisches Feld von Leichtigkeit und Optimismus und deutet mit der zweimal

gestellten rhetorischen Frage *wieso nicht?* darauf hin, dass ihrer Ansicht nach nichts gegen diese Entscheidung spricht. Auch gegenüber der scheinbar einzigen Bedingung – Deutsch zu lernen – verdeutlicht sie ihre damalige Haltung durch die Modalpartikel *nur*. Mit der anschließenden Feststellung – die Sprache zu erlernen sei schwieriger als zunächst angenommen – weist Frau Gomes auf ihre damalige Unwissenheit hin. Das damit verbundene *Lachen*⁷⁹ zeigt dabei einen auf Erfahrungen beruhenden Erkenntnisprozess an. Die Verwendung der Personalpronomen *wir* und *uns* deutet auf eine gemeinsame Entscheidungsfindung in Bezug auf die Migration hin. Mit dem konkludierenden Drehscheibensatz »und so is passiert« beendet Frau Gomes ihre Erzählung über die Zeit in der Schweiz. Den darauf folgenden Migrationsprozess beschreibt sie so: »am achtundzwanzigsten deZEMBER; VIERundneunzig wir sind nach deutschland gereist; mit dem ganze Möbel und alles (lacht)«.

Ihre erste Zeit in Deutschland bewertet Frau Gomes als »war nicht so schlimm weil mein schWAGER da wAR, und hat uns gehOLFEN diese freUNDin«. Ihr soziales Netzwerk besteht während ihrer Anfangszeit aus der ebenfalls aus Portugal migrierten Freundin und insbesondere ihrer Familie: »die erste zWEI jahre war wirklich meine familie wirklich die wichtige«. Später lernt sie zwei weitere Freundinnen kennen, von denen sie explizit erzählt. Für sie persönlich und ihr Familienleben steht ihre Migration in Zusammenhang mit einer »BESSere[n] LEBEnsqualität«, die sie vornehmlich auf die besseren Verdienstmöglichkeiten bezieht.

Nach einem etwa einjährigen Aufenthalt in Deutschland entscheidet das Ehepaar: »wir möchten jetzt ein kIND«. Bezüglich des Kinderwunsches tritt zunächst eine ineffektive Agency in Erscheinung: »dann ist nix passiert. ein jahr nIX passiert, zwei jahre nIX passiert, fast drei jAHre«. Das Ausbleiben der Schwangerschaft begründet Frau Gomes mit der Metapher »vorne in meinem kopf. (lacht) das hat auch viel zu tun« und zeigt damit eine indirekte Ich-Agency an. Ein hal-

⁷⁹ Frau Gomes lacht während des gesamten Interviews auffallend häufig. Abgesehen davon, dass sie als lebenslustige und fröhliche Frau in Erscheinung tritt, *lachen* Erzähler häufig, wenn sie eine Unterscheidung zwischen ihrem früheren – ernsthaft betroffenen – und ihrem heutigen – lachenden – Ich vornehmen (vgl. BREDEL 1999, 92 ff.). So kann der Sprecher »mit Lachen [...] demonstrieren, dass er einen Verarbeitungs- und Reifungsprozess durchlaufen hat, durch den er zu einer souveränen Akzeptanz und Meisterung seiner Biografie gefunden hat« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 244).

bes Jahr später ist Frau Gomes schwanger: »war ja super. haben uns sehr gefreut. ((lacht) endlich)«.

Leben in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung

Die Schwangerschaft beschreibt Frau Gomes als: »ist alles gut gelaufen«, stellt die Geburt jedoch als »sehr schwierig« dar. Da sich der Muttermund nicht öffnet, muss Daniel mit einer Zange geholt werden. »aber es war gar nix zu sehen. keine Verletzung, nix«. Ihr Sohn wird geboren mit »zweitausend sechzig Gramm, und fünfundvierzig Zentimeter groß. (1) war nicht so klein, (.) war wirklich sehr klein«. Die abschließende Bewertung erfolgt über den Aufbau gegensätzlicher Aussagen. Während die erste Einschätzung in abgeschwächter Form als *nicht so klein* erfolgt, scheint die darauf folgende Beurteilung als *wirklich sehr klein* mehr der wahrgenommenen Realität zu entsprechen, was sie durch das Adverb *wirklich* bekräftigt. Als Frau Gomes am Morgen nach der Geburt zu ihrem Sohn geht, »war der Kinderarzt schon da, (.) der krampft. (.) der krampft; was bedeutet das? [...] was heißt das? was heißt Krampft; was bedeutet das?«. Das *Motiv der Verunsicherung und Unwissenheit* tritt hier in Form ihrer Fragen in Erscheinung. Anstatt Antworten zu bekommen, wird Frau Gomes durch eine portugiesische Krankenschwester nach einem möglichen Drogen- oder Medikamentenkonsum gefragt, mit der Begründung, dass ein mütterliches Suchtverhalten möglicherweise die Ursache für die Krämpfe sein könnte. »und dann hab ich gesagt, nee. kein Medikament; keine Drogen; Nix«. Ihre Fragen hingegen bleiben unbeantwortet:

das verstehe ich nicht. Immer noch nicht, Wieso keine hatte von epilepsie gesagt. ich hab immer das gefragt, was bedeutet Krampfen? [...] wieso hat kein Arzt von epilepsie gesagt? das wäre für mich vielleicht so ein Schock; aber dann hätte ich eine Worte, wo ich dann sage ja, zu meiner Schwester in Portugal, da kriegst du für mich Informationen in Portugiesisch, wo ich dann lesen kann, was bedeutet.

Sowohl aus damaliger als auch aus heutiger Perspektive betont Frau Gomes ihr Unverständnis für das Nichtbenennen der Behinderung ihres Sohnes. Die daraus entstehende Verunsicherung und Hilflosigkeit wird durch die wenig aussagekräftige Zukunftsprognose eines Arztes noch verstärkt: »kann sein das Kind nur wenn er groß wird ein bisschen die rechte Seite und so zieht; aber wie die Krankheit in den

jahr geht; das weiß man nicht ob das schlechter oder BESSER wird«. Die erste Zeit mit Daniel fasst Frau Gomes zusammen als:

war der unterwelt. war wirklich SEHR schwIERig, und die ERSTen tage hab ich gedacht ich trÄUME, die ersten zwei wochen hab ich gedacht ich träume, der daniel ist nicht krank; der daniel ist noch nicht gebOREN, der wird jetzt noch; und gleich werde ich wACH (.) aber dann, (.) langsam [...] ((flüstert) ach ja;) der daniel ist wirklich so; muss man dANN mit dem therapie anfangen.

Anschaulich und prägnant beschreibt Frau Gomes über die Metapher der *Unterwelt*, den Verweis zu *träumen* und die Bewertung als *sehr schwierig* ihr Erleben der Situation. Durch die anschließende sprachliche Phänomenalisierung *aber dann* und die Feststellung *Daniel ist wirklich so* zeigt sie den Zeitpunkt des Begreifens der Behinderung ihres Sohnes an. Aus dieser Erkenntnis leitet sie die Konsequenz eines Therapiebeginns ab, die über das Modalverb *müssen* als unumgänglich dargestellt wird.

Im Kontext des *Motivs der Verunsicherung und Unwissenheit* kommt sie zu dem Schluss »KEIner (.) WOLLte (.) MIR (.) WAS (.) SAGEn (.) richtig; die haben alle gesagt das wäre schlIMM, ich muss ja das kind sehr pfLEGEN, aber WIESO nICHT die richtige nAME, das verstehe ich nICHT«. Die kollektivbezogenen Totalisierungen *keiner* und *alle* versus der Singularisierungen *mir* und *mich* zeigen bezüglich der Frage nach der Behinderung ihres Sohnes eine Selbstpositionierung an, die Frau Gomes als einzige Unwissende dastehen lässt. Aus den Reaktionen ihrer Mitmenschen ergibt sich das *Motiv des Ausgeschlossen- bzw. Alleinseins*. Das Zurückhalten von Informationen nimmt Frau Gomes als vorsätzlich wahr, was sie mit einer Vermutung über ihre Freundin deutlich zum Ausdruck bringt: »ich glaube sie hat auch schon gewUSST; sie wollte mir aber gAR nICHTS SAGEN; (2) manchmal denk ich. [...] und das finde ich schlIMM«. Darüber hinaus scheint sich das *Motiv des Alleinseins* ebenfalls auf ihre Partnerschaft zu beziehen. Während Frau Gomes den gemeinsamen Entschluss, ein Kind zu bekommen, sowie die gemeinsame Freude über die Schwangerschaft unter Verwendung des Personalpronomens *wir* darstellt, weisen ihre Narrationen bezüglich der ersten Zeit mit ihrem Sohn fast ausschließlich einen Ich-Bezug auf.

wochenlang ich hABE in MEINE tiefe richtig geahnt; war ja SEHR schlimm, und für IMMer, da hab ich RICHTig gemerkt das war wirklich sehr ERNst. war nicht vielleicht so in todegefahr; ABER was sie für IMMer bleibt und IMMer gepflegt wird das kind.

In dieser Zeit der Verunsicherung und Unwissenheit lässt sich ein statisches Zeitmodell erkennen, in dem keinerlei Zeiterfahrung thematisiert wird und der Eindruck von Stagnation entsteht. Frau Gomes' Vorahnungen bestätigen sich, dass es sich bei den Krämpfen von Daniel um etwas *sehr schlimmes* und *sehr ernstes* handelt. Der Ernst der Lage liegt für sie in der Dauerhaftigkeit begründet, was durch die repetitive Verwendung des Temporaladverbs *immer* belegt werden kann. Als Daniel vier Monate alt ist, schlägt der Kinderarzt eine Überweisung in eine Klinik für Epilepsie vor, der Frau Gomes zustimmt. Dort wird sie erstmals ausführlich über das Behinderungsbild ihres Sohnes informiert.

vielleicht ich habe nicht früher erkannt weil ich nicht die frage richtig formulieren konnte, was ich wissen wollte; (2) aber dann in dieser krankenhaus [...], die haben dann direkt gesagt das ist so, gibt ja verschiedene epilepsie verschiedene formen verschiedene krämpfe und einer ist ihre kinder; lesen sie, (1) und dann konnte ich schon ein bisschen mehr habe ich dann so gelesen was ich nicht verstanden haben; habe ich auch mit den andren mutter so ein bisschen erzählen; und da hab ich dann richtig gewusst was mein kind hat; ich habe immer diese eindruck ich erfahr immer etwas später, weil ich nicht richtig fragen kann. das gibts auch deutsche familien; die das passiert weil die haben nicht die informationen.

Ebenfalls im Kontext des *Motivs der Verunsicherung und Unwissenheit* bzw. als Begründung für ihre anfänglichen Informationsdefizite führt Frau Gomes wiederholt an, zum damaligen Zeitpunkt nicht in der Lage gewesen zu sein, die richtigen Fragen stellen zu können – *Motiv des Fragenstellens*. Diesbezüglich weist sie auf ihre damals geringen Deutschkenntnisse hin, die für sie jedoch nicht den alleinigen Grund darstellen, keine bzw. keine adäquaten Fragen stellen zu können, und führt außerdem an: »das ist auch nicht eine frage der intelligenz«. Stattdessen führen Unerfahrenheit und Unwissenheit zur Orientierungslosigkeit innerhalb der fremden Situation, wodurch für sie keinerlei Anknüpfungspunkte zur Informationsgewinnung bzw. zur Formulierung passender Fragen erkennbar sind: »wie kann ich lernen, wenn ich nicht versteh was ist; und das ist so ein kreis sagt man«. Mittels der *Kreismetapher* veranschaulicht sie die Schwierigkeit, Fragen nach etwas nicht Bekanntem stellen zu müssen. Vor ihrem persönlichen Erfahrungshintergrund gibt sie als Lösungsstrategie an, »personen die mehr wissen, die mehr möglichkeiten zum diese informationen zu gehen«, um Hilfe zu bitten. Sie verdeutlicht das Gemeinte an einem Beispiel: Von einer anderen Mutter erhält Frau Gomes Informationen über ihr bis dahin unbekannte Therapiemöglichkeiten. Das erworbene Wissen eröffnet ihr Handlungsmöglichkeiten und dar-

über hinaus Handlungsmacht. Diese stellt Frau Gomes durch sprachliche Phänomenalisierungen wie »dann hab ich gesagt«, »DANN suche mir«, »DANN bin ich zum klinik [...] dA hab ich den daniel gemeldet« heraus, die eine deutliche Ich-Agency aufweisen. Darüber hinaus konstruiert sie mittels der repetitiven Verwendung des Adverbs *dann* ein lineares Zeitmodell, indem sie die dargestellten Vorkommnisse nun als kontinuierliche Vorwärtsentwicklung darstellt (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 58).

Keine Fragen stellen zu können sieht sie zwar nicht als migrationspezifisch an, stellt die Sprachproblematik an anderer Stelle jedoch als wesentlichen Teilaspekt heraus: »das problem ist manchmal die sprACHE ist wirklich eine behinderung«. Sie zieht daraus den Schluss, dass ihr in Bezug auf das Leben mit einem Kind mit Behinderung in Deutschland insbesondere ein Intensivsprachkurs gefehlt hat, um »schnELLER zum andere informationen zu kommen«. Anderen Eltern mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung rät sie:

zuERST DEUTSCH LERNEN; [...] zum die RICHTige fragen auch FRAGEN können. [...] IMmer fragen; was kann ich noch für mein kind machen? WIE kann ich mein kinder weiterhelfen. wenn man KEINE andere fragen FORMulieren kann; diese zwei fragen sind ja SEHR sehr wichtig. [...] wie kann ich mein kinder weiterhelfen? und WO muss ich denn hin?

Die Sprache stellt demnach eine zentrale Strategie bzw. Maßnahme dar, um für das ihrer Ansicht nach Wichtigste befähigt zu werden – Fragen zu formulieren und auch stellen zu können und dadurch zu Informationen zu gelangen. Sie selbst besucht während der ersten Zeit in Deutschland zunächst keinen Sprachkurs, da sie abends im Restaurant ihres Schwagers arbeitet und die Tageskurse zu teuer sind. »aber daNN nach DEM geburt vom daniel [...] und dann musste ich ja; mit der fuße, mit der hände, mit ALLe mittel sprEChen und ((lacht) erklären) [...]. daNN musste ich und langsam habe ich dann gelernt«. Während sie in der Anfangszeit in Deutschland Hilfe von ihrem Schwager und einer Freundin bekommt, erhöht sich durch die Geburt ihres Kindes der Druck, die Sprache zu erlernen. Das Erlernen der deutschen Sprache stellt damit eine zusätzliche Herausforderung dar. Hinzu kommt, dass grundlegende alltagsprachliche Deutschkenntnisse hier als nicht ausreichend erscheinen. Die Kommunikation mit Ärzten, Therapeuten etc. über die komplexen Zusammenhänge der Behinderung ihres Sohnes erfordern ein höheres Sprachniveau. Als weiteren

Faktor in Bezug auf die Informationsgewinnung führt Frau Gomes den Zugang zum Internet an, über den zusätzliche Informationen und Kenntnisse gewonnen werden können, die wiederum zu mehr Handlungsmacht führen: »eine person die IMMER mit dem computer arbeitet zum beispiel; dann geht in interNET und sucht selber was. und dANN kommt zum arzt und sagt ja, ist auch das möglich für mein kIND?«. Familie Gomes selbst hat erst seit zwei Jahren einen Internetanschluss.

Die aus ihrer heutigen Perspektive zentralen Voraussetzungen zur Informationsgewinnung – Deutschkenntnisse und ein Internetzugang –, stehen ihr zum damaligen Zeitpunkt lediglich begrenzt zur Verfügung. Ihren Zugewinn an Informationen erlangt sie so: »ich hab noch den glUCK gehabt IMMER die sehr wichtige personen zu treffen in die richtige zeit; die mir AUCh die hand gegeben und haben gesagt ja isabel komm, DAS geht ja so und so«. Die Begegnungen mit für sie hilfreichen Personen stellt sie als Widerfahrnisse (*Glück*) dar. Die Metapher des *Handgebens* lässt sie wieder als *das kleine Mädchen* (vgl. auch ihre Kinder- und Jugendzeit in Portugal) in Erscheinung treten, das nicht selbstständig, sondern fremdbestimmt handelt. Aus einer reinszenierten Perspektive, die zumeist auf ein besonders bedeutungsvolles Schlüsselerebnis hinweist, hebt sie einen szenischen Dialog mit einem Arzt (ggf. stellvertretend für Situationen mit anderen Ärzten) hervor: »arzt⁸⁰ die gesagt ja, du kannst nicht SELBER, aber ich anruf da und DA, und dann erledigt das. das ist eine aufgabe für die eltern, ABER weil du nicht sonst dauert SEHR LANGE oder schaffst du nicht«. Die *Dialogwiedergabe* stellt das wichtigste Mittel der Reinszenierung dar. Sie bietet reichhaltige und differenzierte Möglichkeiten der Positionierung und ist damit eines der bedeutendsten erzählerischen Mittel der Personencharakterisierung und -bewertung (vgl. LUCIUS-HOENE/ DEPPERMAN 2004b, 117 ff., 228 ff.). Mittels der vorgenommenen Fremdpositionierung durch den Arzt (ggf. die Ärzte) nimmt Frau Gomes eine selbstbezügliche Passivitätskonstruktion vor, indem ihr die Erfüllung elterlicher Aufgaben abgesprochen wird und diese ihr daraufhin auch abgenommen werden. Hier zeigt sich das *Motiv der professionellen Agency*.

⁸⁰ An dieser Stelle kann die Bedeutsamkeit einer genauen Transkription verdeutlicht werden. Der Aussage von Frau Günes ist nicht deutlich zu entnehmen, ob ein Arzt oder mehrere Ärzte gemeint sind, woraus sich für die Interpretationen jedoch ein bedeutsamer *qualitativer Unterschied* ergibt. Dieser liegt darin, ob es sich hier um ein Einzelfallbeispiel oder eine Generalisierung handelt. Die Bereinigung der Transkription in *Arzt* oder *Ärzte* hätte demnach zu einer Fehlinterpretation der Textstelle führen können.

gibt ja AUCH verschiedene menschen. ich hab auch manchmal arten getroffen, die ich erzählen und die kann GAR nix krIEGen was ich sage. und gibt ja AUCH ANDre, die AUCH wenn sie worte oder die satz nicht so richtig aufgebaut sind, (2) AH sie meint DAS. und DIE SEHEN wie es in MEINE wELT so (lacht) so viele grenZEN haben, und DANN haben die geholfen diese grenzen überschritten.

Zentrales Element der vorangestellten Narration ist die Herausstellung der Individualisierung von Frau Gomes über die Metapher *meine Welt*, im Hinblick auf einen verstehenden Zugang zu dieser Welt. Diesbezüglich unterscheidet sie Menschen, die sie bzw. ihre Welt verstehen sowie die dazugehörigen Grenzen erkennen, und jene, die eben keinen Zugang finden. Diejenigen Menschen, die sie verstehen, sind in der Lage, adäquate Hilfestellungen zu leisten, und haben darüber hinaus Einfluss auf die persönliche Weiterentwicklung von Frau Gomes, indem sie ihr helfen ihre Grenzen zu überwinden. Als ein Beispiel für die Grenzen in ihrer Welt nennt Frau Gomes zunächst wieder »SPRACHElöchergrenzen«, führt darüber hinaus jedoch aus:

als ich in diese krankenhAUS war, dann kommt auch die SOZialarbeiterin, sofort, und hat ALLe papier für behinderteAUSweis gemacht; und so weITer; und haben auch gesagt ja sie müssen auch die daniel in eine frühFÖRDerung melden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Handlungsmacht in Bezug auf die Behinderung ihres Sohnes zunächst bei Ärzten, der Sozialarbeiterin und anderen Fachpersonen liegt, die zum einen über das notwendige Fachwissen verfügen und zum anderen auf der Grundlage des Verstehens von Frau Gomes handeln (*professionelle Agency*). Als für sie persönlich eher ungeeignet stellt Frau Gomes hingegen eine Maßnahme zur Unterstützung durch den Kindergarten heraus:

durch die KINDergarten hab ich auch so immer diese buCH bekommen, aber weil ich nicht lesen kann, das war mir chinesisches; (lacht) ja; gabs auch adressen; aber woFÜR sind diese adressen? inwiefern konnte mir das hELFen, und DIEse fragen die ich heute stellen kann, DAMAls konnte ich nicht.

Das Beispiel stellt erneut die Bedeutsamkeit von Fachpersonen heraus, die ihre Bedarfe sowie Ressourcen und Grenzen erkennen, um angemessene Unterstützung leisten zu können. Begründet wird dieses Vorgehen mit dem bereits dargestellten *Motiv des Fragenstellens* bzw. der retrospektiven Erkenntnis, zum damaligen Zeitpunkt selbst keine adäquaten Fragen formulieren sowie Bedarfe benennen und einfordern zu können. Auf der Grundlage ihrer Erfahrungen gibt Frau Gomes für die Zeit der Schwangerschaft mit ihrer Tochter an: »DANn meine frage war klAR«. Exemplarisch nennt sie ihre geziel-

ten Fragen nach Unterstützungsangeboten für den Alltag mit Daniel nach der Geburt ihrer Tochter und markiert damit einen Wechsel von einer *professionellen* zur *Ich-Agency*. Während sie ihre Bedarfe nun deutlich benennt, erfolgt die Umsetzung jedoch weiterhin durch die Sozialarbeiterin, die für Frau Gomes bei der Lebenshilfe anruft und sie anmeldet.

Durch Daniels Geburt sind einschneidende Veränderungen der familiären Strukturen bzw. der Partnerschaft zwischen Herrn und Frau Gomes festzustellen. Zu Beginn der diesbezüglichen Erzählsegmente stehen zunächst detaillierte Narrationen über die epileptischen Anfälle ihres Sohnes und die zahlreichen Krankenhausaufenthalte. Einen zweimonatigen Krankenhausaufenthalt hebt sie besonders hervor, den sie wie folgt bewertet:

war furchtbar. war wirklich (1) war MEIN MANN ALLEIN zu hause; hat uns am wochenende gehOLT, samstag nachmittag und SONNtag nachmittag wieder zurucke. und war die familie total zerstört; war ein schlimmer zeit.

Auf die direkte Nachfrage, was sich in der Partnerschaft verändert habe, antwortet Frau Gomes: »vieleS. wir warn dann beide aggressIVER, haben uns manchmal wirklich gehAUEnt, BEIDE. aber das schlimmste zeit war wirklich den zeit die ich diese sehr LANGE im krankenhaus war«. In einer Re-inszenierung stellt Frau Gomes über eine Dialogwiedergabe ein Schlüsselerlebnis bezüglich des gegenseitig aggressiven Verhaltens dar:

EINMAL in auto, hat mir IMMer so gehAUNT; ABER der hat ja NICHT gewUSST, wie stARK er hatte das gemacht; und dann habe ich gesagt ja antónio hör aUF, du TUST mir weh. und er hat dann noch einmal so gemACHT, na dann hab ich gesagt hast du NICHT gehÖRT, du TUST mir WEH; und dann hat er NOCH EINMAL. (1) und dann hab ich in der arm richtig (.) aber ich hab stARke nägel, da hat er wirklich geblutet; und ALLes in auto. SEHR gefÄHRLICH.

Resümierend hält sie fest: »also wir WAR wirklich außer uns« und zeigt anschließend Höhen und Tiefen innerhalb ihrer Ehe auf:

dann gabs ja zeit die ist BESSER, aber dann gabs auch wieder zeit die NICHT fast nicht miteinander gesprochen haben, haben nur geschIMPFT, nur; dann wieder etwas BESSER und dann konnten wieder so ein bisschen darÜBER sprechen, und wir versuchen DOCH ein bisschen in RUHe zu bleiben.

Als Wendepunkt innerhalb ihres Ehelebens führt Frau Gomes die weitere Familienplanung bzw. den Wunsch ihres Mannes nach einem zweiten Kind an:

da hab ich gesagt wie KONNte ich ein zweites kind wenn wir so IMMER streiten und JA, wir streiten weil wir nicht ein zweITes kind haben. [...] JA das ist auch wieder so ein kreis; ja. der mann war unglUCKlich, der konnte so nicht so richtig akzepTIERT das kind sO wAR; dann wollte auch ein gesUNDEs kind, und da hab ich gesagt ja aber KEIN kein mensch garantiert dir wenn ein zweites kind dann ist gesUND.

Die Dialogwiedergabe deutet auf die besondere Relevanz der Thematik für Frau Gomes hin. Ihrer Meinung nach können sie und ihr Mann aufgrund des ständigen Streitens kein zweites Kind bekommen, wohingegen ihr Mann einwendet, sie würden streiten, eben weil sie kein zweites Kind haben. Auf die anschauliche Darstellung der Situation mittels einer *Kreismetapher* erfolgt eine Fremdpositionierung ihres Mannes, in der sie die Gründe für den Kinderwunsch ihres Mannes darlegt. Ein Grund für die Skepsis von Frau Gomes liegt in der Angst begründet, das zweite Kind könne auch mit einer Behinderung zur Welt kommen.

bis DA [...] es reicht mir der daniel, ich hab vIEL zu tun, das war nur der arBEIT, und mEINE LIEBE war fast ALLEs für daniel. und dann konnte ich SEHEN, wie für meinen mann WICHTig war, ICH für meinen mann; mein mann für mICH, wir BEIDe für unsre kind.

Bis zu diesem Zeitpunkt ihres Familienlebens positioniert sich Frau Gomes fast ausschließlich als Teil der Dyade Mutter und Sohn. Über die Formulierung *dann konnte ich sehen* zeigt sie einen Erkenntnisprozess an, durch den nun außerdem die Dyade Mann und Frau sowie die Triade Mutter, Vater und Kind als für das Beziehungsgeflecht bedeutungsvoll in Erscheinung treten.

habe ich dann mit meinem mann gesprochen und hab ich gesagt ABer der ARBeit; viel arbeit, viel pflege und viel TERMin, das bleIBT; das geht nicht weg. und dann wenn ein zweites kind kommt, dann brauch ich auch von DIR NOCH MEHR unterstützung. ABER ich bin berEIT. JETZT bin ich bereit diese angst zum weg von mIR schieben so und ein bisschen angst bleIBT IMMER.

Nachdem Frau Gomes sich ebenfalls für ein zweites Kind entscheidet und ihrem Mann die Konsequenzen für sowie ihre Bedingungen an ihr weiteres Familienleben mitteilt, »dann hat es ja soFORT geklappt«. Obwohl Frau Gomes sich zunächst als Abtreibungsgegnerin positioniert, wenn das Kind gesund ist, bezieht sie für den Fall einer positiven Vorsorgeuntersuchung deutlich Stellung: »ich wär dANN bereit abzutreiben; wenn da eine behinderung da liegt«. Resümierend hält sie in Bezug auf ihre Ehe fest: »hat sich gelohnt. seitdem haben wir auch wie glaub ich jede ehe, hat seine hoch und TIEFe, [...] aber ist viel besser geworden«. Über den

Hinweis, der Arbeitsaufwand würde sich mit einem zweiten Kind erhöhen, sowie über die Formulierungen *hat sich gelohnt* und *besser geworden* eröffnet Frau Gomes hinsichtlich ihres Ehelebens das semantische Feld einer *Kosten-Nutzen-Rechnung* der Geburt ihrer Tochter.

Bis zur Geburt seiner Schwester kann Daniel als Mittelpunkt des Familienlebens bezeichnet werden. Frau Gomes konstatiert: »MEINE LIEBE war fast ALLES für daniel« und schließt später an: »wir haben unsere konzentration und unsre LEBEN über die daniel nur; das war NUR der daniel«. Das ›Gepacktsein‹ von Familie tritt erneut in Erscheinung, jetzt in Verbindung mit der Behinderung ihres Sohnes – *Motiv des ›Gepacktseins‹ von der Familie und Behinderung*. Zusammenfassend benennt Frau Gomes, was es für eine Familie bedeutet, ein Kind mit Behinderung zu haben, und welche Eigenschaften *man* als Eltern besitzen muss:

das bedeutet viel mehr von UNSerer ENERGIE zu geben; viel mehr LIEB; viel mehr ZEIT; (lacht) ja; muss man [...] man muss wirklich (10) VIELE nerven haben. viele gedULD; und für die familie (4) ist eine sehr schwierige situation weil das kommt viel OFTer in konflikt. weil wir haben auch nicht manchmal so diese energie. und dANN wird ja dadURCH auch aggressive man muss auch so ein selbstBEWUsst und ein selbst-KONTroll haben.

Das Personalpronomen *unserer* deutet zunächst auf die Individualisierung ihrer Aussage hin, während das anschließend mehrfach verwendete Indefinitpronomen *man* und das Modalverb *muss* die Funktion einer Verallgemeinerung bzw. Allgemeingültigkeit ihrer Aussage übernehmen (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 223). Durch die Verallgemeinerung ihrer individuellen Erfahrungen lässt sie diese zur normativen Theorie werden. Die Bewertung der Situation als *sehr schwierig* setzt sie mittels der kausalen Konjunktion *weil* in einen Begründungszusammenhang mit dem Auftreten von Konflikten. Diese wiederum resultieren für sie persönlich daraus, nicht genügend Energie aufbringen zu können, und finden Ausdruck in dem beschriebenen aggressiven Verhalten des Ehepaars. Als Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bewältigung der Situation benennt sie *Selbstbewusstsein* und *Selbstkontrolle*. Ihre Ausführungen verdeutlicht Frau Gomes an einem Beispiel ihres Alltagslebens, in dem sie die Bedeutung eines Spazierganges für ihre Familie darstellt:

das sollte so ein ENTSpannungsspaziergang sein; aber wenn mit dem daniel spazieren gehen das ist keine entsPANNUNG; das ist nur SPANNUNG. und dann sagen wir ja bleiben wir zu HAUSE mach die tür auf

wenn ist schönes wetter, die kINder gehen ein BISSchen raus auf den balkon. das bedeutet auch weniger lebensqualität.

Auch andere gemeinsame familiäre Freizeitaktivitäten werden als schwierig dargestellt. Das *Motiv der eingeschränkten Lebensqualität* durch die Behinderung ihres Sohnes tritt in Erscheinung. Zeiträume wie die Schulzeit, in denen Daniel nicht zu Hause ist, bewertet Frau Gomes als »ich auch ein bisschen ATMen konnte; weil das ist sehr sehr anSTRENGend. der daniel ist ein seHR aktiv und sehr sturKOPf«. Über die Metapher *atmen zu können* bringt Frau Gomes ein grundlegendes Funktionsprinzip menschlichen Lebens zum Ausdruck, das ihr im metaphorischen Sinne durch Daniel oft verwehrt bleibt.

Neben der Unterstützung, die Frau Gomes von Ärzten, der Sozialarbeiterin im Krankenhaus etc. erhält, benennt sie aus ihrem privaten Umfeld insbesondere eine Freundin: »die hat mir auch beim gespÄCHEn mit dem arzt mit dem daniel und immer gehOLFEn, und war auch für mich immer da«. Über das Temporalverb *immer* verdeutlicht sie die Dauerhaftigkeit dieser Verbindung. Ebenso verhält es sich mit einer älteren Dame, die der Familie über den familienentlastenden Dienst der Lebenshilfe bekannt ist und von Frau Gomes als eine Art »ersATZoma« für Daniel beschrieben wird. Diese kommt Daniel auch nach Beendigung ihres Arbeitsverhältnisses gelegentlich besuchen und unterstützt Frau Gomes, indem sie Daniel bspw. zum Arzt begleitet. Aus migrationspezifischer Perspektive ist ihre Stellungnahme zu Selbsthilfe- oder Betroffenengruppen interessant, die einerseits in Zusammenhang mit den bereits beschriebenen geringen Deutschkenntnissen steht und darüber hinaus einen starken persönlichen Aspekt aufweist:

gibt ja vIEL adressen wo die schicken die eltern daHIN; aber wenn man nICHT sprechen kann, (6) mAN ist ein BISSchen schüchten in eine runde von eltern zu GEHen, die man nICHT kennt; (2) gibts ja vIELE sachen; (.) nur das problem ist (1) manchmal die sprACHE ist wirklich eine behinderung.

Zusammenfassend hält Frau Gomes auf die Frage, was für sie persönlich wichtig war, um mit einem Kind mit Behinderung in Deutschland zu leben, gegen Ende des Interviews fest, dass ihr ein Intensivsprachkurs gefehlt hat, um schneller an Informationen zu kommen. »sonst denk ich man hat hier in deutschland ALLes was man braucht wenn man ein behindertes kind hat«. Gleichwohl weist Frau Gomes auf Schwierigkeiten mit der Krankenkasse hin, die jedoch nicht nur sie, sondern alle Eltern eines

behinderten Kindes betreffen würden. »sonst (.) wenn man weISS wo was gibt (.) man kann viel tun für unsere kinder hier in deutschland«.

Die ersten Reaktionen ihrer Eltern, als diese Daniel das erste Mal gesehen haben, beschreibt Frau Gomes wie folgt:

ist vielleicht doch nicht so schlimm, und der sieht ja so gut AU, und vielleicht kann er noch viel LERNen, war so sag mal OPTimistisch; durch die alles die medizIn jETZT und die theRAPIe, kann man auch noch VIEL mACHen, und die haben gesagt ja geht WEITer, ist vielleicht doch GAR nicht so schlIMM.

Die zweimalige Bewertung als *nicht so schlimm* impliziert, dass die Situation zwar schlimm ist, die schlimmsten Erwartungen jedoch nicht erfüllt wurden. Die Aussagen der Eltern werden über die ebenfalls mehrfache Verwendung des Vagheitsmarkierers *vielleicht* jedoch gleichzeitig abgeschwächt bzw. relativiert. Während das äußerliche Erscheinungsbild und die Hoffnung auf medizinische und therapeutische Möglichkeiten bzw. Erfolge ihre scheinbar *optimistische* Bewertung der Situation bestimmen, ist eine Akzeptanz der Behinderung ihres Enkels nicht zu erkennen.

mein schwIEGereItern, WAR die gegenteil. die haben gedacht das wär nicht so schlimm, ABER war wirklich sehr sehr schlIMM, und die haben das kind immer so traurig geguckt. (2) und das für mich war ((flüsert) sehr sehr schwierig).

Besonders schwierig erscheint für Frau Gomes die Reaktion ihrer Schwiegereltern im Vergleich zum Umgang mit den Cousinen und Cousins von Daniel:

wenn die kAMEN, war die grOSse freude, ((weint) und als der daniel kam war immer die tränen.) und das war sehr schwierig (4) ich war nicht eifersüchtig auf meine neFFEN, aber ein bisschen schon. (2) die KONNTEN nicht anderes. ist nicht böSE gemeint; aber die warn sehr sehr traurig; und das hab ich gemerkt und hat auch der daniel gemerkt.

Mittels der Metaphern *große Freude* und *immer die Tränen* nutzt Frau Gomes das Darstellungsverfahren der Kontrastierung (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 216), um die Schwierigkeit der Situation zu verdeutlichen. Diese versucht sie zunächst abzuschwächen, indem sie eine Selbstpositionierung als *nicht eifersüchtig* vornimmt, die sie in direktem Anschluss jedoch relativiert und eine gewisse Eifersucht einräumt. Eine Schuldzuweisung gegenüber den Schwiegereltern erfolgt nicht. Stattdessen rechtfertigt bzw. erklärt Frau Gomes ihr Verhalten mit dem Gefühl der *Trauer*. Die Reaktionen gegenüber Daniel, als seine Entwicklungsrückstände deutlich sichtbar werden, hebt sie anschließend noch

einmal gesondert hervor: »IMMER so ein bisschen ja der daniel wird nIX, der daniel wird ja frÜH sterben, immer diesen ja das WEISS ich schon, aber das TUT ja WEH wenn man hört«.

Die Möglichkeit der Heimunterbringung Daniels wird erstmals durch die Eltern von Herrn Gomes thematisiert: »meine schwiegermutter hat immer gefragt ja wieSO tut ihr nicht das kind in ein hEIm?«. Den Prozess der Entscheidungsfindung und die Begründung für die geplante Heimunterbringung, wie sie zum Zeitpunkt des Interviews kurz bevorsteht, beschreibt Frau Gomes ausführlich. Diesbezüglich führt sie das hohe Aggressionspotenzial Daniels an sowie die damit verbundene Angst, er könne seiner kleinen Schwester etwas antun. Als Daniel »fast vier jahre alt war, hat angefangen mir zu kratZEN, die haare zu zieHEN, und ich konnte niCHT so richtig das kind war nicht zu stOPPEN«. Um Daniels Verhalten positiv zu beeinflussen, werden u.a. folgende Angebote in Anspruch genommen: Erziehungsberatung, psychologische Beratung, eine medikamentöse Einstellung. Frau Gomes zeigt im Einzelnen die Wirksamkeit der Maßnahmen auf und hebt ein Verhaltenstraining besonders hervor: »das hat dann wirklich was gebracht«. Dennoch äußert sie ihre Bedenken, dass Daniel mit zunehmendem Alter stärker und aggressiver wird, »weil das liegt auch in der behINDERung, und die alicia ist ((flüstert) klein). da hab ich auch angst wenn er so riCHTig haunt, dann wirklich«. Die anschließende Verwendung des Personalpronomens *wir* zeigt einen gemeinsam gefassten Entschluss an: »und dann haben wir gesagt ja, machen wir das jetzt. statt irgendwann noch ein unfall passiERT, und dann schnell schnell schnell; [...] jetzt machen wir halt langSAM«. Die Eingewöhnungsphase, die sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, ist bereits angelaufen »und wenn daniel zusammen mit den gLEICHES ist; dann hat er einen tAGESablauf und ist so sag mal in ihrer weLT«.

Die Reaktionen ihrer Freunde und den Umgang mit Daniel beschreibt sie wie folgt: »die lIEben daniel, der ist sehr charmANT, der kann ja sehr sehr lIEB sein, und der weiß genau wie er kriegt was die eigentlich niCHT ((lacht) kriegen SOLLten,) wie uns sehr schwACH macht«. Im Kontext dessen führt sie an, im Umgang mit Daniel vieles falsch gemacht zu haben:

daniel hatte daNN zuhause keine REGELn. weil der daniel hat später gelaUFEN; hat später was erzÄHLen; und war alles so NIEDlich; OH wir

haben uns geFREUt, wieso STOPpen? der darf dOCH, (2) ja. und dann war zu spät. (1) und dann wollte er machen nur was er will, und was habe ich daNN gemacht? (1) Alle regel zusammen. (1) deswegen denke ich ist der daniel mEHR aggressiver geworden, und ich unZUFrieden, und daniel auch.

Während eine Schuldfrage bezüglich der Behinderung ihres Sohnes nicht relevant ist: »das war nUR ein schickSAL, und wir müssen dann daMIT fertig werden«, vermutet sie jedoch auf das aggressive Verhalten ihres Sohnes Einfluss gehabt zu haben und markiert einen diesbezüglichen Lernprozess:

manchmal kaNN man nicht aushalten dieser nein nein nein. und dann hat man dann später die rechnung; ja. aber jetzt bin ich auch ein bisschen stARK geworden, und dann bleibt ja AUch wenn manchmal so kratzer bekommen, bleibt bei NEIN.

Resümierend hält sie fest:

ich war ja fALSch in diese richtung; ich war IMMer nach Hinten, [...] und die haben gesagt JA, hÖR auf isabel ((lacht) du konntest GAR nicht BESSer machen, du hast dein bESTEs gemacht.) und deswegen habe ich auch diese gedanke ein bisschen zurÜCK; ich glaub wenn man das besten machen (.) macht das gUT. IMMer sein BESte machen. und NICHT ÜBERfordern. weil das kann NICHT hELFen.

Frau Gomes nimmt eine Selbstpositionierung vor, in der sie indirekt über die Aussage unbestimmter Personen (*die*) darstellt ihr Bestes getan zu haben, auch wenn es nicht immer das Richtige war. Durch diese Einsicht ändert sie ihre retrospektive Sichtweise in Bezug auf mögliche Fehler und/oder Versäumnisse im Umgang mit Daniel in eine zukunftsgerichtete Perspektive.

Über ihre in Portugal lebende Schwester lässt Frau Gomes Informationen über die dortige Versorgung von Menschen mit Behinderung einholen. Ein Heim in der Nähe des früheren Wohnortes ihres Mannes beschreibt sie als: »ist das erste klass; aber ist die einzige«. Sie führt aus, dass in den Wohneinrichtungen zumeist nicht genügend Personal angestellt und dieses außerdem nicht gut ausgebildet ist. Die Einrichtungen seien zudem teuer und Menschen mit Behinderung leben in Portugal zumeist bei ihren Eltern. Auf die Frage, ob sie sich vorstellen könnte nach Portugal zurückzukehren, antwortet Frau Gomes: »Nee. mein mANN, der hat mir jetzt schon lange nicht mehr gesagt; der wollte IMMer«. Ihre Reaktion sowie die diesbezügliche Begründung formuliert sie wie folgt:

da hab ich gesucht nee; ah lass mich. (lacht) ich schaff das nicht mehr. alles wieder nEU anfang; mit dem ARZt mit den ganze papier;

AUCH wenn ist MEINE sprache, (2) also wenn WIR mit ein KRANKES kind IRGENDwo gehen; bis der arzt so alles richtig vorstelln was ist was ist geSCHRIeben ist; ist MEISTens nicht genug um zum das reALE.

Sie weist darauf hin, dass die behandelnden Ärzte ihres Sohnes nicht nur die Akten kennen, sondern:

die KENNEN genau die geschichte; [...] NICHT was nur in die papIER sieht; und man muss sich immer erklären was ich WIRKLICH nicht so richtig erKLÄREN kann, und das ja sehr schwIERIG für mich, und ist auch beschlossen; ich bleib in deutschland.

In Bezug auf die Frage nach dem aktuellen bzw. zukünftigen Lebensmittelpunkt der Familie markiert Frau Gomes eine deutliche Ich-Agency. Ihre Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, bringt sie in Zusammenhang mit der Behinderung ihres Sohnes, so dass das *Motiv Behinderung als Grund, in Deutschland zu bleiben*, in Erscheinung tritt. Neben den genannten Begründungen für Deutschland nimmt sie einen internationalen Vergleich zu Portugal vor und führt hinsichtlich des dortigen Lebens bzw. der Versorgung und Unterbringung eines Kindes mit Behinderung an: »wär schwieriger. ja; schwieriger«. Mit einem Verweis auf fehlende Entlastungsmöglichkeiten für die Familien, während es in Deutschland u.a. Freizeitangebote für Menschen mit Behinderung gibt, argumentiert sie die Entscheidung außerdem in Zusammenhang mit dem herausgearbeiteten *Motiv der Lebensqualität*. Dieses bezieht sie sowohl auf sich und ihren Mann als auch auf ihren Sohn: »in portugal (4) nee (3) wär ganz schlIMM; (1) AUch für daniel«. Darüber hinaus führt sie an, dass es in Portugal keine Pflegestufen gibt und »die kinder haben kein medikament frEI«. Das *Motiv der Bedeutsamkeit des deutschen Hilfesystems und der Behindertenhilfe*, auch hinsichtlich der Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, wird deutlich herausgestellt.

Leben in Deutschland

Derzeit arbeitet Frau Gomes »SEHR gerne« aushilfsweise in einem portugiesischen Geschäft, in dem sie als Vollzeitkraft angestellt wird, sobald Daniel im Heim untergebracht ist. »ich freue mich dazu. (lacht) weil das macht spaß«.

Auf die Frage nach kulturellen Unterschieden zwischen Deutschen und Portugiesen antwortet sie: »die portuGIEsen die sind ALLe sehr temperamentvOLL; und wenn

wAS ist, wenn man hILFe braucht; dann bekommt er soFORT«. Die dargestellte Hilfe verbindet sie an anderer Stelle insbesondere mit dem familiären Umgang miteinander »wenn wAS schlimmes passiert, die familia UNTERstützt sich noch gegenseitig noch mEHR«. Sie räumt diesbezüglich jedoch ein, dass die Personen, die über einen längeren Zeitraum in Deutschland leben, sich verändern, und weist damit auf kulturelle Transformationsprozesse hin. »ABer meistens sind auch noch so ein bisschen, wenn man wAS braucht; die sind ja soFORT DA«. Deutsche hingegen beschreibt sie als »die sind ja HILFsbereit, und SEHr freundlich, aber jeder guckt zuerst (.) JA kann ich das helfen oder paSST mir nicht? [...] aber wenn man dann JEMand richtig kennenlernt, die UNs mag; dann ist für IMMer. dann ist für immer«. Als Beispiel führt sie die ältere Frau des familienentlastenden Dienstes der Lebenshilfe an. Neben den genannten Unterschieden stellt sie auch Gemeinsamkeiten heraus: »ich glaUBE so wie die DEUTsche, die portugiesen sind auch nicht so laut so [...] wir sind auch sehr sehr ÄHNLich«. Unabhängig von der Nationalität kennzeichnet sie außerdem unterschiedliche »kuLTURniveau[s]«: diejenigen, die »zum oPER gehn, und die anderen lieber zum karneval [...] und gibt auch leute die BEIDes sehr gut KÖNNen, (lacht) [...] das gibts auch in portugal gibts auch in deutschland«. Darüber hinaus differenziert sie zwischen Menschen aus der Stadt und vom Land.

Ihren persönlichen Bezug zu Deutschland beschreibt sie als: »ist jetzt meine zweites land. früher war die schweiz [...] aber inzwischen bin ich eher so zu hause«. Herr und Frau Gomes verbringen jedes Jahr einen sechswöchigen Urlaub in Portugal. Während sie Deutschland als *zweites Land* und *Zuhause* beschreibt, wird ihre enge Bindung zu Portugal in der nachfolgenden Erzählung über ihre Aufenthalte dort deutlich:

denke ich auch sehr oft an dAS. aber dann wenn ich im urlAUB gehen dann mach ich das ALLes und was von süßigkeiten in portugal ((lacht) will ich haben;) und dann stille ich diese (3) trost ((lacht) von portugal sag mal.) und dann freu ich mich wenn ich zurück nach HAUSE komme. (lacht) auch.

3.3.3 Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie

Frau Gomes kennzeichnet ihr Leben sowohl in Bezug auf ihre Herkunfts- als auch auf ihre Kernfamilie im Einfluss von Krankheit und Behinderung. Für ihr Leben in Portugal tritt das *Motiv des ›Gepacktseins‹ von Familie und Krankheiten*, für ihr Leben in Deutschland das *Motiv des ›Gepacktseins‹ von Familie und Behinderung* in Erscheinung. Die Eingebundenheit in familiäre Strukturen stellt sie narrativ in einen Rahmen sozial-kultureller Eingebundenheit und verweist damit auf soziale Regeln bzw. eine kulturell-moralische Verpflichtung der Familie gegenüber, als grundlegendes Funktionsprinzip der portugiesischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft. Ihr selbst steht ein solches oder ähnliches familiäres Hilfe- und Unterstützungssystem hinsichtlich des Alltags mit ihrem Sohn jedoch nicht zur Verfügung, was u. a. darauf zurückzuführen ist, dass ihre Familie in Portugal lebt.

Während ihre Kindheit in Portugal stark an das familiäre System gebunden ist, ist ihre Migration verbunden mit dem *Motiv des Erwachsenwerdens* und damit insbesondere der Erlangung von Selbstständigkeit durch das Verlassen ihres Elternhauses. Die erworbene Selbstständigkeit tritt durch die Geburt ihres Sohnes jedoch wieder in den Hintergrund. Stattdessen ist hinsichtlich der ersten Zeit mit Daniel eine *professionelle Agency* festzustellen. Als besonders hilfreich stellt Frau Gomes jene Fachkräfte des Hilfesystems heraus, die ihre Lebenswelt zumindest insoweit verstehen, dass sie die darin angelegten Grenzen erkennen und in der Lage sind, adäquate Hilfestellungen zu leisten. Ferner haben diese Einfluss auf ihre persönliche Weiterentwicklung, indem sie ihr helfen diese Grenzen zu überwinden. Dieses zunächst fremdbestimmte Vorgehen trägt wesentlich zur Erlangung alltäglicher Handlungsfähigkeit in Bezug auf ihren Sohn bei, z. B. hinsichtlich des *Motivs des Fragenstellens*, dem sie besondere Bedeutung beimisst. Die *Bedeutsamkeit des deutschen Hilfesystems und der Behindertenhilfe* wird deutlich.

Während sie sich dem familiären Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Eltern, Großeltern etc. in ihrer Kindheit und Jugend nicht entziehen kann bzw. nicht entzieht, zeigt sie für ihr Leben mit ihrem Sohn mit Behinderung ein anderes Bild auf. Nach dem anfänglichen *›Gepacktseins‹ von Familie und Behinderung* folgt ein Aushandeln zwischen ihrer Mutterliebe zu ihrem Sohn, ihrer Mutterliebe zu ihrer Tochter und dem damit verbundenen Bedürfnis, den Schutz ihrer Tochter zu gewährleisten, der Bedeutsamkeit ihrer Familie, ins-

besondere der Beziehung zu ihrem Mann, und dem *Motiv der eigenen Lebensqualität*. Infolge dieses Aushandlungsprozesses entscheidet sie sich für eine Heimunterbringung ihres Sohnes. Vor dem Hintergrund der genannten Funktionsprinzipien der portugiesischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft und des wiederholt auftretenden *Motiv des kleinen Mädchens* handelt es sich hierbei um eine aus ihrer Perspektive emanzipierte Entscheidung. Erneut tritt die *Bedeutsamkeit des deutschen Hilfesystems* in Erscheinung, da die Heimunterbringung ihres Sohnes in Portugal nicht in einer für sie akzeptablen Weise möglich ist und sie sich aufgrund dessen entgegen dem Wunsch ihres Mannes entscheidet in Deutschland zu bleiben.

3.4 Familie Torres – Chile

»ich denke das wort normal
man muss wechseln;
weil ich denke alles normal ist.
normal für mich DAS,
für die andere SO, andere SO.
diese SO zu akzeptieren,
denke man ist glücklich«

Frau Torres.

Im Sinne eines reflektierten Umganges mit dem Datenmaterial ist es erforderlich, darauf hinzuweisen, dass Frau Torres der Interviewerin bereits vor dem Interview aus beruflichem Kontext bekannt war. Dies kann für die Datenerhebung und -auswertung einerseits einen Zugewinn darstellen, indem auf der Basis von Vertrautheit innerhalb der Interviewsituation möglicherweise persönlichere Narrationen generiert werden. Aufgrund dessen sowie durch zurückliegende Gespräche im Vorfeld des Interviews stehen der Untersuchung zusätzliche biographische Details für die Auswertung zur Verfügung. Gleichzeitig besteht jedoch die Gefahr verkürzter Erzählungen, da der Interviewerin einige lebensgeschichtliche Aspekte bereits bekannt sind.

3.4.1 Biographie

Frau Torres wird 1953 als ältestes von insgesamt vier Kindern in Santiago de Chile geboren. Dort lernt sie als Jugendliche ihren Ehemann kennen, den sie im Alter von 19 Jahren heiratet. Im Jahre 1973 wird die Regierung des 1970 zum Präsidenten gewählten Salvador Allende durch einen von General Pinochet angeführten Militärputsch gestürzt. Frau Torres studiert zu dieser Zeit Theaterwissenschaften, ihr Ehemann ist erfolgreich als freischaffender Künstler tätig. In Chile lebt das Ehepaar in finanziell und sozial gesicherten Verhältnissen in der Hauptstadt Santiago. Während der ersten Zeit der 15 Jahre andauernden Diktatur arbeiten beide in sozialen Projekten, in denen sie Theater- und Kunstprojekte mit Kindern von politischen Gefangenen und vermissten Personen durchführen. Als Gegner des Regimes sind sie außerdem gemeinsam mit anderen Künstlern in einer Untergrundorganisation im Widerstand aktiv. Aufgrund ihrer Widerstandsarbeit gegen die vorherrschende Militärdiktatur begeben sich Herr und Frau Torres zunehmend in Gefahr. Infolgedessen und zum Schutz ihres im Jahre 1976 geborenen Sohnes José plant die Familie die Flucht aus Chile. Durch verschiedene Ausstellungen und Kunstprojekte in Europa hatte Herr Torres Kontakte zu europäischen Künstlern geknüpft, insbesondere zu einer deutschen Künstlergruppe. Die Visen zur Einreise nach Deutschland liegen vor, als er 1981 von der Geheimpolizei Chiles festgenommen und wegen seiner Widerstandsarbeit angeklagt wird. Am Tag der Urteilsverkündung wird Herr Torres auf dem Weg zum Gericht von der chilenischen Geheimpolizei (Central Nacional de Informaciones, kurz: CNI) entführt und fällt einem Erschießungskommando Pinochets zum Opfer. Unter dem Schutz der deutschen Botschaft verlassen Frau Torres und ihr Sohn umgehend das Land. Die Rückreise aus dem Exil wird ihnen erst 1988 wieder gestattet.

In Deutschland beantragt Frau Torres Asyl. Obwohl die Sachlage der politischen Flucht und die damit verbundene Gefahr im Falle einer Rückreise eindeutig sind, wird ihr Asylantrag erst nach drei Jahren bewilligt. Sondergenehmigungen während ihrer asylsuchenden Zeit gestatten ihr innerhalb Europas zu reisen, um Kunstausstellungen mit Werken ihres verstorbenen Mannes zu organisieren. 1983 kommt einer ihrer Brüder ebenfalls als politischer Flüchtling und nach dem Ende der Diktatur auch ihre Mutter nach Deutschland. Während der Zeit im Exil wird Frau Torres' Tochter Barbara geboren, de-

ren Vater die Familie nach einigen Jahren verlässt, um in sein Heimatland Nicaragua zurückzukehren. Im Jahre 1992 wird Maria als letztes Kind von Frau Torres geboren. Von Marias Vater, der ebenfalls als politischer Flüchtling von Chile nach Deutschland migrierte, trennt sich Frau Torres ein Jahr nach der Geburt der gemeinsamen Tochter. Maria wird dem Personenkreis der Menschen mit komplexer Behinderung zugeschrieben. Ärzte diagnostizieren bei ihr frühkindlichen Autismus, die Stoffwechselstörung Zöliakie (Glutenunverträglichkeit) und eine nicht eindeutig feststellbare, aber stark vermutete geistige Behinderung. Maria verfügt über keine Verbalsprache.

Heute lebt Frau Torres mit Maria und ihrem Sohn José in einer barrierefreien Wohnung in einer Stadt in Nordrhein-Westfalen. Frau Torres, die aufgrund des hohen Pflegebedarfs ihrer Tochter keinen Beruf ausüben kann, bezieht staatliche Sozialleistungen. Ihr Sohn ist als freischaffender Künstler tätig, ihre zweite Tochter Barbara absolviert ein Medizinstudium. Maria besucht derzeit eine Schule mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung. Alle Familienmitglieder gehören der Religionsgemeinschaft des Christentums (römisch-katholische Kirche) an und besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit.

3.4.2 Analyseergebnisse – biographisch strukturiert

Leben im Herkunftsland

Einleitend weist die Erzählung von Frau Torres ein Abstract über ihr Leben in Chile auf, das bestimmte Lebensthematiken und Strategien der Identitätskonstruktion bereits in ihrem Kern repräsentiert:

ich komme von eine familie wo wir vier geschwister sind, von zwei wohnen in chile und ich mit mein bruder hier in deutschland, habe in santiago das ist die hauptstadt gelebt, dann in südchile, und dann an meer. danach habe ich geheiratet mit neunzehn, mit dreiundzwanzig habe ein kind bekommen, das ist der josé; das in chile geboren ist; und dann mit sechsundzwanzig bin ich witwe geworden. Und ja, in chile war ich in der schule; in der grundschule gymnasium und der uni; hatte viele freunden [...] ich habe theaterwissenschaften studiert und dann hab ich theater gemacht; und hatte immer mit künstler zu tun, oder haben wir ein zentrum gegründet. ich hatte eine super gute beziehung bis jetzt mit meine schwiegereltern das sein meine zweite familie, und einundachtzig bin ich nach deutschland gekommen mit josé. ((flüstert) okay?).

Innerhalb des Abstracts sind bereits Aspekte der biographischen Gesamtgestalt sowie Relevanzsetzungen und Motive erkennbar, die im Verlauf der nachfolgenden Analysedokumentation an unterschiedlichen Stellen aufgezeigt, veranschaulicht und belegt werden können. Als kontinuierlich relevanten Bestandteil ihres Lebens hebt Frau Torres bereits zu Beginn des Interviews, wie auch später, die soziale Dimension ihrer narrativen Identität in besonderem Maße hervor. Die Beziehungen zu Personen und Personengruppen charakterisiert sie über ihre zeitlichen Dimensionen sowie ihre Qualität und Quantität. Hierzu gehören insbesondere »viele freunden« sowie überdauernde Freundschaften, die Zuschreibung zu bestimmten Gruppen: »IMMER mit künstler zu tun« sowie ausführliche Erzählungen über das Verhältnis zu ihren Familienmitgliedern, mit denen sie »für immer verbunden« ist, und Verwandten wie ihren Schwiegereltern, zu denen sie eine »SUPER gute beziehung bis jetzt« hat. Die Beispiele veranschaulichen zunächst ein starkes *soziales Motiv*, bezüglich dessen ihre Familie, wie später noch gezeigt werden kann, einen besonderen Stellenwert einnimmt.

In Chile verortet sich Frau Torres im sozialen Raum insbesondere über die Zugehörigkeit zur Gruppe der Künstler. Während der Zeit der Diktatur planen und veranstalten sie und ihr Mann Projekte, in denen sie Kunst und Sozialarbeit miteinander verbinden, u. a. mit Kindern, deren Eltern aus politischen Gründen inhaftiert oder vermisst sind. Frau Torres hebt darüber hinaus die Gründung einer »KUNSTgruppe« ihres Mannes sowie eine gemeinsam gegründete »THEATERgruppe« hervor. Retrospektiv beschreibt sie diese Zeit als »sehr sehr schön«. Mittels der Selbstpositionierung und Fremdpositionierung ihres Mannes als Teil einer Künstlergruppe markiert Frau Torres *narrative Identität*, d. h. wie sie sich selbst sieht bzw. wie sie von anderen gesehen werden möchte (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 63).

Die Narrationen über ihr Leben mit ihrem Mann in Chile sind sachlich und wenig detailliert und erfolgen durch die Erwähnung biographischer Etappen: »danach habe ich geheiratet mit neunzehn, mit dreiundzwanzig habe ein kind bekommen, das ist der josé; das in chile geboren ist; und dann mit SECHSundzwanzig bin ich witwe geworden«. Die darauf folgenden Erzählungen über ihren Mann erfolgen in einem Modus der Raffung und Verdichtung und beziehen sich vornehmlich auf seinen Beruf als Maler bzw. Künstler sowie ihre gemeinsame Widerstandsarbeit: »gegen die diktatur gekämpft«. Durch den Raffungscharakter stellt Frau Torres we-

sentliche Aspekte und Zusammenhänge ihres Lebenslaufes heraus und markiert ihre Relevanzsetzungen (vgl. SCHÜTZE 1983, 286). Bezüglich der Zeit in Chile tritt somit das *Motiv des Widerstandes* in Erscheinung. Auch die künstlerischen Projekte ihres Mannes stehen in Zusammenhang mit der genannten Widerstandsarbeit und somit auch mit ihrer Migration von Chile nach Deutschland. Konkret berichtet sie über Kunstausstellungen ihres Mannes in Deutschland und Chile:

mit SEINE bilder und bilder von kinder von die politische gefängnis DA und von die leute das verschwunden waren. und als er nach chile zurückgekehrt ist, HAT weiter das gemacht immer zusammen katholische kirche, ODER in eine kleine kirche, und danach ist festgenommen, deutschland hat uns eine visum gegeben und vorher dass wir nach deutschland reisen konnten haben ihn abgeholt oder entführt und haben ihn ermordet; und deswegen bin ich mit José alleine nach deutschland gekommen.

Zeit der Migration – Übergangszeit

Als Grund für die Flucht aus Chile gibt Frau Torres an:

das erste war dass unsere leben, das leben von José und mir in gefahr war; und wir konnten da in chile nicht weiterleben wegen diese politische verfolgung und mit den angst dass wir vielleicht AUch in gefängnis landen können ODER dass uns ermordet.

Im Vordergrund steht zunächst die *Lebensgefahr* und die damit verbundene *Angst* für sie und ihren Sohn, wobei sie ihr Denken als Mutter hinsichtlich der Sicherheit ihres Kindes in besonderem Maße hervorhebt. Das Modalverb *konnten* macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass es sich bei der Emigration aus Chile nicht um eine von Frau Torres getroffene Entscheidung handelt, sondern dass die Umstände dieses Vorgehen bestimmen. Als Begründung, Deutschland als Migrationsziel auszuwählen, ist anzumerken, dass die Migration ihrer Kernfamilie bereits vor der Ermordung ihres Mannes geplant war. Die Visen zur Ausreise lagen bereits vor und Familie Torres wurde in Deutschland erwartet.

Mit dem konkludierenden Drehscheibensatz »und da hat mein leben in deutschland angefangen« zeigt Frau Torres das Ende der Erzählungen über die Zeit in Chile an und stellt eine Beziehung zu dem nun folgenden Leben in Deutschland her. In ihren ersten Schilderungen rückt sie die Beziehung zu Chile bzw. zu ihrer dort lebenden Familie in das Zentrum der Aufmerksamkeit: »mit chile, elf jahre hatte ich keine

kontakt MEHR geHABT nur mit meine eltern und schwiegereltern, weil die leute viel angst hatten«. Ihre Aussage zeigt die Verbundenheit mit ihrer Familie auf, die trotz der erschwerten Bedingungen durch die Migration und das Leben im Exil aufrechterhalten wird, was sie repetitiv und zunehmend pointiert ausdrückt und somit auf die besondere Bedeutsamkeit hinweist.

ich hatte immer kontakt mit meine eltern und meine geschwister und meine schwiegereltern. weil die leute da hatten viel angst dass etwas passieren konnte wenn mit mir kontakt hat hatten. WEIL war für mich verBOTEN nach chile zurückzukehren solange die diktatur da war.

Zur Aufrechterhaltung des Kontaktes dient zum damaligen Zeitpunkt das Briefeschreiben. Frau Torres bewertet diese Zeit als »diese mit briefkaste zu gehen war SUPER schön«. Abgesehen vom Kontakt zu ihrer in Chile lebenden Familie beschreibt sie die erste Zeit nach der Migration als: »das war ein komische zeit. für eine seite sehr tRAUrig, sehr EINSam vielleicht«. Aus einer re-inszenierten Perspektive hebt sie ein Schlüsselerlebnis besonders hervor. Zu dieser Zeit lebt sie mit ihrem Sohn in der 13. Etage eines Hochhauses an einem Park und erzählt:

ich hatte nUR über die bäume geguckt; und ich war ganz ALLEINE. und für mich war KOMisch. [...] sie haben versucht für mich etwas eine ruhige PLATZ zu finden wo ich meine SCHMERZE da- aber wir sind ganz ANDers; für mich war so LANGWEILIG.

Die Fokuspartikel *nur* zeigt zu diesem Zeitpunkt ein sehr eingeschränktes Tätigkeitsfeld von Frau Torres an. Damit markiert sie diese Lebensphase als *Zeit der Passivität*, was durch die Singularisierung *allein – Motiv des Alleinseins* – versus die sonst stete Hervorhebung der sozialen Dimension ihrer Biographie und die Bewertung als *langweilig* in Bezug auf ihr Untätigsein versus ihre spätere Selbstdarstellung »ich muss viele sachen machen« bekräftigt wird. Ihre Narrationen verweisen in dieser kurzen Lebensphase auf die Erfahrung von Stagnation und damit ein statisches Zeitmodell. Darüber hinaus ist das *Motiv Fremdheit* zu erkennen, das in einem Nichtverstehen zum Ausdruck kommt. Während ihr in Anbetracht ihres seelischen Schmerzes ein *ruhiger Platz* in Form einer eigenen Wohnung zur Verfügung gestellt wird, eröffnet sich für Frau Torres jedoch eine andere Daseinsdimension, die sie mittels des semantischen Feldes *alleine, langweilig, traurig, einsam* beschreibt. Das verwendete Personalpronomen *wir* verweist in diesem Zusammenhang auf ein kollektives Sinnmuster in Bezug auf ihre nationale und kulturelle Zugehörigkeit, mittels des Adverbs *anders* zeigt sie eine Unterscheidung zu deutsch-

stämmigen Personen an. Das *Motiv Fremdheit* ist demnach auf kulturelle Unterschiede zurückzuführen. Deutschland beschreibt Frau Torres in Abgrenzung zu Chile mit den Adjektiven »dunkel«, »ERNST«, »TRAURIG« und »GRAU«.

Bezüglich der Unterstützung während ihrer ersten Zeit in Deutschland hebt Frau Torres die Hilfe eines Freundes sowie die Hilfe von öffentlichen Einrichtungen hervor. Ihrer Aussage nach muss sie sich um keine formalen Angelegenheiten kümmern: »als ich nach deutschland kam war alles fertig. die von die amt für international haben alles für mich gemacht; und von andere organisation hatten alle papiere fertig; habe unterstützung von die stadt BEKOMMEN«. Frau Torres scheint sich in Bezug auf die ihr zukommende Unterstützung in einer privilegierten Lage zu befinden. Die mehrmalige Verwendung des Indefinitpronomens *alles* deutet auf die Reichweite der Hilfe hin. Indem sie die Handlungsmacht in dieser Phase ihres Lebens anderen Personen zuschreibt, tritt sie selbst als *passive Hilfeempfängerin* in Erscheinung.

In Gegensatz zu dieser weitreichenden Unterstützung bei der Einreise stehen die fehlenden Hilfsangebote für ihr alltägliches Leben in Deutschland. Auf eine Frage durch die Interviewerin antwortet Frau Torres: »NEIN das hab ich alleine gelernt« und »zurZEIT es gibt hier in (Name des Wohnortes) VIELE viele viele schöne von diese stellen das dir helfen kann; aber FRÜHER als ich hier kam GAR NICHT«. Insbesondere für ihre Zukunftsplanung hätte sich Frau Torres mehr Informationen bzw. Unterstützung gewünscht, da sie bspw. keine Kenntnisse über ihre (Aus-)Bildungsmöglichkeiten in Deutschland hatte, »ALLES war zufällig, das ich entdeckt habe oder gehört habe«.

Das fehlende Verständnis für ihre Situation, in Verbindung mit dem von ihr gestellten Asylantrag, erschwert ihren Aufenthalt in Deutschland zusätzlich:

habe ich diese asylantrag gemacht. nach DREI jahre hab ich das bekommen !OBWOHL! unsere fall war sEhr deutlich; die deutsche botschaft hat auch gesagt, dass in chile wir nicht mehr leben; unser leben war in gefAhr; und trotzdem hat es drei jahre geDAUERT das diese ANerkennung; ja? und habe mir immer gefragt wie ist für die leute das nicht so DEUTlich war dass der mann gest- ERMORDET worden ist, DASS du politisch verFOLGT bist, DASS in alle zeitung das stand; nicht nur in die chilenische ZEITUNG sondern auch in die DEUTSCHE zeitung; war auch da viele berichte.

Zur Darstellung ihrer damaligen Lebenssituation eröffnet sie ein semantisches Feld aus den Begriffen *Gefahr*, *ermordet* und *politisch verfolgt* und macht damit auf eine nicht

verkennbare Bedrohung ihres Lebens aufmerksam, würde sie noch in Chile leben bzw. dorthin zurückgehen müssen. Insbesondere die Verbesserung von »gest-« (vermutlich für *gestorben*) zu einem betonten »ERMORDET« verdeutlicht den bewussten Einsatz von Sprache. Durch den Verweis auf chilenische und deutsche Zeitungsberichte verleiht sie ihrer Aussage zusätzliche Geltungskraft (vgl. KRUSE 2008, 140). In Gegensatz zur Bewertung ihres Falles als *sehr deutlich* steht die Tatsache, dass sie drei Jahre auf die Anerkennung ihres Asylantrages warten muss. Über die Formulierung von Fragen bringt sie das Unverständnis gegenüber den Menschen zum Ausdruck, für die die Sachlage nicht deutlich war.

Die damalige und heutige Lage asylsuchender Menschen in Deutschland beschreibt Frau Torres so: »sie dürfen nicht arbeiten; sie dürfen nicht WEGgehen. Du bist in eine große gefängnis wie ich sage«. Mittels der Metapher des *Gefängnisses* beschreibt sie eine Situation, in der Menschen nicht frei und selbstbestimmt leben können. Welche Assoziationen Frau Torres, vor dem Hintergrund ihrer biographischen Erfahrungen, darüber hinaus mit der Metapher des Gefängnisses in Verbindung bringt, würde an dieser Stelle Spekulation bleiben. Mit der vorgenommenen Fremdpositionierung anderer Asylsuchender ist gleichzeitig eine Selbstpositionierung verbunden, die ihr einen Besonderheitsstatus zukommen lässt. Frau Torres befindet sich entgegen der vorangegangenen Beschreibung in einer wissentlich privilegierten Situation, die sie mittels einer Kontrastierung verdeutlicht. Ihren »fall« schildert sie als einen »sonderFALL« und führt aus: »ich habe viel gereist, weil haben mir immer SONDERgenehmigungen gegeben; weil wir waren andere regierungen eingeladen. [...] ich hatte offizielle einladungen«. Dank dieser Sondergenehmigungen unternimmt sie nach ihrer Ankunft in Deutschland viele Reisen in das europäische Ausland, um dort Ausstellungen mit den Bildern ihres verstorbenen Mannes zu organisieren. Sie tritt quasi das künstlerische Erbe ihres Mannes an und übernimmt gleichzeitig die damit verbundene Aufgabe sozialen und gesellschaftspolitischen Engagements.

in diese zeit in ausland hatten viel solidarische arbeit für chile geTAN; und AUch mit den aufgabe kann man so sagen; ne? und ausstellungen mit die bilder von meinen mANN zu machen um GELD zu SAMMELN für die leute das das brAUchen.

Aufgrund der vielen Auslandsaufenthalte, u.a. in Frankreich und Griechenland, war es Frau Torres nicht möglich, regelmäßig an einem Sprachkurs teilzunehmen, was sie retro-

spektiv als einen Fehler beschreibt: »ich denke das ist der große fehler AUCh für alle ausländer dass du denkst immer ich bleibe nur ein paar monate oder ein jahr; und du nimmst nicht ernst, dass du wirklich die sprache lernen sollst«. Die Generalisierung auf andere Migranten bzw. *alle Ausländer* erfolgt bei gleichzeitiger Herausstellung der Subjektivierung ihrer Aussage (*ich denke*) und unter Bezugnahme auf ihre Erfahrungsbiographie: »ich habe immer gedacht nicht sechsundzwanzig jahre HIER bleiben; nur EIN PAAR JAHRE; EIN ODER ZWEI jahre«.

Resümierend zieht sie für sich persönlich folgenden Schluss: »ich finde war nicht SCHLECHT für mich; weil ich habe viele leute kennen gelernt, habe viele erfahrungen gesammelt, ich habe viele ORte gesehen«. Diese Wahrnehmung ist gekoppelt an ihre bis zu diesem Zeitpunkt ihrer Biographie feststellbare *Idee vom Leben*. Diese scheint in Anbetracht bisher genannter Faktoren in ihrer ausgeprägten sozialen Eingebundenheit (*hoher sozialer Status*) zu bestehen sowie darin, »viele welt gesehen« zu haben und »immer unterwegs« zu sein. Gleichzeitig markiert sie ihre *Verbundenheit mit Chile* und macht deutlich, dass ihre Fluchtmigration nicht als dauerhafte Migration geplant und stattdessen eine schnellstmögliche Rückkehr in ihr Herkunftsland vorgesehen war.

Leben in Deutschland

»ich habe so viele welt gesehen, war super TOLL. ich denke war in ordnung. BIS ich der vater von barbara kennen gelernt habe«. Der Gliederungsmarkierer *bis*, innerhalb dieses konkludierenden und evaluierenden Drehscheibensatzes, zeigt das Ende einer Lebensphase auf, die im Kontext des *In-vivo-Kodes* »viel Welt gesehen« steht:

dA hab ich gedacht, auch falsch; (lacht) jetzt ich werde zuhause bleiben eine gute frau zu sein; und das hat gar NIE geklappt; das kommt nicht in frage für mich; wirklich. und ich muss viele sachen machen; ABER ich bin dankbar weil ich habe endlich eine familie gegründet [...] nicht von mutter vater kind sondern hatte ein feste ORt für josé und für mich. [...] und seitdem bin ich in (Name des Wohnortes). aber habe ich mindestens sechs mal die wohnung gewechselt. ((lacht) ist auch eine form ein bisschen zu wechseln).

Mit dem Kennenlernen des Vaters von Barbara findet ein vermeintlicher Umdenkungsprozess in Bezug auf ihre vorherige Lebensart bzw. -gestaltung statt. Diese verändert sie

zwar insoweit, dass sie einen festen Wohnort für sich und ihren Sohn findet, sie betont jedoch, die damit verbunden geglaubte Anforderung *als gute Frau zu Hause zu bleiben* nicht erfüllen zu können. Das *Motiv der Ablehnung traditioneller Geschlechterrollenkonzepte*, hier in Bezug auf ihre Rolle als *gute Frau*, tritt in Erscheinung. Einen Zugewinn stellt Frau Torres dahingehend heraus, endlich eine Familie gegründet zu haben, und verbindet diese Aussage mit einer persönlichen Definition von Familie, die sie bewusst von einem klassischen Familienbild – Mutter, Vater und Kind – abgrenzt und stattdessen einen festen Wohnort als Teil ihrer Definition benennt.

In der Annahme, bald nach Chile zurückzukehren, lebt Frau Torres vier bis fünf Jahre in Deutschland: »habe NIE gedacht deutsch zu lernen; ich hab vier jahre oder fünf jahre hier in deutschland OHNE sprache zu lernen; habe ich GELEBT«. Nach einem dreiwöchigen Aufenthalt in Nicaragua, dem Herkunftsland des Vaters ihres zweiten Kindes, »habe ich mich entschieden in DEUTSCHLAND zu bleiben ((lacht) und deutsch zu lernen; es zu machen)«. Frau Torres, die als Exilchilenin bis dahin keine Handlungsmacht besitzt, ihrem Wunsch nachzukommen, in ihr Herkunftsland zurückzukehren, markiert durch die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, die Wiedererlangung ihrer Handlungskontrolle – *Ich-Agency*. Als Begründung tritt erneut das *Motiv der Ablehnung traditioneller Geschlechterrollenkonzepte*, hier in Bezug auf Nicaragua, in Erscheinung: »weil hat mir da nicht gut geFALLEN die situation zwischen männer und frauen. diese machismos«. Bezüglich ihres eigenen Erfahrungshintergrundes konstatiert sie: »WAR GANZ ANDERS als ich GELEBT habe; oder ERLEBT habe«. Dennoch bezieht sie einen solchen *Machismo* an anderer Stelle ebenso auf chilenische bzw. lateinamerikanische Männer insgesamt und merkt im Vergleich zu deutschen Männern an: »das ist die unterschied von kultur«. Barbaras Vater verlässt die Familie, um in seinem Herkunftsland Nicaragua zu leben. Den darauf folgenden Zeitabschnitt von fünf bis sechs Jahren fasst Frau Torres unter dem Aspekt »eine ausbildung als erZIEHER geMACHT« zusammen.

Durch die repetitive und ausführliche Darstellung wird der *Verbundenheit der Familie* und damit zusammenhängend der *Eingebundenheit und Kollektivität versus die Ablösung und Individualität* herausragende Relevanz zugeschrieben. Ihre Ausführungen beziehen sich

dabei stets auf einen erweiterten Kreis von Menschen in ihrer Umgebung, der die nähere Verwandtschaft mit einbezieht:

HIER ist mutter kinder und vater familie. in chile NEIN; ist die ganze von die urgroßmutter bis- sind ALLES die familie und die FREUNDE von deine nichte oder von deine cousine sind auch familie und DANN ist immer so viele familie.⁸¹

Insgesamt qualifiziert sie das Verhältnis zu ihrer Familie als »sehr gut und sehr eng; bis jetzt; [...] wir haben immer immer beziehung. wir sind für immer verbunden denke ich«. Die temporalen Einordnungen *bis jetzt*, *immer* und *für immer* beziehen sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft und zeigen so eine zeitlich überdauernde, kontinuierlich feststellbare Bindung der Familienmitglieder an. Die Dauerhaftigkeit belegt sie u.a. durch den noch immer »engen Kontakt« zu ihren Schwiegereltern, auch 26 Jahre nach dem Tod ihres Mannes.

Im nun folgenden Erzählsegment steht das *Aushandeln von Nähe und Distanz* zu ihrer Familie im Vordergrund. Diesbezüglich hebt Frau Torres zunächst die enge Bindung zu einzelnen Familienmitgliedern hervor: »JETZT telefoniere ich JEDEN tag nach chile, [...] und diese engen kontakte ich finde schön« und benennt positive lebensgeschichtliche Momente, die sich die Familienmitglieder teilen, wie die Schwangerschaft ihrer Tochter oder den beruflichen Erfolg ihres Sohnes. Als positive Beurteilung der familiären Bindung führt Frau Torres weiterhin an: »was ich finde gut ist wenn etwas PASSIERT, sind alles DA; ja und wenn du schwierigkeiten hast; [...] sind immer die leute DA; sie helfen dir wie sie können; [...] ich denke du bist nie alleINE«. Hier stehen die kollektivbezogenen Totalisierungen *alle* und *immer* im Gegensatz zu der *nie* vorzufindenden Singularisierung des *Alleinseins*. Untermuert wird diese Aussage durch Beispiele wie die finanzielle Unterstützung ihres Studiums durch ihren Bruder und ihre Schwester. Als Begründung für diese »selbstverständlich[e]« Unterstützung gibt sie die sozialpolitischen Verhältnissen in Chile an und führt aus, wenn »zum beispiel du GELDSchwierigkeiten hast, und keine miete mehr bezahlen kannst, kein job mehr hast; es gibt keine ARBEITS-

⁸¹ In Anbetracht von Frau Torres' Definition von *Familie* ist unter dem Begriff im Folgenden immer die Großfamilie, im Sinne ihrer gesamten Verwandtschaft, gemeint, wobei ihre Geschwister, Eltern und Schwiegereltern eine besondere Stellung einnehmen. Ihre aus ihr und ihren Kindern bestehend Familie wird im Folgenden als *Kernfamilie* bezeichnet.

losengeld keine ARBEITSamt das dir helfen kann sondern du kommst zu deine ELTERN zurück«. Resümierend hält sie fest: »diese große familie. ich finde SCHÖN. aber manchmal viel. ((lacht) na ja.)« und gibt aus heutiger Perspektive an:

!ABER! nach sechszwanzig jahren hier in deutschland, ich weiß nicht ob mir gut gefallen da zu LEBEN mit ALLE diese DRUCK von der familie; weil HIER kann ich das doSIEren.

Ihre Lebenssituation als Migrantin in Deutschland versetzt Frau Torres in die Lage, die familiäre Eingebundenheit und die damit verbundenen Druckmechanismen durch die räumliche Distanz zu ihren in Chile lebenden Familienangehörigen bis zu einem bestimmten Grad kontrollieren zu können, was im *In-vivo-Kode* »hier kann ich das dosieren« Ausdruck findet. Über die Selbstpositionierung »ich bin ein familienmensch aber mein leben ist mein leben« zeigt sie einen partiellen Ablösungs- und Individualisierungsprozess an, indem sie sich sowohl als Teil des Kollektivs markiert, das eine verlässliche Konstante in ihrem Leben darstellt, als auch als Individuum. Es konnte gezeigt werden, dass die von Frau Torres dargestellten familiären Bindungen in einem größeren familiären Zusammenhang eingebettet sind und nicht auf der Vorstellung der klassischen Triade Mutter-Vater-Kind(er) beruhen. Diesbezüglich ist im Gegensatz zu der ausführlichen erzählerischen Aushandlung ihrer familiären Eingebundenheit die narrative Ausklammerung der Männer in ihrem Leben bzw. für die Zeit in Deutschland die der Väter von Barbara und Maria festzustellen. Diese bilden in ihrem Leben keine Konstante: »die männer waren nie ((lacht) wichtig in mein leben)«. Interessant ist, dass Frau Torres 26 Jahre nach dem Tod ihres Ehemannes diesen als ihren Mann bezeichnet, während sie ansonsten von Barbaras oder Marias Vater spricht.

Das Thema Religion wird durch eine Frage der Interviewerin nach der Bedeutung der Religion in Chile aufgegriffen. Ihren persönlichen Standpunkt gegenüber der katholischen Kirche macht Frau Torres in direktem Anschluss an die Frage deutlich: »der RICHTIGE katholische kirche bedeutet mir denk ich GAR nicht«. Sie führt jedoch aus, dass die katholische Kirche hinsichtlich sozialer Projekte in Chile »in den ARMENviertel [...]; AUCH in der zeit von der diktatur« für sie bedeutsam war.

DA hat die kirche eine gROSSE rolle gespielt. aber NICH nur mit dem !GLAUBEN! sondern mit konkrete sache; und DAS hat für mich viel be-

deutet; glAUBen ist für mich, ich weiß es nicht; oder (lacht) gibt einen gott oder zwei oder drei, das ich weiß es nicht.

Die religiöse Zugehörigkeit bzw. ein traditionell-christlicher Lebensweg (Taufe, Kommunion, Konfirmation, Hochzeit etc.) erscheint darüber hinaus als grundlegendes Funktionsprinzip innerhalb der chilenischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft:

ist SEHR wichtig, dass du in der kirche heiRAtest, dass die kinder getauft werden, dass die erste kommunion machen, konfirmation und alles. obWOHL du in die kirche gehst oder nicht? das ist das ist SO; EINFACH; wie wie ATMen; ich denke das ist eine gesellschaftliche sache kann man so sagen?

Die Modalpartikeln *so* und *einfach* verweisen ebenso wie die Metapher *wie atmen* auf etwas Selbstverständliches, in diesem Fall auf kollektive soziale Regeln vor dem Hintergrund des römisch-katholischen Glaubens. Das Einhalten dieser Regeln ist Voraussetzung dafür, ein Teil der Gemeinschaft zu sein: »wenn du das nicht MACHST GEHÖRST nicht dazu«. Auch Frau Torres hält sich an einen Teil dieser Gemeinschaftsregeln, wie sie im Folgenden deutlich macht:

auf eine seite denke ich ist nicht wichtig und trOTZdem hab ich das GEMACHT. weil die beiden mädchen sind in CHILE getauft worden; vielleicht weil die familie hat das erwartet; KEINE AHNUNG; [...] ((lacht) blödes gefühl kann man sagen;) ABER ich bin nach chile gegangen und kinder DA getauft.

Hier lässt sich eine kollektive Handlungsmacht und Eingebundenheit feststellen, innerhalb derer sich die Befragte mittels der sprachlich-kommunikativen Phänomenalisierungen *ich habe gemacht* und *ich bin gegangen* jedoch als handelndes Ich markiert. Die Perspektiventriangulation *die eine und die andere Seite* deutet dabei auf einen reflektierten Umgang mit der Situation hin (vgl. KRUSE 2008, 141). Eine hinreichende Erklärung für ihr Vorgehen, kann Frau Torres nicht benennen, merkt jedoch an, dass die Übernahme der genannten sozialen Regeln ein *blödes Gefühl* bei ihr auslöst. Durch das Aushandeln gesellschaftlicher Funktionsprinzipien und Handlungsstrukturen und ihrer persönlichen kollektiven Eingebundenheit kann aufgezeigt werden, wie Frau Torres narrative Identität erzeugt. Die diesbezüglich vorangegangenen Differenzierungen und Kontrastierungen fasst sie so zusammen: »das sind unsere glAube, unsere tradition; das ist sehr wichtig; einfach so; ich weiß nicht wie hIER ist; eine sozial sache; gesellschaftliche PFLICHT. so ungefähr«. Der Ausdruck *gesellschaftliche*

Pflicht sowie die Verwendung des Personalpronomens *unser* stellt die Kollektivierung noch einmal deutlich heraus.

Bezüglich der Beantragung einer Einbürgerung im Jahre 1990, der zwei Jahre nach Antragstellung zugestimmt wird, greift Frau Torres das Thema der Integration auf. Die Voraussetzung zur Einbürgerung war es zum damaligen Zeitpunkt nicht – wie es heute der Fall ist –, einen Deutschsprachkurs erfolgreich zu besuchen bzw. abzuschließen:

ABER ich musste sagen dass ich gut in deutschland integriert WAR, und du musstest irgendwo in eine verein dich anmelden. karnevalsverein fußballverein irgendwas. JA; es waren verschiedene sachen das du machen musstest. ((lacht) gute deutsche trinken bier und feiern karneval hier in (Name des Wohnortes) oder? SO ungefähr).

Das Modalverb *musste* verweist hinsichtlich des Einbürgerungsverfahrens auf einen normativen Vorgang, den Frau Torres als solchen beschreibt, jedoch nicht mit ihrer persönlichen Situation in Verbindung bringt. Sie konstatiert für sich nicht, gut integriert zu sein, sondern gibt lediglich an, dass diese Aussage von ihr erwartet wird. Die Fremdpositionierung der *guten Deutschen* weist hier im Zusammenhang mit ihrem Lachen auf eine klischeehafte Charakterisierung hin. Auf eine der abschließenden Einstellungs- und Ergänzungsfragen danach, wie sie ihre chilenische Kultur hier in Deutschland lebt, antwortet Frau Torres: »GAR nicht, nur wenn ich chilenisch KOche« und auch auf die Frage, was Deutschland besonders von Chile unterscheidet, kann sie keine konkrete Antwort geben:

(3) das ist die komische; ich weiß es nicht. GAR nichts denke ich.
(2) nur das mehr blonde haare leute. aber von unterschied, (.) weniger. ODER ich merke jetzt- ich weiß es nicht. JETZT weiß ich nicht ganz- hmhm. weiß es nicht. ich denke ist GLEICH; ne? FAST gleich. und- (1) nee; nee, kann ich nicht sagen. die SPRACHE ist konkrete sache; [...] aber von KULTUR her weniger.

Ihr heutiges Leben in Deutschland kann weiterhin über folgende Motive charakterisiert werden: Hinsichtlich ihrer sozialen Eingebundenheit betont sie neben dem beschriebenen Kontakt zu ihrer Familie, dass sie »viele freunden auch hier« hat, die aus unterschiedlichen Teilen der Welt kommen: »lateinamerikanische leute bis türkische leute kurdische leute deutsche leute russische leute bosnische leute; ((lacht) und so weiter und so fort)«. Das *Motiv interkulturellen Soziallebens* wird deutlich. Weitere soziale bzw. interkulturelle Kontakte ergeben sich durch ihr ehrenamtliches Engagement in Deutschland: »ich arbeite bei caritas

EHRENAMTLICH; ich begleite frauen zu übersetzen bei ämtern, bei ärzten bei- ALLES mögliche beratung«. Die Unterstützung Spanisch sprechender Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland erfolgt auf der Grundlage ihres Erfahrungswissens bzw. ihrer Kompetenzen und Ressourcen:

ich weiß ganz genau wo die kinder zur schule gehen sollte oder wo besser ist für die mädchen in die schule ODER zum beispiel ein frau-
enarzt das spanisch spricht oder SOLCHE fragen; ne? oder eltern-
sprechtage zu begleiten das ist meine aufgabe.

Leben in Deutschland mit einem Kind mit Behinderung

Ihre Narrationen bezüglich ihres Lebens mit ihrer Tochter Maria beginnt Frau Torres mit dem konkludierenden Drehscheibensatz »und dann seit die maria geboren ist bin ich zuhause« und zeigt damit einen Bruch in ihrem Leben an, das bis dahin vornehmlich durch ihre Ungebundenheit geprägt war.

Bereits vor der Geburt ihres Kindes, »vierte monate oder fünfte monate wusste ich irgendwas stimmt nicht. aber !WAS! war, keiner konnte man mir richtig sagen«. Zwar war zu diesem Zeitpunkt bereits ein etwas dickerer Bauch des Embryos erkennbar, dieser war nach Aussage der Ärzte jedoch auf eine Verengung der Speiseröhre zurückzuführen, was postnatal hätte operativ behoben werden können. »eine richtige behinderung KEINER hat darüber geredet«, was u.a. darauf zurückzuführen war, dass drei Fruchtwasseruntersuchungen keinen Hinweis auf eine mögliche Behinderung ergaben. Auch die Zeit nach der Geburt ist insgesamt von *Unge-
wissenheit* geprägt, die sich in einem breiten Spektrum von Vermutungen äußert:

war nur diese dicke BAUCH, hatte eine hüftePROBLEME, ABER keiner wusste ganz genau was noch dazu kommt [...] war SO dass hatten wir eine ganze PHASE dass wir wussten nicht was die maria HATTE, waren verschiedene MEINUNGEN das kind würde STERBEN mit drei jahre.

Erst im Alter von drei Jahren wird in einer Psychiatrie frühkindlicher Autismus diagnostiziert. Ihre Reaktion beschreibt Frau Torres so:

ich bin so erleichtert. ich war so froh ((lacht) dass nur das ist.) WIRKLICH, ich kann dir nicht sagen ich hab mich gefREUT. ENDlich weiß ich etwas das nicht SO SCHLIMM ist. vielleicht ist doof so zu sagen; aber weißt DU, weil ich hab immer so SCHLIMMES gehört SCHLIMMES gedacht dass das für mich war ach das ist GAR nichts, wie eine erkältung.

Die Diagnose bzw. die Benennung der Behinderung wird in Anbetracht des semantischen Feldes *erleichtert, froh* und *gefremdet* als etwas Positives dargestellt. Den Wahrheitsgehalt ihrer Aussage unterstützt sie mit dem Adjektiv *wirklich*. Die Behinderung bewertet Frau Torres im Vergleich zu ihrem negativen Gedankenspiel und der anhaltenden Verunsicherung in Bezug auf Maria als *nicht so schlimm, das ist gar nichts* und vergleicht die Diagnose frühkindlicher Autismus mit einer *Erkältung*. Das Adjektiv *endlich* gibt das Ende der zuvor beschriebenen Phase der *Ungewissheit* an. Ihre darauf folgende Aussage »DANN habe wir angefangen DA zu suchen was wir machen können« markiert über den Gliederungsmarkierer *dann* und das Adverb *da* die Diagnosemitteilung als Beginn ihrer Handlungsfähigkeit in Bezug auf die Behinderung ihrer Tochter.

Die Stoffwechselerkrankung Zöliakie wird erst im Alter von neun Jahren diagnostiziert. Ein erster Verdacht wird durch eine chilenische Bekannte von Frau Torres geäußert, dem nachgegangen und der schließlich von medizinischer Seite bestätigt wird. Über die Jahre vor dieser Diagnose erzählt Frau Torres, sie habe ihre Tochter, die eine strenge lakto- und glutenfreie Diät einhalten muss, *vergiftet*: »WEIL WIRKLICH habe maria immer vergiftet mit dem besten essen; beste nahrung«. Die Hyperbel *vergiftet* – ein Stilmittel der Übertreibung – deutet darauf hin, wie extrem diese Situation für Frau Torres war.

Insbesondere ihre Narrationen zu einem sechsmonatigen Krankenhausaufenthalt – im Jahre 1995 – weisen einen Bruch innerhalb ihrer Selbstdarstellung und -positionierung als selbstständiger, selbstbestimmter und unabhängiger Mensch auf. Mittels der metaphorischen Beschreibung »du war ein teil von den inventUR« erfolgt eine ›Verdinglichung‹ ihrer Person, die indirekt auf ihre situative Handlungsunfähigkeit und damit erneut auf eine *Zeit der Passivität* verweist (vgl. auch ihre Anfangszeit in Deutschland). Die Abkehr von ihrer *Idee vom Leben* bzw. deren Veränderung wird mit folgendem Zitat deutlich:

ja SO, dein leben hat anderen rhythmus und andere ideen; du kennst nur einen teil eine seite; und findest das schön. [...] und DA hab ich mich gut gefühlt mit die maria; weil dieses gefühl von HIER GEHÖREN WIR.

Anstelle der Umsetzung ihrer *Idee vom Leben* orientiert sich ihr Leben nun an den Bedarfen ihrer Tochter. Das Krankenhaus wird für den Zeitraum des Aufenthaltes zu einer Art

Schutzraum für Mutter und Tochter, der zu diesem Zeitpunkt mit einem positiven Gefühl in Verbindung gebracht wird. Ihr soziales Umfeld bemüht sich, der Isolation von Frau Torres und ihrer Tochter entgegenzuwirken, indem Familienfeste wie bspw. Weihnachten und Geburtstage der Familienmitglieder, Verwandten und Freunde gemeinsam im Krankenhaus gefeiert werden.

dAS finde super SCHÖN von die leute, aber für mich war AUCH schlecht. weil keiner hatte die idee gehabt weil sie immer angst hatten dass die maria stirbt; MIR zu sagen okay nimm dir den nachmittag frei. weil kEIner kommt auf die idee; die claudia [Frau Torres] gehört mit die maria und die maria gehört mit die claudia; sind zusammen.

Frau Torres und ihre Tochter Maria scheinen eine untrennbare Einheit zu bilden, die mit einem *Selbstverlust* von Frau Torres bzw. mit einer Wandlung ihres Selbstverständnisses einhergeht. Das *Motiv der Individualität (Ich) versus die Einheit (Wir)*, die sie nun mit Maria bildet, tritt in Erscheinung. Diese Einheit ist u.a. das Ergebnis ihres verantwortungsbewussten Handelns gegenüber ihrer Tochter: »schwierig weil DU nicht krank bist; du gehörst nicht in ein krankenhaus. aber du kannst nicht dein kind alleine da lassen«. Auf der Grundlage ihres eigenen Erfahrungshintergrundes zeigt sie die Bedeutung der beschriebenen Verbundenheit auch für andere Familien mit einem Kind mit Behinderung auf: »wenn ein EHEpaar oder wenn du einen EHEpartner hast das ist FATAL für die ganze familie; fatal. weil du bist vierundzwanzig stunden mit dein kind«. Die Angabe von *24 Stunden* zeigt in diesem Zusammenhang einerseits auf, welche zeitlichen Ressourcen von einem Kind mit komplexer Behinderung in Anspruch genommen werden, und macht im Umkehrschluss gleichzeitig deutlich, dass keine bzw. kaum Zeit für andere Dinge wie bspw. die Familie bleibt.

Auf die Frage nach Unterstützung antwortet Frau Torres: »wir mussten alles SELBER erFAHREN«. Welche Personen sie mit dem Personalpronomen *wir* meint, kann aus dem Kontext ihrer Erzählungen zunächst nicht eindeutig geschlossen werden. Zu vermuten ist, dass sie sich und alle diejenigen Personen in ihrem Umfeld meint, die mit an dem Erwerb von Erfahrungswissen beteiligt waren. Eine andere Lesart wäre, dass sie und ihre Tochter Maria gemeint sind. Das Demonstrativpronomen *selber* kennzeichnet die gemeinten Personen zunächst als selbstständig Handelnde. Die Verwendung des Modalverbs *mussten*

bringt die Unumgänglichkeit selbstständigen Handelns in Bezug auf alle (*alles*) Unterstützungsmaßnahmen zum Ausdruck.

Anhand mehrerer Beispiele macht Frau Torres auf *Informationsdefizite* von Familien mit einem Kind mit Behinderung auf unterschiedlichen Ebenen und in verschiedenen Kontexten aufmerksam und zeigt auf, dass viele Informationen die Eltern eher zufällig erreichen. Sie berichtet u.a. von einer Mitschülerin Marias, deren Eltern viele Jahre nicht über die Möglichkeit informiert worden sind, einen Behindertenausweis zu beantragen, sowie von einem persönlichen Erlebnis mit einer ihr unbekanntem Taxifahrerin, die ihr von der Möglichkeit berichtet, Taxifahrten für ihre Tochter über die Krankenkasse abrechnen zu können. Nicht informiert zu sein betreffe »aber nicht nur die ausländer sondern DEUTSCHE leute. das finde ich traurig. WEIL sie wussten nicht welche rechte sie HABEN. weil sie können die SPRACHE«. Frau Torres stellt einen Bezug zwischen den Informationsdefiziten und der Unwissenheit in Bezug auf die Rechte von Eltern eines Kindes mit Behinderung bzw. die Rechte des Kindes selbst her. Aus Sicht von Frau Torres handelt es sich demnach nicht um ein migrationsspezifisches, sondern alle Eltern von Kindern mit Behinderung betreffendes Phänomen. Resümierend schließt sie an: »und SO lernt man; wenn die andere leute dir das sagen«.

Als einen weiteren Grund für Informationsdefizite und die damit häufig verbundene geringe Inanspruchnahme von Beratungsangeboten benennt Frau Torres die knappen zeitlichen Ressourcen: »du bist immer beschäftigt mit termine mit therapie mit ARZT mit KRANKENhäuser und hast du weniger zeit [...] irgendwo in eine beratungsstelle zu gehen«. Sie kommt zu dem Schluss, dass innerhalb des Hilfesystems an den Stellen schriftliche Informationen fehlen, mit denen betroffene Eltern tagtäglich in Kontakt kommen, wie bspw. Krankenhäuser oder Schulen. Den Verweis auf bewusst schriftliche Informationen begründet sie mit einem fehlenden Dialog von Fachpersonen der Behindertenhilfe (hier: Ärzte und Lehrer) mit den Eltern: »alle denken dass du WEISST DAS. KEINER kommt die idee zu fragen. [...] JA weil wie kannst du jemand das ihr Kind behindert ist sagen, HABEN SIE den behinderten-AUSWEIS?«. Solche Informationen müssten an die betroffenen Familien herangetragen werden, denn zu einer umfänglichen selbstständigen Informationsbeschaffung »du hast nicht die zeit. wenn du einen behinderten Menschen hast hast du nicht die zeit«. Zusätzlich zu den geringen zeitlichen Ressourcen macht Frau Torres darauf

aufmerksam, dass Angebote für Eltern eines behinderten Kindes auch hinsichtlich ihrer zeitlichen Rahmenbedingungen zu überprüfen seien. Durch ein Beispiel zeigt sie auf, dass für Eltern schulpflichtiger Kinder die Schulzeit oftmals das einzige Zeitfenster am Tag darstellt, in dem Termine wahrgenommen werden können. Aus den vorangegangenen Ausführungen kann geschlossen werden, dass für Frau Torres *Zeit* und *soziale Kontakte* wichtige Voraussetzungen für die erfolgreiche Bewältigung des Lebens mit einem Kind mit komplexer Behinderung sind. Diese Ressourcen sind ihrer Meinung nach notwendig, um Informationsdefizite auszugleichen, die u.a. aus einem nicht passgenauen Beratungsangebot resultieren. Vor dem Hintergrund des Haushaltens mit den eigenen geringen zeitlichen Ressourcen benennt Frau Torres die Sachbearbeiter ihrer Krankenkasse explizit als weitere Barriere:

du musst für jede sache kämpfen und mit den leuten WIRKLICH es gibt gute sachbearbeiter und schlechte sachbearbeiter. [...] manchmal sie lehnen sachen ab einfach so weil sie keine ahnung haben, keine mühe sich geben, zu gucken.

Mit dem *Kampfmotiv* ist hier nicht gemeint die Rechte von Kindern mit Behinderung zu erkämpfen, sondern vielmehr die bestehenden Rechte gegen die manchmal nicht sachgerechte Arbeit von Sachbearbeitern durchzusetzen.

In Bezug auf die Frage nach den Bedarfen ihrer Tochter gibt Frau Torres einen Dialog mit einem Kinderarzt wieder:

hat mir immer gesagt; du musst entscheiden WANN du in krankenhaus geht, DU musst wissen ganz genau wie krank die maria ist; du WEISST was die maria BRAUCHT. VIELLEICHT vielleicht manchmal ich klinge so arrogant für die andere; [...] für die NEUE Lehrerin oder die NEUE kinderärztin.

Die narrative Selbstpositionierung erfolgt innerhalb einer Dialogwiedergabe mittels einer Fremdpositionierung durch den Arzt. In ihr werden Einstellungen und Handlungsorientierungen von Frau Torres deutlich (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 234), indem sie als Expertin für ihre Tochter narrative Identität markiert. Das Auftreten als Expertin führt aus ihrer Perspektive jedoch dazu, dass Fachpersonen sie als arrogant wahrnehmen. Das Verb *klingen* impliziert, dass diese Annahme nicht ihrer Selbstwahrnehmung entspricht. Mittels der Abtönungspartikeln *vielleicht* und *manchmal* zeigt sie an, dass diese Einschätzung ihr gegenüber zunächst nur eine Vermutung darstellt, die sie anschließend jedoch auf konkrete Personen (die Lehrerin und die Kinderärztin) bezieht und

für sich zum Faktum werden lässt. Hier tritt ein Dilemma in Erscheinung, das daraus resultiert, dass Frau Torres auf der Grundlage ihres Erfahrungswissens einerseits ein Expertenstatus zugesprochen wird, ein entsprechendes Auftreten von einigen Fachpersonen der Behindertenhilfe jedoch gleichzeitig als arrogant wahrgenommen wird. Das hier in Erscheinung tretende *Expertendilemma* zeigt sich außerdem auf anderer Ebene. Wie durch das Beispiel mit dem Behindertenausweis aufgezeigt wurde, werden Eltern möglicherweise wichtige Informationen vorenthalten, wenn fälschlicherweise davon ausgegangen wird, diese seien bereits bekannt: »alle denken dass du WEISST DAS. KEINER kommt die idee zu fragen«.

Für Frau Torres tritt bezüglich ihres Lebens mit einem Kind mit komplexer Behinderung in Deutschland das *Motiv der erfolgreichen Fallmanagerin*⁸² in Erscheinung, das sich in unterschiedliche Subkategorien unterteilt. Als Mutter von Maria obliegt ihr zunächst die Verantwortung und Organisation anstehender alltäglicher Aufgaben. Zu ihrem Erfolg als Fallmanagerin tragen u. a. ihr Erfahrungswissen über ihre Rechte sowie die über ihr soziales Netzwerk erlangten Systemkenntnisse (Institutionen der Behindertenhilfe, Pflegeversicherung, Krankenversicherung etc.) bei. Ihre Kompetenz, als Fallmanagerin zu agieren, scheint nun darin zu bestehen, ihre eigenen Fähigkeiten und Ressourcen sowie die ihrer Mitmenschen einzuschätzen und dementsprechend ihren Alltag zu organisieren, indem sie auf der Grundlage dieser Einschätzungen gezielt Aufgabenbereiche übernimmt und andere delegiert. So erhält ihre Tochter bspw. die Aufgabe, im Internet Recherchen anzustellen. Frau Torres' Bruder nimmt hier eine besondere Position ein. Auf der Grundlage seiner Kompetenzen: »mein bruder kennen sich ein bisschen aus mit gesetze, hat hier die gesetze gelesen und und und« sowie »er kann sehr gut deutsch schreiben und formulieren; sehr sehr gut; und er kann den widerspruch machen« übernimmt er für Frau Torres wichtige alltägliche Aufgaben »er macht meine sacharbeit oder er ist meine sacharbeiter (lacht), er macht ALLE papierkram; ist meine sekretär und alles«. Durch die Fremdpositionierung des Bruders als *Sacharbeiter* und *Sekretär* sowie den zu einem früheren Zeit-

⁸² Der verwendete Begriff der *Fallmanagerin* wurde induktiv aus dem Datenmaterial herausgearbeitet und steht in keiner Verbindung mit dem Berufsbild des *Fallmanagers* in der sozialen Arbeit bzw. im Bereich der Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderung.

punkt der Narrationen vorgenommenen Vergleich »meine bruder ist meine privatbank« öffnet Frau Torres eher das semantische Feld einer geschäftlichen als das einer familiären Beziehung. In dieser von ihr getroffenen Wortwahl liegt u.a. auch die Festlegung bzw. Formulierung des *Motivs der Fallmanagerin* begründet, die ebenfalls in das semantische Feld eingeordnet werden kann. Der Grund, ihrem Bruder diese Aufgaben zu delegieren, liegt in der sachlichen Abwägung seiner beschriebenen Kompetenzen und Ressourcen zu ihren sehr eingeschränkten zeitlichen Ressourcen:

ich schicke ALLE WIRKLICH ALLE briefe ALLE papiere beantwortet er zuhause, dann unterschreibe ich nur, und er sammelt meine sachen; weil ich KÖNNTE nicht alleine. ich werde nie schaffen. nie. ich werde nie; nie nie. wirklich nie. das ist wirklich viel arbeit. und DAS fehlt denke ich bei die familien mit die behinderte kinder.

Es erfolgt auf der Grundlage ihres eigenen Erfahrungshintergrundes eine Transferleistung auf die Situation anderer betroffener Familien, denen eine solche Unterstützung ihrer Ansicht nach fehlt.

Auf die Feststellung der Interviewerin, Frau Torres hätte noch nichts über den Vater von Maria erzählt, antwortet diese »er spielte nie eine richtige oder wichtige rolle in marias leben oder in mein leben [...] auch nicht emotional oder so«. Aus anderen Gesprächen mit Frau Torres sind folgende Aspekte seiner Biographie bekannt: Marias Vater ist ebenfalls Chilene und war während der Diktatur aufgrund der haltlosen Anschuldigung, ein Kommunist zu sein, Internierter eines Konzentrationslagers. Als Folteropfer des Pinochet-Regimes flieht er ebenfalls nach Deutschland, wo er Frau Torres kennenlernt. Die beiden trennen sich etwa ein Jahr nach Marias Geburt. Seither ist der persönliche Kontakt fast vollständig abgebrochen. Die sehr vereinzelt Treffen in den vergangenen Jahren waren seinerseits von starker Unsicherheit und Distanz gegenüber seiner Tochter gekennzeichnet. Als Grund für den Kontaktabbruch sieht Frau Torres die Tatsache, dass nach den Jahren der Diktatur Untersuchungen stattgefunden haben, die sich mit den Nachkommen der Internierten des Konzentrationslagers, in dem auch Marias Vater einsaß, beschäftigten. Es wurde festgestellt, dass überdurchschnittlich viele Kinder dieser Männer psychisch und physisch auffällig sind und einige von ihnen komplexe Behinderungsformen aufweisen. Es wird vermutet, dass dies eine Folge der als Foltermethode regelmäßig verabreichten Drogen und Medikamente sein könnte. Laut Frau Torres wurden die Untersuchungen nie abgeschlossen. Ergebnisse sind ihr nicht

bekannt. Das Wissen um die mögliche Erklärung für die Behinderung seiner Tochter und die damit verbundenen Erinnerungen könnten laut Frau Torres der Grund für die gescheiterten Versuche sein, sich Maria anzunähern.

Bezugnehmend auf die Tatsache, dass zu Marias Vaters seit langer Zeit kein Kontakt mehr besteht, stellt Frau Torres zunächst fest: »ich denke das ist besser so. weil wegen die entSCHEIdung denke ich. oder vielleicht wegen meine persona-lität; man muss viele sachen entscheiden und möchte niemanden fragen«. Das *Motiv der Erlangung von Autonomie und Selbstbestimmung* tritt in Erscheinung. Repetitiv und zunehmend pointiert erläutert sie die Bedeutung dieser Aussage und schreibt ihr damit besondere Bedeutsamkeit zu:

wenn er bei mir wäre, ich würde WENIGER unterstützung von mein BRU-der zu haben und meine familie; weil SO ist, wenn du jemanden bei DIR hast; die familie geht ein bisschen zurück. UND mit eine partner in eine so schwierige situation gUT zu verstehen und die SELBE SINN zu haben, SEHR sehr schwer. [...] lieber von anfang an eine situation zu haben dass du ALLEINE bist; ALLEIN entscheidest; und du musst ge-staltest dein leben wie DU möchtest. [...] DAS ist MEINE meinung. vielleicht HART vielleicht blöd vielleicht doof; aber ich denke nach die ganze, was ich erLEBT habe, das ist denk ich der richtige weg für mich. vielleicht für andere frauen nicht.

Hier tritt neben einer ausgeprägten individualisierten Agency das familiäre ›Geworden-sein‹ in Erscheinung. Die Aussage impliziert die Annahme, dass innerhalb einer Partner-schaft entscheidende Fragen gemeinsam entschieden werden würden, wohingegen Frau Torres durch ihren Familienkreis (insbesondere ihren Bruder) Unterstützung erfährt, ohne dass ihr alleiniges Entscheidungsrecht in Frage gestellt wird. Die Lebenssituation mit Ma-ria scheint demnach einen entscheidenden Einfluss auf die Entscheidung gegen das Zu-sammenleben mit einem festen Partner und somit auf das ›Gewordensein‹ ihrer *Kernfami-lie* zu haben. Die Herausstellung der Subjektivierung durch den Verweis auf ihre persön-liche Meinung sowie ihre Meinungsbildung auf der Grundlage ihrer Erlebnisse bzw. Erfahrungen deuten auf ein hohes Reflexionsniveau von Frau Torres hin. Dieses kann anhand weiterer sprachlicher Phänomenalisierungen belegt werden, bspw. durch Per-spektiventriangulationen wie *die eine und die andere Seite*. Die weitere Analyse der Episteme, die Auskunft darüber geben, welche Geltungskraft die Erzählperson ihren ei-genen Aussagen verleihen möchte (vgl. KRUSE 2008, 140), zeigt eine durchgängig fest-stellbare Subjektivierung ihrer Erzählungen durch die Formulierung *ich denke* auf. Der mehrfach vorzufindende Erzähleinschub »ich weiß nicht« kann an einigen Stellen als

Vagheitsmarkierung angesehen werden, lässt jedoch auch die Interpretation eines komplexen Deutungsmusters von *Welt* und *Wirklichkeit* zu, die nicht in ihrer Gesamtheit erfasst und zum Ausdruck gebracht werden können.

In Bezug auf den Umgang mit Menschen mit Behinderung in Chile stellt Frau Torres zunächst fest: »die leute in chile kennen weniger behinderte menschen als HIER« und weist bezüglich des dortigen Hilfesystems insbesondere auf das Fehlen materieller Unterstützung hin: »sie bekommen von die krankenkasse keine windEL, gAR NICHTS; sondern die eltern müssen das alles SELBER (.) das geld haben«. Während sie hinsichtlich des deutschen Hilfesystems angibt: »ich denke hier ist einfach«. Nimmt sie in Bezug auf das Leben und den Umgang mit Menschen mit Behinderung in Deutschland folgende Einschätzung vor:

manchmal denke ich dass hier werden sie auch nicht so akzeptiert SONDERN hier bist du schlecht wenn du etwas gegen die behinderte menschen HAST; [...] das ist so; ich akzeptier etwas vom HERZ HER oder vom KOPF; ich denke hier in deutschland die leute akzeptieren die sache mehr von KOPF weil so soll SEIN als von herz.

Mittels der Gegenüberstellung der *Metonymien*⁸³ *Herz* für *Gefühl* und *Kopf* für *Verstand* beurteilt sie den Umgang mit Behinderung in Deutschland als rationalen Vorgang. Ihr Leben mit Maria bzw. ihren persönlichen Umgang mit der Behinderung ihrer Tochter beschreibt sie: »ich mache mein LEBEN mit diese normal kind das für mich NORMAL ist« und nimmt folgende Bewertung vor: »ich finde nicht schlecht«. Das narrativ vielschichtig aufgebaute *Muster einer starken, selbstreflektierten und selbstbestimmten Frau* wird nun um einen bedeutsamen Aspekt erweitert: die Akzeptanz der eigenen Lebenswelt als Normalität. Das *Motiv der Akzeptanz* ihrer unveränderbaren Lebenswelt mit einem Kind mit Behinderung liegt in der Erkenntnis des folgenden Kausalzusammenhanges begründet: »du musst dich ABfinden mit dieses leben. wenn du immer kämpfst gegen dieses leben bist du IMMER traurig immer so kaputt«. Die Akzeptanz stellt stattdessen eine Bereicherung dar: »ich denke das wort

⁸³ *Metonymie* kommt aus dem Griechischen und bedeutet »Namensvertauschung« (BAER/WERMKE 2002, 630). Bei der Metonymie, die innerhalb der Rhetorik ebenfalls zu den Tropen zählt, »wird ein Ausdruck für Sachverhalte benutzt, die zu denjenigen, die mit dem Ausdruck üblicherweise bezeichnet werden, in sachlichem (assoziativem, funktionalem, kausalem etc.) Zusammenhang stehen« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 220). Sie hat nach LAKOFF und JOHNSON (vgl. 2008, 47) die Aufgabe, etwas verstehbar zu machen, und nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (vgl. 2004b, 221) die Funktion von Anschaulichkeit, Prägnanz und Evidenz.

noRMAL man muss wechseln; weil ich denke alles normal ist. normal für mich DAS, für die andere SO, andere SO. [...] diese SO zu akzeptieren, denke man ist glücklich«. In Bezug auf ihr Leben mit Maria konkretisiert sie ihre Aussage wie folgt:

dass ich immer WUSSTE es gibt keine HEILung; oder es gibt kein wunder; und das hat mir meine andere hälfte leben gehOLFEN. dass es gibt keine wunder in der leben. das leben ist so wie es so ist. wunder es gibt vielleicht wenige. aber dass die kinder LAUFEN, sprechen oder gesund werden, es geht nicht. DU KANNST ein schönes leben machen, nicht mehr.

Frau Torres macht deutlich, dass sie diese Einstellung zum Leben erst durch ihre eigene Lebenserfahrung entwickelt hat: »du musst selber das suchen und erFAHREN«.

Die Einschätzung ihrer aktuellen Lebenssituation erfolgt aus zwei Perspektiven: »ich mache viel und gar nichts. (lacht) offiziell gar nichts. ich pass auf die maria«. Dem Zitat ist der Gegensatz zwischen der äußeren *offiziellen* Wahrnehmung, bezogen auf das Fehlen der Ausübung einer beruflichen Tätigkeit, und ihrer persönlichen Einschätzung der Situation zu entnehmen. So ist ihre Feststellung *ich mache viel* auf die Betreuung ihrer Tochter bezogen sowie ihr ehrenamtliches Engagement als Betreuerin und Beraterin in Deutschland lebender auf Spanisch sprechender Migranten und die ehrenamtliche Unterstützung eines sozialen Projektes in Chile.

Die Darstellung ihrer Zukunftsperspektive erfolgt auf die Frage einer Therapeutin, die nach den Zukunftsplänen von Frau Torres fragt, wenn Maria mal nicht mehr bei ihr wohnen oder evtl. sterben wird. Unter Bezugnahme auf ein kollektives Kulturmuster gibt sie an: »das denke ich sind nicht gedanken für uns, für unsere kultur; WAS (.) werden (.) wir (.) machen (.) WANN (.) das (.) passiert? wir improvisieren mehr« und bringt eine offene Zukunftsperspektive zum Ausdruck: »ich weiß nicht was passiert; keine ahnung. KEINE AHNUNG. ich weiß es nicht«.

In Bezug auf ihr früheres Leben in Chile und ihr heutiges Leben in Deutschland erfolgt eine Aushandlung der Zugehörigkeit zu beiden Ländern, zu der sie nicht eindeutig Stellung bezieht: »wenn ich jetzt überlege WO ich gehöre, ich WEISS es aber nicht. sind viele schöne sachen in chile und hier auch«. Frau Torres gibt an, mit ihrer Rente in Chile »wie eine prinzESSIN leben (lacht)« zu können, stellt jedoch heraus, dass der materielle Wohlstand für sie nicht entscheidend ist. Stattdessen

kommt sie zu dem Schluss: »das ist eine komisches gefühl; obwohl du immer träumen wieder zurückzukehren aber plötzlich hast du alles hier«. Über das Temporaladverb *immer* und das Verb *träumen* markiert Frau Torres zunächst den fortwährenden Wunsch, nach Chile zurückzukehren. Die anschließende restriktive Konjunktion *aber* deutet hier auf eine Einschränkung des Gesagten hinsichtlich der zeitlichen Dimension hin. Das Adjektiv *plötzlich* verweist auf einen abgelaufenen, in sich zunächst nicht erkennbaren Prozess, der nun unvermittelt in Erscheinung tritt. Auf die Frage, ob sie nach Chile zurückkehren möchte, antwortet Frau Torres:

ja und nein. [...] ja gerne von eine seite; von andere seite ich WEISS es nicht. ein großteil von mein leben ist hier; meine kinder, meine andere kinder sind hier. schwierig. LANGsam man hat wurzeln auch hier; ((lacht) ich gehöre (Name des Wohnortes und des Stadtteils) und nicht santiago de chile.) SO.

3.4.3 Biographische Gesamtgestalt und zentrale Ergebnisse der Fallstudie

Hinsichtlich der Erfahrung von Lebenszeit und Biographie lässt sich bei Frau Torres ein *paralleles Phasenmodell* erkennen, in dem gleichzeitig verschiedene biographische Themenfelder und Dimensionen nebeneinander stehen. Ihre Erfahrungen werden demnach unabhängig von ihrer zeitlichen Dimension miteinander in Verbindung gebracht, reflektiert und bewertet und verweisen so auf ihre Verwobenheit und Komplexität. Gleichzeitig weist die Verwendung der Adverbien *dann* und *danach* jedoch auch auf ein lineares Zeitmodell mit einer geradlinigen Entwicklung hin, das Frau Torres als Orientierungsrahmen ihrer Erzählungen dient (vgl. KRUSE 2008, 135).

Die Narrationen von Frau Torres lassen gesamtbiographisch, bis auf wenige Ausnahmen, eine starke *individualisierte Agency* erkennen. Die Rekonstruktion ihres Lebens aus der Perspektive dieses starken Ich-Bezugs zeigt darüber hinaus ein *individualisierendes Diskursivierungsmuster* an. »Die persönliche Biografie wird hierbei über die Einzigartigkeit des Individuums und seiner ganz speziellen Lebensgeschichte als etwas Besonderes konstruiert« (KRUSE 2008, 139). Gleichzeitig werden ihre Identitätskonstruktionen im Erzählen in hohem Maße sozial verortet und verhandelt, was nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN auf soziale Akzeptanz und Selbstbehauptung zielt und das Individuum in

den normativen und moralischen Strukturen seines gesellschaftlichen Umfeldes verortet (vgl. 2004b, 61). Auf der Ebene der autobiographischen Erzählung kann sich die soziale Dimension narrativer Identität u. a. in der Einbindung individueller Erfahrungen in kulturell vorgeprägte Plots und Deutungsmuster und deren moralischer Bedeutung ausdrücken. Solche kulturellen Vorlagen bzw. Muster sind hilfreich, um in Erzählungen Kohärenz herzustellen und Ausdrucksformen für unsere Erfahrungen zu finden (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 66). Frau Torres stellt eine solche Kohärenz her, indem sie ihre autobiographischen Narrationen nach dem *Muster Leben als Autonomieprojekt* aufbaut, das als biographische Konstante mit dem Ziel der Erlangung von Autonomie und Selbstbestimmung in Erscheinung tritt. Der Prozess der Autonomisierung findet vor dem Hintergrund verschiedener bestehender Abhängigkeitsverhältnisse in unterschiedlichen Lebensbereichen, zu unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Zeitpunkten und auf unterschiedlichen Ebenen statt, die sie darüber hinaus in einen erweiterten gesellschaftlichen Kontext einordnet.⁸⁴

Die Analyse von *Eingebundenheit und Kollektivität versus Ablösung und Individualität* lässt ein komplexes Gefüge erkennen, das sich zwischen Verbundenheit und Kontinuität bei gleichzeitiger Grenzziehung und Distanzierung bewegt. Das *Aushandeln von Nähe und Distanz* bezieht sich vornehmlich auf ihre Familienmitglieder und erfolgt innerhalb ihrer Narrationen unter Bezugnahme auf unterschiedliche Submotive. Ihre Lebenssituation als Migrantin in Deutschland versetzt Frau Torres in die Lage, die familiäre Eingebundenheit über die räumliche Distanz zu ihren in Chile lebenden Familienangehörigen zu kontrollieren – »hier kann ich das dosieren«.

Das Leben mit einem Kind mit komplexer Behinderung erscheint für Frau Torres als Frage der Einstellung und Organisation. Hinsichtlich der Organisation ihres Alltages tritt das zentrale *Motiv der erfolgreichen Fallmanagerin* in Erscheinung, das Frau Torres mittels unterschiedlicher Subkategorien aufbaut. Diesbezüglich nimmt sie innerhalb ihrer Erzählungen eine differenzierte und reflektierte sachbezogene Analyse von Ressourcen und

⁸⁴ Hierzu gehören u. a. die Autonomisierung von *Autoritäten* wie bspw. die Machtstrukturen der Diktatur; die Autonomisierung von *kulturellen bzw. gesellschaftlichen Zwängen* bzw. das Aushandeln kultureller Regeln und damit verbunden die Autonomisierung von *familiären Strukturen*, die Autonomisierung von *Männern* in ihrem Leben, verbunden mit der Ablehnung traditioneller Geschlechterrollenkonzepte, sowie von *Institutionen* bzw. deren Fachpersonal.

Bedarfen im Hinblick auf das Leben mit einem Kind mit komplexer Behinderung vor. Das Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem tritt, vor dem Hintergrund des Wissens um ihre Rechte, als Dienstleister in Erscheinung. Ihr Erfahrungswissen überträgt sie innerhalb ihrer Narrationen auf andere betroffene Eltern und setzt es auch im Kontext ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit praktisch um. Einen Teil ihres Lebens als Frage der Einstellung bildet zunächst das *Muster des Lebens als Autonomieprojekt*, das sie den beschriebenen Abhängigkeitsverhältnissen in ihrem Leben gegenüberstellt. Ein solches Abhängigkeitsverhältnis besteht außerdem zwischen Trau Torres und ihrer Tochter, bezüglich dessen ihr *Leben als Autonomieprojekt* um das *Motiv der Akzeptanz* ihrer unveränderbaren Lebenswelt bzw. persönlichen Normalität mit einem Kind mit Behinderung erweitert wird.

3.5 Zentrale Motive im Kontext von Migration und Behinderung

Im Rahmen der vorangegangenen Einzelfallanalysen wurden an vielfältigem Datenmaterial detaillierte biographische Rekonstruktionen vorgenommen. Obgleich in der Präsentation der Ergebnisse lediglich eine Grobstruktur der Interviewanalysen dargestellt wird, trägt diese zu einem differenzierten Bild über die biographischen Zusammenhänge, insbesondere im Kontext der Lebensereignisse Migration und Behinderung, der einzelnen Mütter bzw. Familien bei. In Bezug auf die Fragestellung der vorliegenden Arbeit – *wie die Eltern die Faktoren Migration und Behinderung im Kontext ihrer Biographie deuten* – konnten mannigfaltige subjektive Relevanzsetzungen bzw. Relevanzsysteme aufgezeigt werden. Während innerhalb der Fallstudien ein gesamtbiographischer Bezugsrahmen hergestellt bzw. beibehalten und die Verwobenheit unterschiedlicher Dimensionen herausgearbeitet wird, werden im Folgenden einige für die Forschungsarbeit relevante Schlüssel motive sowie weitere zentrale Aspekte der Analysearbeiten fokussiert. Ein besonderes Augenmerk wird hier auf jene Motive und Motivstrukturen gelegt, die Zusammenhänge zwischen Migration und Behinderung aufweisen.

Grundlegend kann als ein gemeinsamer Nenner der Erfahrung von Migration ebenso wie der Geburt eines Kindes mit komplexer Behinderung festgehalten werden, dass sie

Widerfahrnisse im Leben eines Menschen bzw. einer Familie darstellen. Sie sind unabhängig voneinander identitätsprägend und haben einen weitreichenden Einfluss auf die Lebensgestaltung und das familiäre ›Gewordensein‹. Dem *Historischen Wörterbuch der Philosophie* ist zu entnehmen, dass sich das deutsche Wort *Widerfahrnis* »aus dem übertragenen Gebrauch des mittelhochdeutschen Verbums ›widerfahren‹ in der Bedeutung ›entgegenkommen‹, ›begegnen‹« (HÜHN 2004, 678) ableitet. Es bezeichnet hier als *Pathos* all das, »was einem Seienden zukommt und zustößt«, und meint damit »jede Form des Erleidens im Gegensatz zum Tun« (MEYER-KALKUS 1989, 193). *Widerfahrnis* (*Pathos*) ist hier im phänomenologischen Sinne nach WALDENFELS gemeint als etwas, »das jeder Erfahrung und Handlung als *Ingredienz* beigemischt ist, und dies um so mehr, je einschneidender die Erfahrungen sind und je stärker sie uns verwandeln. [...] Von dieser Normalform des Leidens [...] unterscheidet sich eine Steigerungsform, wo uns nicht nur etwas entgegenkommt, sondern uns *überkommt*, uns mitreißt oder lähmt derart, daß etwas mit uns geschieht, was unsere Eigentätigkeit ausschaltet« (1998, 122). SCHÜTZE weist darauf hin, dass manche dieser ›Erleidensprozesse‹ zwar durch Handlungsaktivitäten ausgelöst werden (bspw. viele ›Erleidensprozesse‹ durch Migration) und dass Betroffene zumeist mit handlungsschematischen Kontroll- und Bearbeitungsaktivitäten reagieren. Dennoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass es »den handlungsschematischen Kontrollaktivitäten gelingt, die zunächst unkontrollierten Ereigniskaskaden und undurchsichtigen Erleidensprospekte durchgreifend oder gar nahtlos in den Bezugsrahmen sozialen Handelns zurückzuführen« (SCHÜTZE 1981, 89 f.). Im Gegensatz zu anderen alltäglichen Widerfahrnissen handelt es sich also um biographische Widerfahrnisse, die samt ihrer Rahmenbedingungen als übermächtige Ereignisse erlebt werden und einen großen Einfluss auf die Lebenswelt von Personen haben. Diese haben zur Folge, dass bisher typische Handlungsmuster auf der Grundlage von Erfahrungswissen nicht mehr bzw. nur bruchstückhaft greifen. Das ›Denken-wie-üblich‹, wie SCHÜTZ (vgl. 1972, 53 ff.) es formuliert, verliert seine Gültigkeit. Dem *Aushandeln von Heteronomie und Autonomie* kommt im Kontext dieser als übermächtig erlebten Widerfahrnisse bei den hier beschriebenen Einzelfällen eine herausragende Bedeutsamkeit zu. Die Aushandlungsprozesse der befragten Mütter sind sehr vielschichtig, treten in unterschiedlicher Weise in Erscheinung und kommen in unterschiedlichen Motiven zum Ausdruck. Sie weisen in Bezug auf Migration und Behinderung punktuell Überschneidungen und rezip-

roke Verhältnisse auf, die für die vorliegende Forschungsarbeit von besonderem Interesse sind.

Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden vier Schlüssel motive der Einzelfallanalysen dargestellt. In Bezug auf die Fragestellung der Studie wird das Augenmerk ferner auf erkennbare Ressourcen der Familien gerichtet. Der Frage nach den Bedarfen wird im anschließenden Kapitel, im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Behindertenhilfe, nachgegangen.

Frau Günes (Türkei): Aushandlung von Identität

Frau Günes integriert die Widerfahrnisse Migration und Behinderung in ihr *Identitätskonzept*, das sie explizit auf die folgenden drei identitätsstiftenden Dimensionen bezieht: *Mutter eines Kindes mit Behinderung*, *Türkin* und *Individuum* zu sein. Diese werden von Frau Günes innerhalb ihrer Narration zunächst getrennt voneinander in einem komplexen Gefüge aufgebaut und in einem abschließenden Erzählsegment zusammengeführt, ausgehandelt und zu einer untrennbaren Einheit miteinander verknüpft. Frau Günes baut ihre Erzählungen als *Erfolgsgeschichte* auf, indem sie die drei identitätsstiftenden Dimensionen retrospektiv in positiver Weise in ihr Identitätskonzept integriert. Insgesamt konnte ein *spiralförmiges Zeitmodell* herausgearbeitet werden, das vor dem Hintergrund der Darstellung stetig steigender Lern- und Erkenntnisprozesse in seiner Gesamtentwicklung einer *Aufwärtsspirale* folgt. Um eine Erfolgsgeschichte erzählen zu können, stehen Frau Günes insbesondere folgende *Ressourcen* zur Verfügung, die sie als solche auch deutlich benennt: *persönliche Ressourcen* wie ihre Offenheit und ihre positive Einstellung zum Leben, die bspw. in der Bewertung von Misserfolgen als Lernprozess zum Ausdruck kommt, sowie *finanzielle Ressourcen* aufgrund des gewonnenen Gerichtsprozesses.

Frau Barbarez (Bosnien): Behinderung als Grund, in Deutschland zu bleiben

Für Frau Barbarez kann insgesamt festgehalten werden, dass diese im Aushandlungsprozess eines für sie nicht aufzulösenden Dilemmas verhaftet geblieben ist, was u.a. durch das Analyseergebnis eines *statischen Modells* der Erfahrung von Lebenszeit aufgezeigt werden kann. Aus ihrer Perspektive scheint sie infolge der heteronomen Bedingun-

gen durch ihre Fluchtmigration und die Behinderung ihres Sohnes bis heute einen äußerst eingeschränkten Handlungsspielraum und dadurch eine geringe Handlungsmacht zu besitzen. Die unfreiwillige Migration nach Deutschland sowie der für sie ebenfalls unfreiwillige Verbleib dort aufgrund der Behinderung ihres Sohnes bringen die Aspekte Migration und Behinderung in einen direkten Zusammenhang, was im Motiv *Behinderung als Grund, in Deutschland zu bleiben*, deutlich wird.

In Anbetracht dieses Motivs wird dem Kind mit Behinderung eine tragende Rolle bezüglich der existenziellen Entscheidung nach dem Lebensmittelpunkt zugeschrieben, mit weitreichenden Folgen für die gesamte Familie. Die Behinderung wird damit unabhängig von einem Prozess der Annahme und Akzeptanz immer auch als Problem wahrgenommen. Zum Ausdruck bringt Frau Barbarez dies durch den – wie ihr bewusst ist – nicht zu realisierenden Wunsch, Rahim solle wieder gesund werden. Durch seine Verwirklichung würden sich nahezu alle durch sie dargestellten Problemfelder lösen. Vor diesem Hintergrund baut Frau Barbarez eine stabile problemorientierte Zukunftsperspektive auf, bezüglich derer sie aus ihrer Perspektive keine veränderbare Handlungsmacht besitzt.

Aufgrund der Behinderung in Deutschland zu bleiben kann möglicherweise als ein spezifisches Phänomen im Bezugsrahmen von Komplexer Behinderung angesehen werden. Für Familie Barbarez ist das – im Verhältnis zu Bosnien – relativ gut ausgebaute Sozial- und Hilfesystem der entscheidende Einflussfaktor, Deutschland als Lebensmittelpunkt beizubehalten. Für Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit einer leichten kognitiven Beeinträchtigung könnte sich ein gegenläufiges Bild abzeichnen. Beispiele von Familien, die aus weniger leistungsorientierten Ländern nach Deutschland migriert sind, haben gezeigt, dass eine solche Diagnose – Lernbehinderung oder leichte geistige Behinderung – ggf. als überzogen bewertet wird, wenn die Behinderung in dieser leichten Form im Herkunftsland nicht in Erscheinung getreten wäre. Die mit der Diagnose einhergehende Stigmatisierung und Marginalisierung kann für diese Eltern so schwer wiegen, dass ein Rückzug in das Herkunftsland in Erwägung gezogen wird bzw. erfolgt (vgl. u.a. KAUCZOR 2004, 78 f.). Die spezifischen und differenzierten Fördermöglichkeiten in Deutschland stehen in diesem Fall nicht im Vordergrund. Inwieweit die vorangestellte Annahme zutrifft, müsste durch weitere Forschung geklärt werden. Unter Berücksichtigung ihrer kaum vorhandenen zeitlichen, sozialen, finanziellen und gesundheitli-

chen Ressourcen konnte ein *Ressourcendilemma* herausgearbeitet werden, d.h. ein sich negativ bedingendes Gefüge nicht oder gering vorhandener Ressourcen.

Frau Gomes (Portugal): Motiv der Lebensqualität

Frau Gomes baut für ihr Leben in Portugal das *Motiv des ›Gepacktseins‹ von Familie und Krankheiten* auf und erlangt erst durch das Verlassen ihres Elternhauses bzw. ihre Migration in die Schweiz einen Grad der Selbstständigkeit, der im Motiv des *Erwachsenwerdens* zum Ausdruck kommt. Die darauffolgende Migration nach Deutschland steht für sie in Zusammenhang mit dem Ziel der Erlangung besserer *Lebensqualität*. Durch die Geburt ihres Sohnes treten die früheren Muster jedoch erneut in Erscheinung. Das *Motiv des ›Gepacktseins‹ von Familie und Behinderung* wird deutlich, im Kontext dessen sie sich zunächst wiederum als nicht selbstbestimmte und handlungsunfähige Person positioniert. Die Behinderung ihres Sohnes geht außerdem einher mit einer narrativ deutlich zum Ausdruck gebrachten Einschränkung ihrer Lebensqualität, so dass mit der Migration in Verbindung gebrachte positive Veränderungen ihrer Lebenssituation sowie Erwartungen und Hoffnungen nicht erfüllt werden. Eine weitere Herausforderung aus dem Zusammenreffen der Faktoren Migration und Behinderung ergibt sich für Frau Gomes dadurch, dass die Geburt ihres Sohnes eine vertiefte Auseinandersetzung mit ihrem Leben in Deutschland, z.B. mit der deutschen Sprache oder dem Gesundheitssystem, erforderlich macht. Für sie kommt es dadurch zu einer zeitgleichen und damit doppelten Herausforderung, da sie sich bis zu diesem Zeitpunkt sowohl privat als auch beruflich in Deutschland fast ausschließlich im Kreise ihrer portugiesischen Familie bewegt. Dennoch gelingt es Frau Gomes, ihre Handlungsmacht wiederzuerlangen. Zur Wiederherstellung ihrer Lebensqualität entschließt sie sich in Deutschland zu bleiben und nutzt das Behindertenhilfesystem, indem sie sich für eine Heimunterbringung ihres Sohnes entscheidet.

Innerhalb ihrer Erzählungen markiert Frau Gomes insbesondere *persönliche Ressourcen*. Durch eine reflektierte Selbsteinschätzung ihrer Handlungsmöglichkeiten und -grenzen ist sie in der Lage, professionelle Unterstützung und Beratung von Fachleuten – abgestimmt auf ihre individuellen Bedürfnisse – in Anspruch zu nehmen.

Frau Torres (Chile): Leben als Autonomieprojekt

Das Motiv *Leben als Autonomieprojekt*, das ein zentrales Analyseergebnis des Interviews mit Frau Torres darstellt, greift den erwähnten Aushandlungsprozess zwischen Heteronomie und Autonomie in besonderer Weise auf. Ihre Narrationen weisen gesamtbiographisch auf das Ziel der Erlangung von Autonomie und Selbstbestimmung hin. Im Hinblick auf ihre Tochter, zu der durch deren Behinderung ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis besteht, erweitert sie ihr *Leben als Autonomieprojekt* um das *Motiv der Akzeptanz* ihrer unveränderbaren individuellen Lebenswelt mit einem Kind mit Behinderung. Auch für andere Lebensbereiche ist ein aktives Aushandeln zwischen Widerfahrnissen in ihrem Leben und ihrer *Idee vom Leben* feststellbar, bspw. die unfreiwillige Fluchtmigration und ihr Leben in Deutschland. Ihre dementsprechende Haltung äußert sich bspw. im Motiv der *Fallmanagerin*. Sie geht einher mit einem reflektierten Umgang mit ihren eigenen und weiteren ihr zur Verfügung stehenden Ressourcen, verbunden mit einer diesbezüglich differenzierten Kosten-Nutzen-Rechnung. Auf der Grundlage ihrer Narrationen konnten folgende ihr zur Verfügung stehenden *Ressourcen* herausgearbeitet werden: Als *persönliche Ressource* stellt Frau Torres ihre Selbstwahrnehmung als handlungsmächtiges Individuum bei gleichzeitiger Akzeptanz unveränderbarer lebensweltlicher Aspekte dar. Als *familiäre Ressource* nennt sie insbesondere ihren Bruder, dessen Unterstützung sie auf der Grundlage einer weiteren *persönlichen Ressource* nutzt: der differenzierten und reflektierten sachbezogenen Analyse ihrer eigenen Ressourcen und Bedarfe. Darüber hinaus weist Frau Torres mehrfach auf ein internationales und interkulturelles *soziales Netzwerk* hin.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Migration und Behinderung als biographische Widerfahrnisse bezeichnet werden können, infolge derer sich die Betroffenen einer gegenstandsbezogenen Auseinandersetzung nicht entziehen können. Die vorliegenden Fallrekonstruktionen deuten dabei in besonderer Weise auf Aushandlungsprozesse hin, die sich im Spannungsfeld zwischen Heteronomie und Autonomie bewegen. Hinsichtlich der Geburt eines Kindes mit Komplexer Behinderung ist davon auszugehen, dass es sich hierbei stets um ein unfreiwilliges Widerfahrnis im Leben eines Menschen und einer Familie handelt. Die Behinderung erhält somit ›aufgelegte‹ thematische Relevanz (vgl. SCHÜTZ/LUCKMANN 1979, 229 ff.) im Leben der Betroffenen und setzt deren

Lebensgestaltung und Zukunftsplanung in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dieser. Ein prägnantes Beispiel der Einzelfälle ist in diesem Zusammenhang die existenzielle Entscheidung des Ehepaares Barbarez, in Deutschland zu bleiben. Deutlich erscheint auch die Entscheidung von Frau Günes, ein weiteres Kind zu bekommen, das ihrem Sohn mit Behinderung ein Vorbild sein könnte. Innerhalb der familiären Systeme konnte aus Perspektive der befragten Mütter eine besonders starke Bindung und damit ein direktes Abhängigkeitsverhältnis zu deren Kindern mit Behinderung festgestellt werden, das die Autonomie der Frauen in unterschiedlichen Lebensbereichen (zunächst) stark einschränkt. Im Unterschied zu Behinderung stellt Migration nicht zwangsläufig ein unfreiwilliges Widerfahrnis dar. Aufgrund dessen lässt sich ein weiter gefasstes Spektrum erlebter Heteronomie und Autonomie feststellen, das von unterschiedlichen Einflussfaktoren abhängig ist.

Die Widerfahrnisse von Migration und Behinderung wurden und werden von den Befragten in unterschiedlicher Weise wahrgenommen, bewertet und unter Berücksichtigung unterschiedlicher Ressourcen und Belastungen bewältigt, was wiederum in unterschiedlichen Verlaufskurven zum Ausdruck kommt. Diese sind von zahlreichen unterschiedlichen Einflussfaktoren abhängig. Welche Merkmale und Merkmalskombinationen im Kontext von Migration und Behinderung von Bedeutung sein können, wird im nächsten Kapitel ausführlich dargestellt.

4 THEORETISCH-PRAKTISCHE EINORDNUNG DER EMPIRISCHEN ERGEBNISSE

Der Begriff der Fremdheit durchzieht die Diskurse zur Migrationsforschung und stellt auch in der vorliegenden Forschungsarbeit einen zentralen Begriff dar. Die Wörter *fremd* und *Fremdheit* weisen einen komplexen Bedeutungsgehalt auf. Einige Grundgedanken werden unter Bezugnahme auf den Phänomenologen BERNHARD WALDENFELS, als Basis für die darauffolgenden Ausführungen und damit im Hinblick auf interkulturelle Begegnungen, in diesem Exkurs skizziert.

WALDENFELS unterscheidet in seinen Ausführungen zur Fremdheit zwischen Eigenem und Fremdem sowie zwischen Eigenartigem und Fremdartigem. Als das *Fremde* bezeichnet er »unbekannte und unverfügbare *Erfahrungsgehalte* und *Erfahrungsbereiche*. Fremd ist, was jenseits der Grenzen dessen liegt, was man mit Husserl *Eigenheitssphäre* nennen könnte« (WALDENFELS 1987, 122) wohingegen *Eigenheit* im weitesten Sinne als Zugehörigkeit, Vertrautheit und Verfügbarkeit zu verstehen ist (vgl. WALDENFELS 1998, 59). *Eigenes* und *Fremdes* sind jedoch keine klar voneinander trennbaren Bereiche, sondern »mehr oder weniger ineinander verwickelt [...], so wie ein Netz sich verdichten oder lockern kann« (WALDENFELS 1997, 67). *Fremdartiges* im Kontrast zu Eigenartigem wäre dagegen »etwas, was die bestehenden *Erfahrungsstrukturen* und *Erfahrungsordnungen* sprengt, Unbekanntes in einem gesteigerten Sinne also, für das unsere Ordnungsraster nicht ausreichen« (WALDENFELS 1987, 122 f.).

Fremdheit ist demnach nicht als Eigenschaft von Individuen oder Gruppen zu verstehen, sondern ist vom je eigenen Ordnungskonzept abhängig. Die Hervorbringung und Aufrechterhaltung einer überindividuellen Ordnung lässt sich phänomenologisch mit dem Begriff der Kultur beschreiben (vgl. DEDERICH 2009, 32). »Kultur stiftet kommunikative, symbolische und soziale Ordnungen, die durch ein System von Normen und Wertevorstellungen eingerahmt sind und so eine gewisse Stabilität und Dauer erlangen und damit den einzelnen Menschen zur existenziellen Orientierung zur Verfügung stehen« (DEDERICH/GREIVING/MÜRNER u.a. 2009, 9; zum Kulturbegriff vgl. Kapitel 1.2). Als fremd

gilt nach WALDENFELS nun das, »was aus der jeweiligen kollektiven Eigenheitssphäre ausgeschlossen und von der kollektiven Existenz getrennt ist, was also nicht mit anderen geteilt wird. Fremdheit bedeutet in diesem Sinn Nichtzugehörigkeit zu einem Wir« (1997, 22).⁸⁵

Für AUERNHEIMER (vgl. 2005, 54 f.) als Vertreter der interkulturellen Pädagogik gilt es, *Fremdheit* und *Verstehen*, auch unabhängig von einer kulturellen Differenz, als pädagogische Grundprobleme zu begreifen. Dem Verstehen, so konnte bereits in den Ausführungen zum Lebensweltkonzept nach SCHÜTZ als auch innerhalb des Kapitels zu den methodologischen und methodischen Grundlagen der Forschungsarbeit festgehalten werden, sind grundsätzlich und in interkulturellen Begegnungen noch verstärkt, *Verstehensgrenzen* eingezogen.

Im Vordergrund der Ergebnispräsentation stand bislang die subjektive Perspektive der einzelnen Mütter im Kontext der in sich geschlossenen, biographisch strukturierten Einzelfälle. In diesem Kapitel erfolgt nun eine Strukturierung und Bündelung der Analyseergebnisse. Durch die Einordnung des empirischen Datenmaterials in einen weiter gefassten thematischen Gesamtzusammenhang werden im Folgenden zentrale Ergebnisse und Aspekte der Fallstudien hervorgehoben.

4.1 Zusammenführung der empirischen Ergebnisse der Fallstudien

Grundlegend konnte bereits festgehalten werden, dass das Herkunftsland und/oder die Herkunftskultur eines Menschen, die Erfahrung von Migration und die Geburt eines behinderten Kindes unabhängig voneinander identitätsprägende Aspekte darstellen, die weitreichenden Einfluss auf die persönliche und familiäre Entwicklung und die Lebensgestaltung haben. Übergreifende Motive in Bezug auf das Phänomen Migration und Be-

⁸⁵ Zum *Fremdheitsbegriff* aus phänomenologischer Perspektive vgl. u.a. WALDENFELS (1997, 1998, 2006), LIPPITZ (2003), mit dem Schwerpunkt Erziehungswissenschaft sowie NTOUROU (2007) und STINKES (1993) im Kontext der Heil- und Sonderpädagogik.

hinderung herauszuarbeiten, die den vier befragten Müttern gemein sind, erweist sich als schwierig. Dennoch lassen sich aus den Einzelfällen und über diese hinaus verschiedene Merkmale und Merkmalskombinationen mit unterschiedlicher Bedeutsamkeit für das Leben von Familien mit Migrationserfahrung und einem Kind mit (Komplexer) Behinderung benennen. Spezifika, die für die Familien und die thematische Auseinandersetzung insgesamt – in unterschiedlicher Weise – relevant sind, werden im Folgenden dargestellt.

Migrationsspezifische Perspektive

Ausgehend vom Lebensweltkonzept nach SCHÜTZ befindet sich der Mensch zu jedem Zeitpunkt seines täglichen Lebens in einer biographisch bestimmten Situation, die sich aus der Aufschichtung sämtlicher vergangenen Erfahrungen ergibt. Diese Erfahrungen dienen – organisiert in einem Wissensvorrat – als Bezugsschema zur Weltauslegung und bilden die Grundlage, auf der jede Situation definiert und bewältigt wird (vgl. SCHÜTZ 1971b, 10 f.; 1979, 133). Aus einer solchen spezifischen Situation heraus erzählen die befragten Familien über ihr Leben in Deutschland. Sie bewerten und beurteilen dieses Leben – direkt oder indirekt – vor dem Hintergrund ihrer Herkunftskultur und ihres Herkunftslandes, ihrer Migrationsgeschichte und ihrer in Deutschland gemachten Erfahrungen. Im Vordergrund steht hier die Perspektive von Personen mit eigener Migrationserfahrung, d.h. Migranten der ersten Generation. Vor dem jeweiligen biographischen Erfahrungshintergrund lassen sich – aus den Einzelfallanalysen und über diese hinaus – zunächst migrationsspezifische Merkmale herausarbeiten. Zentrale Aspekte werden im Folgenden dargestellt.

- *Herkunftsland – ethnische Zugehörigkeit – Herkunftskultur:* Eine eindeutige Zuordnung des Herkunftslandes, der ethnischen Zugehörigkeit bzw. der Herkunftskultur der Familien ist zuweilen nur schwer möglich. Während Frau Günes als Kind türkischer Eltern in der Türkei geboren ist und sich selbst als Türkin bezeichnet, beschreibt sie die Türkei als Urlaubsland und Dänemark als ihre Heimat. Über die Einzelfälle hinaus ist die Unterscheidung zwischen nationaler, ethnischer und kultureller Herkunft dahingehend bedeutsam, dass durch die nationale Herkunft nicht unbedingt auf die ethnische Zugehörigkeit bzw. Herkunftskultur geschlossen werden kann. In Äthiopien leben bspw. mehr als 80 verschiedene Völker in einem Land. Andererseits kann sich ein Volk über

mehrere Länder erstrecken, wie das Volk der Kurden über die Türkei, den Irak, den Iran und Syrien.

- *Kulturelle Orientierungen im Kontext von Migration:* Nach SCHÜTZ (vgl. 1972, 53 ff.) bieten die Kultur- und Zivilisationsmuster einer bestimmten sozialen Gruppe ihren Mitgliedern ein Orientierungssystem, die soziale Welt auszulegen und mit Dingen und Menschen umzugehen.⁸⁶ Aus der hier fokussierten Perspektive treffen durch interkulturelle Begegnungen verschiedene Kultur- und Zivilisationsmuster unterschiedlicher sozialer Gruppen aufeinander. In einer solchen (Fremd-)Begegnung, in der der jeweilige kulturell spezifische Habitus einer Person zumeist erst zum Gegenstand der Betrachtung wird (vgl. AUERNHEIMER 2005, 69), können Teile der Orientierungsmuster ihre Gültigkeit verlieren. Infolgedessen kann es zu kulturellen Transformationsprozessen kommen. »Wenn wir Kultur als Orientierungssystem verstehen, so ergibt sich daraus die Konsequenz, daß Kultur sich mit der Änderung von Lebensverhältnissen verändern muß, um weiter zur Orientierung tauglich zu sein« (AUERNHEIMER 1999, 32).

Die *Religionszugehörigkeit* wird in der Auseinandersetzung mit dem Themenfeld der Migration häufig als zentraler Aspekt der Werteorientierung hervorgehoben. Innerhalb der Narrationen der befragten Mütter, die dem Christentum (Familie Torres, Familie Gomes) sowie dem Islam (Familie Barbarez, Familie Günes) angehören, wird deren jeweilige religiöse Orientierung kaum explizit aufgegriffen und scheint für die Befragten in Bezug auf die Thematik zunächst keine vordergründige Rolle zu spielen. Aus diesem Grund stellt die Religionszugehörigkeit keinen herausragenden Aspekt innerhalb der vorliegenden Forschungsarbeit dar. Gleichwohl muss festgehalten werden, dass u. a. die Religion Einfluss auf gesellschaftliche Wertesysteme und damit verbunden auf kollektive soziale Regeln und Handlungsstrukturen hat, die innerhalb einer Gesellschaft als Orientierungssystem dienen. Diese finden in den Analyseergebnissen ihre Berücksichtigung, werden jedoch nur insoweit auf die Religionszugehörigkeit bezogen, wie es aus den Erzählungen hervorgeht. Frau Günes gibt bspw. an, dass eine Abtreibung eines Kindes mit Behinderung für sie nicht in Frage kommt. Ob es sich hierbei um eine traditionell muslimische Sichtweise handelt, nach der Behinderung als

⁸⁶ Vgl. hierzu auch Kapitel 2.1 und die Definition von Kultur in Kapitel 1.2.

ein von Gott gegebenes Schicksal erachtet wird und eine Abtreibung als eine Art Gotteslästerung begriffen werden würde (vgl. MERZ-ATALIK 2001, 75), oder um eine Aussage vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen bzw. ihrer persönlichen Einstellungen, kann nicht abschließend bewertet werden.

Über die Einzelfälle hinaus kann beobachtet werden, dass Personen eines bestimmten Herkunftslandes in der öffentlichen Diskussion häufig eine bestimmte Religionszugehörigkeit zugesprochen wird – wie der Islam dem türkischen Volk –, die vielfach eine untrennbare Einheit zu bilden scheinen. Solche Zuschreibungen sind oftmals an bestimmte Vorstellungen oder ›Bilder‹ in Bezug auf die Religionsgemeinschaft gebunden. Eine solche Generalisierung der Zuordnung ist zunächst grundsätzlich in Frage zu stellen. Hinzu kommt, dass innerhalb einer Religion unterschiedliche Richtungen und Strömungen sowie verschiedene Stärken der Ausübung existieren. Ein weiteres Beispiel für eine vorschnelle Zuordnung der Religionszugehörigkeit ist, dass verschiedene afrikanische Volksgruppen häufig mit sogenannten Naturreligionen in Verbindung gebracht werden. In Äthiopien leben nach Angabe des Auswärtigen Amtes⁸⁷ jedoch überwiegend äthiopisch-orthodoxe Christen, Muslime und Protestanten, während lediglich 3,3 % der Bevölkerung Anhänger einer Naturreligion sind.

- *Gründe für Migration:* Während Frau Torres und Familie Barbarez eine Fluchtmigration zugeschrieben werden kann, handelt es sich bei Herrn und Frau Gomes um sogenannte Arbeitsmigration, ebenso wie bei den Eltern von Frau Günes, die auf der Suche nach Arbeit mit ihren Kindern nach Dänemark migriert sind. Die Migration von Frau Günes von Dänemark nach Deutschland erfolgte aus familiären Gründen und kann möglicherweise als Heiratsmigration beschrieben werden.⁸⁸ Mit dem Migrationsgrund sind oftmals bestimmte Wünsche und Zukunftserwartungen der Familien verbunden. Frau Gomes benennt u. a. die besseren Verdienstmöglichkeiten in Deutschland als Migrationsgrund und migriert mit dem Ziel besserer Lebensqualität.

⁸⁷ Vgl. www.auswaertiges-amt.de, Stand: 10.09.2011.

⁸⁸ Dass es sich bei Begriffen wie Arbeits- und Fluchtmigration um eine idealtypische Trennung mit fließenden Übergängen handelt, wurde bereits in Kapitel 1.1 zur Migration dargestellt.

- *Räumliche Aspekte von Migration:* Im Fall der Migration von Portugal, Bosnien und der Türkei nach Deutschland handelt es sich um *internationale Migration* innerhalb Europas, während Frau Torres eine *interkontinentale Migration* innerhalb ihrer Biographie verzeichnet.
- *Zeitliche Aspekte von Migration:* Die befragten Mütter leben zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 14 und 26 Jahre in Deutschland. Die Fluchtmigration von Frau Torres und Familie Barbarez kann *nicht* als geplant dauerhafte Migration angesehen werden. Frau Günes hingegen migriert mit dem Ziel, in Deutschland zu bleiben. In Bezug auf Familie Gomes kann keine genaue Aussage über die geplante Dauerhaftigkeit ihres Aufenthaltes getroffen werden.

Hinzuzufügen wäre, dass die Dauer des Aufenthaltes nicht mit dem Grad der Integration in Deutschland in Zusammenhang zu setzen ist. Insbesondere Frau Torres macht deutlich, dass sie zunächst eine Rückkehr in ihr Herkunftsland vorsieht. Sieben Jahre lebt sie in Deutschland im Exil, in denen ihr die Einreise nach Chile verweigert wird. Angesichts der Überzeugung, Deutschland baldmöglichst wieder zu verlassen, sind zu Beginn ihres Aufenthaltes keine Integrationsbemühungen ihrerseits festzustellen. Die Dauer des Aufenthaltes kann demnach nicht als Indiz dafür angesehen werden, wie sehr sich Personen mit Migrationserfahrungen eingelebt haben bzw. wie sehr sie integriert sind.

- *Aufenthaltsstatus:* Während alle Mitglieder der Familien Günes und Torres die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, kann das Ehepaar Gomes, das aus einem Mitgliedstaat der Europäischen Union nach Deutschland migriert ist, eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis vorweisen. Herr und Frau Barbarez hingegen besitzen eine befristete Aufenthaltserlaubnis, die sie alle zwei Jahre neu beantragen müssen, während ihr Sohn eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis hat. Obgleich der Aufenthaltsstatus des Ehepaares Barbarez während des Interviews nicht thematisiert wird, kann eine gewisse Diskrepanz zwischen der Entscheidung, aufgrund der Behinderung des Sohnes in Deutschland zu bleiben, und den faktischen Rahmenbedingungen, stets nur ein befristetes Bleiberecht zu haben, festgestellt werden.
- *Zugehörigkeit zur sozialen Schicht im Herkunftsland und in Deutschland:* Zunächst ist festzuhalten, dass die Familien aus unterschiedlichen sozialen Schichten nach

Deutschland gekommen sind. Aus migrationsspezifischer Perspektive können sich Unterschiede zwischen der Zugehörigkeit zur sozialen Schicht im Herkunftsland und in Deutschland ergeben. Frau Torres stammt aus einer wohlhabenden Familie, sie hat in Chile studiert und dort mit ihrem Mann, einem angesehenen Künstler, in finanziell gesicherten Verhältnissen gelebt. Heute ist sie Witwe, alleinerziehende Mutter von drei Kindern, kann aufgrund des hohen Versorgungs- und Pflegeaufwandes ihrer Tochter keiner geregelten Arbeit nachgehen und erhält staatliche Sozialleistungen. Auch Herr und Frau Barbarez lebten in Bosnien in finanziell und sozial gesicherten Verhältnissen. In Deutschland beziehen sie Sozialleistungen. Hieraus ergibt sich ein vielschichtiges Bild: Die Lebenswelt der Eltern setzt sich u.a. zusammen aus der sogenannten Schichtzugehörigkeit im Herkunftsland und jener in Deutschland. Die Fremdwahrnehmung der Familien aus Perspektive in Deutschland lebender Personen, bspw. Fachleuten der Behindertenhilfe, bezieht sich hingegen zumeist lediglich auf einen Teilbereich – die gegenwärtige Lebenssituation. Infolgedessen können sich Lebenswelt und Fremdwahrnehmung der Person mitunter stark voneinander unterscheiden. Aus Perspektive der Fachleute können daraus nicht adäquate Verhaltensmuster und Erwartungshaltungen entstehen. In den beiden beschriebenen Fällen scheint die heutige soziale Lage der Familien in direktem Zusammenhang mit der komplexen Behinderung ihrer Kinder zu stehen, was hier außerdem auf ein behinderungsspezifisches Merkmal verweist.

- *Verhältnis zum Herkunftsland bzw. zur Herkunftskultur:* Vor dem Hintergrund der vorangestellten migrationsspezifischen Merkmale und der biographischen Erfahrungsaufschichtung der Familien sind unterschiedliche Bezüge zum Herkunftsland und/oder zur Herkunftskultur der einzelnen Familien feststellbar. Frau Barbarez stellt eine starke Bindung zu Bosnien heraus und markiert ihre bosnische Identität. Frau Torres, die über einen langen Zeitraum die Rückkehr in ihr Herkunftsland plant, positioniert sich auch heute als Chilenin, hebt jedoch gleichzeitig ihr ›Deutschsein‹ hervor. Frau Günes hat kaum Bezug zu ihrem Herkunftsland, nimmt jedoch eine Selbstpositionierung als Türkin vor. Das Verhältnis zum Herkunftsland bzw. zur Herkunftskultur geht außerdem einher mit einem jeweils spezifischen *Verhältnis zum Aufnahmeland bzw. zur Aufnahmekultur.*

Behinderungsspezifische Merkmale aus migrationsspezifischer Perspektive

Aus der dargestellten vielschichtig aufgebauten und stets individuellen migrationsspezifischen Perspektive erfolgt die Bewertung und Bewältigung der gegenwärtigen Lebenssituation. Zunächst kann davon ausgegangen werden, dass Personen mit eigener Migrationserfahrung in verschiedenen Lebensbereichen auf die ihnen zur Verfügung stehenden kulturspezifischen Wissensbestände in Bezug auf ihr Herkunftsland/ihre Herkunftskultur zurückgreifen – insbesondere während ihrer ersten Zeit in Deutschland. Für Familien mit einem Kind mit komplexer Behinderung kann festgehalten werden, dass diese – zumindest durch die notwendige medizinische Versorgung des Kindes und auch darüber hinaus – sehr früh in das deutsche Hilfesystem eingebunden sind und damit immer auch mit einer deutschen Perspektive auf Behinderung konfrontiert werden.⁸⁹ Das bedeutet: Die Hinwendung zu ihrem Leben mit einem Kind mit komplexer Behinderung in Deutschland erfolgt – in sehr unterschiedlichem Maße – unter Bezugnahme sowohl auf das Herkunftsland/die Herkunftskultur als auch das Aufnahmeland/die deutsche Kultur. Aus einer solchen ›bikulturellen‹ Perspektive wird das Leben mit einem Kind mit komplexer Behinderung definiert, bewertet und bewältigt und evtl. eine Bewertung des Hilfe- bzw. Behinderhilfesystems vorgenommen. Sie beinhaltet möglicherweise einen – bewussten oder unbewussten – interkulturellen und/oder internationalen Vergleich und darüber hinaus ggf. eine Reflexion. Die vorgenommene Unterscheidung ist dahingehend relevant, dass z.B. Herr und Frau Barbarez einen sowohl interkulturellen als auch internationalen Vergleich in Bezug auf das Leben mit einem Kind mit Behinderung vornehmen, da sie mit ihrem Sohn in Bosnien und in Deutschland gelebt haben bzw. leben. Die Einschätzungen der anderen Mütter hingegen unterliegen zwar einer interkulturellen Bewertung und Reflexion, ihnen steht jedoch kaum Erfahrungswissen hinsichtlich eines internationalen Vergleiches zur Verfügung, da ihre Kinder in Deutschland geboren sind. Abgesehen vom eigenen Erfahrungswissen wird die ›bikulturelle‹ Perspektive auf das Leben mit einem behinderten Kind häufig durch Informationen Dritter aus dem jeweiligen bzw. über das

⁸⁹ Die Ausnahme bilden möglicherweise Familien mit Migrationshintergrund, die in Deutschland niedergelassene Ärzte des gleichen Herkunftslandes aufsuchen. Hier stellt sich jedoch immer auch die Frage, wo diese Ärzte ihre Ausbildung absolviert haben und inwieweit sie möglicherweise von einer deutschen Perspektive abweichende kulturspezifische Ansichten vertreten und Behandlungsmethoden einsetzen.

jeweilige Herkunftsland erweitert. So hat Frau Torres mit ihrer Tochter mit Behinderung nicht in Chile gelebt, ist jedoch über das dortige Behindertenhilfesystem informiert, da ihre Schwester dort als Förderschullehrerin arbeitet.

Aus der beschriebenen migrationsspezifischen Perspektive werden im Folgenden *behinderungsspezifische Merkmale* in den Fokus gerückt.

- *(Kulturspezifische) Wahrnehmung und Bewertung von Behinderung:* Es konnte aufgezeigt werden, dass bei Personen aus unterschiedlichen Kulturkreisen vielfältige kulturspezifische Sichtweisen auf das Phänomen Behinderung existieren (vgl. hierzu Kapitel 1.2). Hierbei handelt es sich um übergeordnete Fragestellungen, wie, ob und inwiefern der Begriff der Behinderung in unterschiedlichen Ländern und Kulturen Verwendung findet und – ausgehend von unserem Behinderungsbegriff – welche Behinderungsformen überhaupt als solche in Erscheinung treten bzw. wie diese bewertet werden. In Bezug auf interkulturelle Wahrnehmungsmuster von Komplexer Behinderung wurde bereits auf die Ergebnisse einer internationalen Studie von CLOERKES und NEUBERT (vgl. 1996, 593) hingewiesen, wonach insbesondere starke Funktionseinschränkungen interkulturell einheitlich negativ bewertet werden. Infolgedessen ließe sich im Kontext von Komplexer Behinderung die Frage nach kulturspezifischen Einstellungen hinsichtlich der Wertigkeit des Lebens dieses Personenkreises stellen. Bezogen auf die Einzelfälle sind sowohl für die Wahrnehmung als auch die Bewertung von Komplexer Behinderung keine herkunftskulturspezifischen Sichtweisen oder Einstellungen von den Müttern genannt worden.
- *(Kulturspezifische) Erklärungsansätze für Behinderung:* Kulturspezifische Erklärungsansätze wie der ›böse Blick‹ eines neidischen oder eifersüchtigen Menschen (vgl. Kapitel 1.2), die sich von den hiesigen Sichtweisen auf die Entstehung bzw. die Ursachen von Behinderung unterscheiden, sind innerhalb der Interviews nicht vorzufinden. Familie Günes kann bspw. einen Ärztefehler beweisen und für Frau Gomes handelt es sich um *Schicksal*.
- *(Kulturspezifische) Aspekte der Bewältigung von und des Umganges mit Behinderung:* In Bezug auf den in Phasen verlaufenden Bewältigungsprozess nach der Geburt eines Kindes mit Komplexer Behinderung wurden in dieser wie auch in anderen Forschungsarbeiten zunächst keine auf dem kulturellen Hintergrund beruhenden Unter-

schiede zwischen Eltern mit und ohne Migrationshintergrund festgestellt (vgl. hierzu auch KAUCZOR 1999, 143 ff.; SOHN 2004, 72 in Anlehnung an SKUTTA 1994). Inwieweit sich Aussagen über transkulturell in Erscheinung tretende Prozesse der Bewältigung treffen lassen, müsste in weiteren Forschungsarbeiten näher untersucht werden.

Hinsichtlich des Umganges mit Behinderung soll hier exemplarisch die Annahme aufgegriffen werden, dass in kollektivistischen Kulturen soziale Probleme oftmals innerhalb der Familie bzw. im Kollektiv gelöst werden und die Großfamilie ein bedeutendes Unterstützungssystem für ihre Angehörigen darstellt (vgl. Kapitel 1.2). Für Familie Günes konnte diesbezüglich ein kultureller Transformationsprozess herausgearbeitet werden. Da das Phänomen der Komplexen Behinderung Coping- und Handlungsstrategien verlangt, die durch die Großfamilie nicht getragen werden, kann das kulturell geprägte Muster familiär gemeinschaftlichen Lebens im ursprünglichen Sinne nicht aufrechterhalten werden. Innerhalb der Kernfamilie kommt es so zu einer Neuordnung kultureller Orientierungen und Wertesysteme, die sich dabei jedoch weitestgehend an der früher bestehenden Ordnung – *der Familie als Kern* – orientiert. Dieser – und nicht der Großfamilie – obliegt die Verantwortung im Umgang mit dem Kind mit Komplexer Behinderung. Ein weiterer zu berücksichtigender Aspekt ist, dass Familien mit Wanderungsgeschichte in Deutschland oftmals ohne ihre Großfamilie (Eltern und andere Verwandte) leben und diese bzw. die genannten kollektivistischen Strukturen aufgrund dessen ohnehin nicht als Ressource zur Verfügung stehen. Es kann festgehalten werden, dass Familien im Umgang mit ihrem Kind mit Komplexer Behinderung Coping- und Handlungsstrategien entwickeln, die sich der spezifischen Situation anpassen. Aus migrationsspezifischer Perspektive können dabei kulturelle Muster aufgebrochen werden.

- *Geburt des Kindes mit Behinderung im Herkunftsland bzw. in Deutschland:* Ob das Kind mit Behinderung im Herkunftsland der Eltern oder in Deutschland geboren wurde, ist dahingehend relevant, inwiefern die Eltern Erfahrungswissen über das Phänomen Behinderung in Bezug auf ihr Herkunftsland und das dortige Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem besitzen. Lediglich Rahim Barbarez ist im selben Land wie seine Eltern geboren und mit ihnen von Bosnien nach Deutschland migriert. Die Familie kann somit auf Erfahrungswissen in Bezug auf das Leben mit einem Kind mit Komplexer Be-

hinderung sowohl in Bosnien als auch in Deutschland zurückgreifen. Wie bereits dargestellt, versetzt diese Tatsache das Ehepaar Barbarez in die Lage, einen direkten internationalen Vergleich und auf dieser Grundlage eine Bewertung des Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems beider Länder vorzunehmen. Im Gegensatz dazu besitzen Frau Günes, Frau Gomes und Frau Torres, deren Kinder in Deutschland geboren wurden, Erfahrungswissen in Zusammenhang mit der institutionellen Versorgung ihrer Kinder lediglich in Bezug auf ihr Leben in Deutschland.

- *Zukunftserwartungen und -wünsche im Kontext von Migration und Behinderung:* Wie im Folgenden aufgezeigt werden kann, stehen die Zukunftserwartungen und -wünsche für die Kinder mit komplexer Behinderung auch in Verbindung mit der Herkunftskultur und/oder mit der Migration. Frau Günes bezieht diese bspw. auf ihre Identität als Türkin, Individuum und Mutter eines Sohnes mit Behinderung: Sie möchte immer für ihren Sohn da sein und betont gleichzeitig sein Recht auf ein eigenes Leben. Frau Barbarez äußert den – wie ihr bewusst ist – nicht realistischen Wunsch, dass ihr Sohn gesund wird und die Familie nach Bosnien zurückkehren kann.

Die vorangegangenen Ausführungen haben ein komplexes Bedingungsgefüge, hier unter besonderer Berücksichtigung migrations- und behinderungsspezifischer sowie kultur- und personenspezifischer Merkmale abgebildet. Die einzelnen Merkmale treten in Abhängigkeit zum familiären biographischen Erfahrungshintergrund in unterschiedlichen Merkmalskombinationen in Erscheinung, sie stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander und werden durch die Familien mit unterschiedlichen Relevanzsetzungen belegt. Hinsichtlich des Deutungsmusters Kultur konnten bei den Familien sowohl *kulturspezifische Muster* in Bezug auf das Herkunftsland als auch *kulturelle Transformationsprozesse* infolge der Migration herausgestellt werden. So kann vor dem Hintergrund von Wanderungsprozessen davon ausgegangen werden, dass sich die Sichtweisen der Herkunftskultur mit denen des Aufnahmelandes und die individuell biographisch geprägte Perspektive einer Familie zu unterschiedlichen kulturübergreifenden Konstruktionen zusammenfügen. Innerhalb derer lassen sich *Eigen-* und *Fremdkultur* bisweilen kaum noch voneinander trennen (vgl. GRIESE 2005, 21). Um die Komplexität des Themas analytisch auf das hier Wesentliche zu reduzieren, wurden im vorangegangenen Unterkapitel insbesondere migrations- und behinderungsspezifische sowie kultur- und persönlichkeitspezifische

Deutungsmuster in den Vordergrund gestellt, während andere, wie bspw. die soziale Schichtzugehörigkeit der Familien sowie das Bildungsniveau der Eltern, lediglich als Teilbereich einer migrationspezifischen Betrachtung Erwähnung fanden und wiederum andere, wie bspw. geschlechtsspezifische Deutungsmuster, unberücksichtigt blieben.

In Anbetracht der genannten migrations- und behinderungsspezifischen Merkmale soll hier abschließend darauf eingegangen werden, ob bzw. inwieweit sich Migration und Behinderung zu einer doppelten Belastung kumulieren. Es stellt sich die Frage, inwieweit ein Migrationshintergrund einen Risikofaktor hinsichtlich der Bewältigung und des Umganges mit Behinderung darstellt oder die Wandergeschichte von Familien auch als Ressource zu begreifen ist. Hierzu werden im Folgenden exemplarisch einzelne migrationspezifische Merkmale aufgegriffen und daraufhin überprüft, ob sie als Ressource oder Belastung angesehen werden können.

Die dargestellten kulturspezifischen Wahrnehmungen von Behinderung können bspw. eine Ressource darstellen, wenn sie als ein von Gott gegebenes Schicksal angesehen wird und dadurch zur Akzeptanz und Anerkennung der Behinderung beigetragen wird. Der Glaube daran, dass es sich um Gottes Wille handelt, könnte sich jedoch auch negativ auswirken, wenn Eltern ihrem Kind aufgrund dessen nicht die ihm zustehenden und ggf. notwendigen Fördermaßnahmen zukommen lassen. Ebenso kann eine starke familiäre Bindung, wie sie einigen Kulturkreisen zugesprochen wird, als Ressource verstanden werden, wenn die Familie als wichtiges Unterstützungssystem und soziales Netz fungiert. Infolge von Migrationsprozessen kann sich das familiäre Netz jedoch auch auflösen und steht damit nicht länger als Ressource zur Verfügung. Stattdessen müssen sich die Familien neu orientieren und andere Unterstützungssysteme für sich erschließen, was zunächst als zusätzliche Belastung aufgefasst werden kann (vgl. hierzu auch Familie Günes).

Ob Migrationserfahrungen für das Leben mit einem Kind mit Behinderung eine Ressource oder zusätzliche Belastung darstellen, ist von verschiedenen migrations- und personenspezifischen Merkmalen abhängig, die in unterschiedlicher Weise und in verschiedenen Merkmalskombinationen in Erscheinung treten und demzufolge in unterschiedlichen Verlaufskurven zum Ausdruck kommen, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen. Für Frau Günes und auch Frau Torres sind sowohl der erfolgreich bewältigte Migrationsprozess als auch die Bewältigung der Behinderung ihrer Kinder Teil ihres Selbstwertgefühls, die

sie in positiver Weise in ihr Identitätskonzept integrieren. Beide Widerfahrnisse stellen für sich genommen zunächst Belastungen für die Frauen dar, scheinen sich jedoch nicht zusätzlich in negativer Weise zu beeinflussen. Den Interviews können jedoch auch keine eindeutigen Hinweise darauf entnommen werden, inwieweit durch den Migrationsprozess möglicherweise spezifische Ressourcen entwickelt werden, um die Geburt eines Kindes mit Behinderung besser bewältigen zu können. Beide Mütter besitzen anscheinend ausreichend *Resilienz*⁹⁰, d.h. die Fähigkeit, »erfolgreich mit belastenden Lebensumständen und negativen Stressfolgen« (WUSTMANN 2008, 18) umzugehen. Für Frau Gomes, die zum Zeitpunkt der Geburt ihres behinderten Sohnes seit fünf Jahren in Deutschland lebt, kommt es zu einer doppelten Herausforderung in Bezug auf die Faktoren Migration und Behinderung. Sie hat bis dahin fast ausschließlich Kontakt zu ihrer portugiesischen Familie und spricht kaum Deutsch, so dass ihre Migration nun eine Belastung darstellt: Zusätzlich zu dem ohnehin schockierenden Erlebnis der Diagnosemitteilung kommt es aufgrund ihrer damals geringen Deutschkenntnisse zu Verstehensgrenzen zwischen ihr und den Fachkräften des Hilfesystems. Trotz der für sie doppelten Belastung hat Frau Gomes einen Weg zur erfolgreichen Bewältigung des Migrationsprozesses und der Behinderung ihres Sohnes gefunden. Für Familie Barbarez ist ihre Fluchtmigration nicht nur als zusätzliche Belastung anzusehen, die Faktoren Migration und Behinderung und damit zusammenhängende Merkmale bedingen sich wechselseitig in einer Weise, dass die Problemlagen sich kumulieren und bis heute nicht aufgelöst werden konnten. In Bezug auf die Befragten konnten unterschiedliche Verlaufskurven dargestellt werden, die von individuell in Erscheinung tretenden migrations- und personenspezifischen Merkmalen abhängig sind, so dass hier keine für die vier Einzelfälle geltende Aussage getroffen werden kann.

Zusammenfassend können folgende *zentrale Ergebnisse* festgehalten werden:

- Menschen mit eigener Migrationserfahrung schauen aus einer *migrationspezifischen Perspektive* auf ihr Leben in Deutschland. Die Hinwendung erfolgt – in sehr unter-

⁹⁰ Der Begriff der *Resilienz* leitet sich von dem Englischen *resilience* ab und bedeutet übersetzt so viel wie *Belastbarkeit*, *Widerstandsfähigkeit*, *Elastizität*. Der Terminus meint die Fähigkeit eines Individuums, »Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern« (WELTER-ENDERLIN 2006, 13).

schiedlichem Maße – unter Bezugnahme auf ihre Herkunftskultur und ggf. ihr Herkunftsland, ihre Migrationsgeschichte und ihre in Deutschland gemachten Erfahrungen.

- Migration und Behinderung sind *prägende Widerfahrnisse* der Lebenswelt eines Menschen, die sich in einem komplexen *multifaktoriellen Bedingungsgefüge* darstellen und eine *mehrperspektivische Betrachtungsweise* erforderlich machen.
- Ein spezifisches Phänomen im Kontext von Komplexer Behinderung ist, dass die Familien – zumindest durch die notwendige medizinische Versorgung ihres Kindes – schon früh Zugang zum deutschen Hilfesystem haben. Sie werden daher immer mit einer deutschen Perspektive auf Behinderung konfrontiert. Die Sicht von Familien mit eigener Migrationserfahrung auf das Leben mit einem Kind mit Komplexer Behinderung erfolgt demnach häufig aus *›bikultureller‹* Perspektive.
- Die Lebenswelt der Eltern setzt sich zusammen aus ihrem Leben im Herkunftsland und in Deutschland. Die Fremdwahrnehmung der Familien aus Perspektive in Deutschland lebender Personen, bspw. durch Fachleute der Behindertenhilfe, bezieht sich hingegen zumeist auf die gegenwärtige Lebenssituation. Infolgedessen können sich die Lebenswelt von Familien mit Migrationserfahrung und die Fremdwahrnehmung von diesen mitunter stark voneinander unterscheiden und zu nicht adäquaten Verhaltensmustern und Erwartungshaltungen gegenüber den Eltern führen.
- Die Bedeutsamkeit einer *individuellen Betrachtung* der Familien ist deutlich herausgearbeitet worden.

4.2 Migration und Behinderung im Kontext der Behindertenhilfe

Nachdem im vorangegangenen Kapitel wesentliche Spezifika im Rahmen von Migration und Behinderung herausgearbeitet wurden, wird die Thematik nun im Kontext der Behindertenhilfe dargestellt und diskutiert. Im Vordergrund der Betrachtung stehen zunächst erneut die einzelnen Familiengeschichten, um die jeweilige Bedeutsamkeit des deutschen

Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems sowie daraus resultierende Bedarfe und Erwartungen aufzuzeigen. Anschließend werden die damit in Zusammenhang stehenden Barrieren des Zugangs und der Inanspruchnahme von Angeboten der Behindertenhilfe fokussiert und abschließend Perspektiven für die Behindertenhilfe herausgearbeitet.

4.2.1 Die Behindertenhilfe auf der Ebene der Fallstudien

Bezüglich der Lebenssituation mit einem Kind mit (Komplexer) Behinderung sei hinsichtlich der nachfolgenden Ausführungen zunächst grundlegend festgehalten, dass alle Eltern einem hoch komplexen Sozial-, Rechts- und Hilfesystem gegenüberstehen – Ärzte und Krankenhäuser, Frühförderung, Kranken- und Pflegeversicherung, Therapien, Schulsystem, Beratungs-, Hilfe- und Unterstützungsangebote der Behindertenhilfe etc. Die Bedeutsamkeit des deutschen Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems tritt für die befragten Eltern in unterschiedlicher Weise in Erscheinung. Diese ist an ihre persönliche Erfahrungsbiographie im Kontext von Migration und Behinderung sowie die darin enthaltenen beschriebenen Spezifika gebunden und geht einher mit individuellen Bedarfen, Erwartungen und Haltungen, mit denen die Eltern den Institutionen bzw. Fachkräften gegenüberreten.

Für Frau Günes spielt die Inanspruchnahme des Hilfesystems eine wesentliche Rolle im *Verarbeitungsprozess der Behinderung* ihres Sohnes und zur *Wiedererlangung alltäglicher Handlungsfähigkeit* und trägt damit wesentlich zu der von ihr erzählten *Erfolgsgeschichte* bei. Positiv bewertet sie insbesondere die Erfahrung einer familienorientierten und nicht nur auf ihren Sohn bzw. seine Behinderung zentrierten Perspektive. Darüber hinaus tritt die Bedeutsamkeit der Behindertenhilfe für sie im Rahmen der *Ablösung* von dem beschriebenen kollektivistischen Funktionsprinzip der türkischen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft in Erscheinung. Durch die Inanspruchnahme familienunterstützender Angebote ist Frau Günes nicht auf familiäre Hilfe angewiesen und bewertet die Situation – ihren Schwiegereltern nicht als *Bittstellerin* gegenüberreten zu müssen – positiv. Ihre spezifische familiäre Situation bedarf jedoch einer genauen Betrachtung. Da Frau Günes stets das kulturell geprägte Muster eines gemeinschaftlichen Familienlebens betont, könnte man vorschnell der Annahme erliegen, es handele sich um eine »traditionell türkische Familienstruktur«. Ihre diesbezüglichen Aussagen beziehen sich jedoch stets nur auf ihre

Kernfamilie, woraus sich ein wesentlicher qualitativer Unterschied ergibt. Trotz der Hervorhebung des familiären Zusammenhaltes ist es in diesem Fall falsch, davon auszugehen, dass Herrn und Frau Günes in Bezug auf das Leben mit einem behinderten Kind die Familie als kollektives Unterstützungssystem zur Verfügung steht. Eine solche kulturspezifische Zuschreibung bzw. Annahme, bspw. durch Fachleute der Behindertenhilfe, würde zu einer falschen Einschätzung der Ressourcen und Bedarfe der Familie führen.

Für Familie Barbarez konnte das *Motiv der existenziellen Bedeutsamkeit des deutschen Hilfesystems* herausgearbeitet werden, da dieses der Grund dafür ist, in Deutschland zu bleiben. Ihre Migrationsgeschichte steht bezüglich der Frage nach einem möglichen Rückzug in ihr Herkunftsland somit in direktem Zusammenhang zur Behinderung ihres Sohnes und zeigt die aus ihrer Perspektive bestehende *Abhängigkeit vom deutschen Hilfesystem* auf. Insgesamt nutzt das Ehepaar einen verhältnismäßig geringen Teil bestehender Angebote und diese ausschließlich im Sinne einer medizinischen, therapeutischen und pflegerischen Grundversorgung ihres Sohnes. Angebote der Behindertenhilfe, wie bspw. familienentlastende Dienste, Ferien- und Freizeitangebote, werden nicht in Anspruch genommen. Diesbezüglich lassen sich in Verbindung mit den genannten migrations- und behinderungsspezifischen Merkmalen zahlreiche Begründungszusammenhänge vermuten, die auf der Grundlage des Interviews jedoch nicht abschließend bewertet werden können.⁹¹

Frau Gomes baut für die erste Zeit mit ihrem Sohn eine *Passivkonstruktion* auf und lässt die Fachkräfte des Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems als für sie handlungsleitende Personen in Erscheinung treten. Diese handeln auf der Grundlage einer persönlichen Einschätzung der spezifischen Lebenssituation von Frau Gomes, ihrer persönlichen Ressour-

⁹¹ Um die Komplexität möglicher Begründungszusammenhänge für die geringe Inanspruchnahme der Angebote der Behindertenhilfe zu verdeutlichen, sollen im Folgenden exemplarisch einige Vermutungen kurz dargestellt werden. (1) Vergleichend: die in Anspruch genommenen Leistungen erscheinen ihr im Vergleich zur Versorgung in Bosnien als viel oder zumindest ausreichend. (2) Strukturell: ein unzureichendes Beratungsangebot von Seiten der Behindertenhilfe. (3) Persönlich: vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungsbiographie in Bosnien, den Lebensalltag mit ihrem Kind auch in Deutschland weitgehend eigenständig bewältigen zu wollen. Oder, um die Hilfeleistungen nicht übermäßig zu strapazieren, möglicherweise aus Dankbarkeit für die bisherige Versorgung, die sie im Interview deutlich zum Ausdruck bringt. (4) Taktierend: um die Verlängerung der stets auf zwei Jahre befristeten Aufenthaltserlaubnis nicht durch übermäßige Inanspruchnahme von Hilfe- und Unterstützungsleistungen zu gefährden, da für sie das Leben mit einem Kind mit Behinderung ausschließlich in Deutschland denkbar ist.

cen, Möglichkeiten und Grenzen. Sie stellen das nötige Fachwissen bereit, informieren sie über ihre Möglichkeiten, stehen ihr unterstützend zur Seite und übernehmen einzelne Handlungsschritte für sie. Die Bedeutsamkeit der Behindertenhilfe tritt für sie durch die von ihr formulierte Metapher *an die Hand nehmen* in Erscheinung. Frau Gomes nimmt eine insgesamt positive Bewertung der deutschen Behindertenhilfe vor und nutzt die ihr zur Verfügung stehenden Angebote abgestimmt auf ihre persönlichen Bedürfnisse. Im direkten Vergleich zu Portugal macht sie deutlich, dass bspw. die Heimunterbringung ihres Sohnes dort aufgrund der vorzufindenden strukturellen Rahmenbedingungen so nicht möglich gewesen wäre.

Frau Torres macht für die erste Zeit mit einem Kind mit Behinderung in Deutschland auf ihre Informationsdefizite aufmerksam, die sie auf ein unzureichendes Beratungsangebot an den richtigen Stellen im Hilfesystem und ihre geringen zeitlichen Ressourcen durch die Behinderung ihrer Tochter bezieht. Mit Blick auf die gesamte Lebensspanne mit einem Kind mit Behinderung konnte für Frau Torres das *Motiv der erfolgreichen Fallmanagerin* herausgearbeitet werden. Sie ist sich ihrer Rechte und Ansprüche in Bezug auf die Behinderung ihrer Tochter bewusst und ist in der Lage, diese unter Heranziehung ihr zur Verfügung stehender Ressourcen einzufordern. Das deutsche Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem sieht sie als *Dienstleister* an und stellt dessen Vorzüge insbesondere im Vergleich zum Leben mit einem Kind mit Behinderung in Chile deutlich heraus.

4.2.2 Barrieren der Inanspruchnahme der Behindertenhilfe

Für die Institutionen der Behindertenhilfe (mit Ausnahme der Förderschulen) wird vielfach auf eine unterdurchschnittliche Inanspruchnahme durch Menschen mit Migrationshintergrund hingewiesen (vgl. HOHMEIER 2003, 26; SEIFERT 2010, 249). Grundsätzlich werden als Barrieren des Zuganges bisher zumeist folgende Punkte genannt und diskutiert: Informationsdefizite, Sprachbarrieren und verschiedene kulturspezifische Begründungszusammenhänge. Diese stellen einen aus Perspektive der Behindertenhilfe zentralen Punkt innerhalb der aktuellen Diskussion um das Themenfeld Migration und Behinderung dar und werden im Folgenden unter Bezugnahme auf die empirischen Ergebnisse der Arbeit und über diese hinaus diskutiert.

Insbesondere Frau Günes und Frau Torres machen auf Informationsdefizite nach der Geburt ihrer Kinder aufmerksam, die Frau Torres explizit auf alle Familien mit einem Kind mit Behinderung bezieht. Beide geben an, Informationen sukzessiv über ihre sozialen Netzwerke erlangt zu haben. Bezüglich der Informationsdefizite von Familien mit und ohne Migrationshintergrund kann zunächst davon ausgegangen werden, dass diese u. a. das Ergebnis eines fehlenden flächendeckenden, kooperierenden und niederschweligen Informationssystems sind, das die Familien frühzeitig erreicht. Neben den Aussagen der Mütter liegt diese Annahme darin begründet, dass Behinderung erst durch persönliche Betroffenheit als Bedeutungsphänomen in Erscheinung tritt (vgl. SCHMIDTKE 2000, 41). Demnach würden sich weder Eltern mit noch solche ohne Migrationshintergrund vor der Geburt ihres Kindes mit dem Thema Behinderung auseinandergesetzt haben und besäßen folglich keine Kenntnisse über die Angebote der Behindertenhilfe. Der Argumentation folgend handelt es sich hierbei zunächst um ein behinderungsspezifisches, nicht aber um ein migrationspezifisches Phänomen.

Unter Berücksichtigung migrationspezifischer Aspekte stellt sich der genannte Sachverhalt jedoch weitaus komplexer dar. Im sechsten Familienbericht der Bundesregierung wird darauf hingewiesen, dass die meisten Familien mit Migrationserfahrungen aus Gesellschaften stammen, »in denen Absicherungen gegen die Risiken des Lebens zum überwiegenden Teil nicht durch ein staatliches System sozialer Sicherheit [...] erbracht werden« (BMFSFJ 2000, XVIII). Für Menschen, die aus einem »Nicht-Sozialstaat« nach Deutschland migrieren und sich der Grundsicherung durch das Sozial- und Hilfesystem in Deutschland nicht bewusst sind, könnte die Geburt eines Kindes mit Behinderung zunächst Existenzängste auslösen. Andere Familien wiederum kommen gerade wegen des verhältnismäßig gut ausgebauten Hilfesystems nach Deutschland bzw. bleiben aufgrund dessen hier. Für diese Familien kann die Informationsgewinnung jedoch durch fehlende Erfahrungen und grundlegende Kenntnisse über das komplexe deutsche Sozial- und Hilfesystem zusätzlich erschwert werden. Frau Torres weist bezüglich vorhandener Informationsdefizite auf einen weiteren Punkt im Kontext von Beratungsangeboten für Eltern eines Kindes mit Behinderung hin. Sie berichtet von einem Elternpaar mit Migrationshintergrund, das über lange Zeit nicht über die Möglichkeit informiert war, einen Behindertenausweis für ihren Sohn zu beantragen. Hierbei handelt es sich zunächst nicht unbedingt

um ein migrationsspezifisches Phänomen. Jedoch kann vermutet werden, dass insbesondere Familien mit einem Kind mit Behinderung, das nicht in Deutschland geboren wurde, jene grundlegenden Informationen in Bezug auf das deutsche Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem fehlen, die anderen Familien direkt nach der Geburt ihres Kindes, möglicherweise bereits im Krankenhaus, durch Kinderärzte, in Frühförderstellen etc., zukommen.

In Zusammenhang mit den genannten Informationsdefiziten ebenso wie als Barriere des Zuganges zu den Angeboten des Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems werden auf Seiten der Familien mit Migrationshintergrund häufig deren geringe Kenntnisse der deutschen Sprache angebracht. Während Frau Günes und Frau Torres zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Kinder mit Behinderung die deutsche Sprache anscheinend ausreichend gut beherrschen, sprechen Herr und Frau Barbarez, die mit ihrem Sohn nach Deutschland migrieren, zu Beginn ihres Aufenthaltes kein Deutsch und sind im Umgang mit Fachleuten auf die Unterstützung anderer Personen (Dolmetscher) angewiesen. Auch Frau Gomes stellt ihre geringen Deutschkenntnisse als eine Barriere im Umgang mit Fachleuten des deutschen Hilfesystems und damit hinsichtlich einer notwendigen Informationsgewinnung heraus. Hinzu kommt ihre Feststellung, keine Fragen formulieren zu können, die sie jedoch vielmehr darauf bezieht, dass ihr hinsichtlich des Themas Behinderung insgesamt kein Erfahrungswissen als Handlungsgrundlage und somit zur Formulierung sachgerechter Fragen zur Verfügung steht. Dieses behinderungsspezifische Merkmal und die migrationsspezifische Dimension in Bezug auf die Sprache stellen hier ein verwobenes Bedingungsgefüge dar, das nur schwer voneinander zu trennen ist.

Des Weiteren werden innerhalb der vorzufindenden Beiträge zum Thema Migration und Behinderung kulturspezifische Begründungszusammenhänge als Barrieren aufgezeigt. So weist HENNIGE (vgl. 2006, 53) bspw. darauf hin, dass u.a. der Versuch, intrafamiliäre Problemlösungsstrategien zu finden, für einige Migrantengruppen einer der Gründe für die geringe Inanspruchnahme von Beratungsdiensten sei. Solche kulturspezifischen Erklärungsansätze sind, wenn auch nicht immer eindeutig feststellbar, zu berücksichtigen und können einen Erklärungsansatz für die konstatierte geringe Inanspruchnahme darstellen. Gleichzeitig besteht jedoch die Gefahr vorschneller verfehlter Sichtweisen auf Familien bestimmter Herkunftsländer, wie das Beispiel von Frau Günes gezeigt hat, die aus kulturspezifischer Perspektive zwar den familiären Zusammenhalt betont, diesen jedoch auf

ihre Kernfamilie bezieht. Das bedeutet, dass durch die Migration Veränderungen der ursprünglichen traditionellen Familienstrukturen eintreten können.

In Bezug auf bestimmte Angebote der Behindertenhilfe stellt sich in Zusammenhang mit der festgestellten geringen Inanspruchnahme die Frage, inwieweit ein kulturspezifischer Umgang mit Behinderung eine Barriere darstellt. Das Gemeinte soll an einem Beispiel verdeutlicht werden: Während einer Fachtagung zum Thema Migration und Behinderung wird durch Fachkräfte festgestellt, dass Wohnangebote der deutschen Behindertenhilfe von Menschen mit Migrationshintergrund weniger wahrgenommen werden als von einheimisch deutschen Personen und dass dies u.a. auf einen traditionell starken familiären Zusammenhalt, ein ausgeprägtes gegenseitiges Verantwortungsbewusstsein und damit die Familie als Unterstützungssystem zurückgeführt werden kann. Es wird diskutiert, wie eine solche Einstellung verändert werden könnte, damit Migrantenfamilien die Wohnangebote für ihre Kinder vermehrt in Anspruch nehmen. Abgesehen davon, dass die Familien selbstverständlich ausreichend über ihre Möglichkeiten informiert werden müssen, stellt sich jedoch die Frage, ob es sich hierbei tatsächlich um eine Barriere handelt oder ob die Entscheidung, den Sohn oder die Tochter mit Behinderung auch im Erwachsenenalter zu Hause zu pflegen, akzeptiert werden sollte – auch dann, wenn ein solches Vorgehen möglicherweise nicht den Leitgedanken der deutschen Behindertenhilfe entspricht.

In Anbetracht der dargestellten Diskussion wird deutlich, dass die Begründungszusammenhänge für die Unterrepräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund in Einrichtungen der Behindertenhilfe von zahlreichen Einflussfaktoren abhängig sind und ein komplexes Bedingungsgefüge darstellen. Allgemeingültige Aussagen über den Gegenstandsbereich zu treffen ist hier kaum möglich. Es konnten jedoch wichtige Fragestellungen und Ansatzpunkte für die weitere thematische Auseinandersetzung in Bezug auf die Inanspruchnahme der Behindertenhilfe herausgearbeitet werden.

4.2.3 Perspektiven für die Behindertenhilfe

Die vorangegangenen Ausführungen haben gezeigt, dass die Bedeutsamkeit des deutschen Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems für die Familien individuell in Erscheinung tritt

und von unterschiedlichen Faktoren abhängig ist. Diese unterliegen im Spannungsfeld von Migration und Behinderung einer multiperspektivischen Betrachtungsweise, der in Anlehnung an PAVKOVIC (vgl. 2000, 11 ff.) folgende Deutungsmuster zuzuordnen sind:

- (1) die migrationsspezifische Dimension,
- (2) die kulturelle Dimension (mit ihren kulturspezifischen Aspekten und kulturellen Transformationsprozessen im Kontext von Migration),⁹²
- (3) die behinderungsspezifische Dimension,
- (4) die personenspezifische Dimension und
- (5) die soziale Schichtzugehörigkeit bzw. soziale Lage.

Erneut sei darauf hingewiesen, dass die Verortung im sozialen Raum einen wichtigen Teilbereich der Lebenswelt darstellt, der hier jedoch nicht vordergründig betrachtet wird. In Bezug auf die Unterscheidung zwischen migrationsspezifischer und kulturspezifischer Dimension stellen HAMBURGER und HUMMIRICH (vgl. 2007, 122) für die Fachdiskussion zum Thema Familie und Migration fest, dass viele Studien auf nationale Herkunft und damit einhergehend auf kulturspezifische Aspekte fokussieren, nicht aber auf das Strukturmerkmal Migration. Ein solches Vorgehen kann auch für die beginnende Diskussion zum Themenfeld Migration und Behinderung festgestellt werden. Im Vordergrund steht dabei vielfach eine kulturspezifische Betrachtungsweise auf die Familien, die sich an deren Herkunftsnation bzw. -kultur orientiert, um bspw. alltägliche (Problem-)Situationen zu deuten. Bezüglich einer Fokussierung kultureller Unterschiede wird mehrfach auf die Gefahr einer Kulturalisierung hingewiesen, die ihren verengten Blick allein auf die Kultur richtet. Gleichzeitig birgt die Ausklammerung der kulturellen Dimension jedoch die Gefahr der Psychologisierung, so dass als Deutungsmuster – bspw. befremdlicher Kommunikationsmuster – nicht kulturelle, sondern eben persönliche Eigenheiten des Anderen herangezogen werden (vgl. AUERNHEIMER 2010a, 59).

Die genannten Dimensionen und deren Bedeutung werden im Folgenden – stellvertretend für weitere Angebote der Behindertenhilfe (z.B. der Bereiche Wohnen, Arbeit, Schule) – exemplarisch im Kontext von Beratungsangeboten diskutiert. Für eine sachgerechte Bera-

⁹² Im Folgenden schließt die *migrationsspezifische Dimension* stets auch die interkulturelle Begegnung (*Interkulturalität*) mit ein und verweist damit auf die hier genannten *kulturellen Transformationsprozesse*.

tung der Familien ist es notwendig, diese bzw. ihre Lebenswelt insoweit zu verstehen, dass Belastungen, Ressourcen und Bedarfe als solche erkannt und alltägliche (Problem-) Situationen richtig eingeschätzt werden. Um mögliche Fehleinschätzungen zu vermeiden, die zu nicht adäquaten bzw. nicht effektiven Interventionen führen, sollten folgende Punkte beachtet werden.

- *Migrationspezifische Einflüsse nicht zu kulturalisieren oder zu psychologisieren bzw. als behinderungsspezifisch darzustellen:* Als Beispiel können die zu Beginn ihres Aufenthaltes in Deutschland von Frau Torres nicht feststellbaren Integrationsbemühungen genannt werden, die mit dem Ziel zusammenhängen, baldmöglichst nach Chile zurückzukehren, jedoch nicht als Ausdruck ihres kulturellen Hintergrundes oder ihrer Person aufzufassen sind. Ein weiteres prägnantes Beispiel eines Studenten der Universität zu Köln ist das eines Schülers mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung, der in der Schule als besonders verhaltensauffällig in Erscheinung tritt. Es stellt sich heraus, dass das Verhalten des Jungen, der über keinerlei Verbalsprache verfügt, darauf zurückzuführen ist, dass er die deutsche Sprache nicht versteht, da in seinem Elternhaus ausschließlich türkisch gesprochen wird.

PAVKOVIC (vgl. 2000, 16) weist in Anlehnung an KUNZE in diesem Zusammenhang außerdem auf bestehende Minderheitenwirklichkeiten von Familien mit Migrationshintergrund hin, die bspw. mit sozialer Ungleichheit einhergehen können. Diese nicht als migrationspezifische Einflüsse anzuerkennen und stattdessen zu kulturalisieren oder psychologisieren, verhindert es, darin angelegte Ängste, Wünsche und Herausforderungen zu erfassen, und führt in interkulturellen Beratungssituationen zu Fehlinterpretationen.

- *Psychologische Einflüsse nicht zu kulturalisieren oder als migrationspezifisch aufzufassen:* »Die Präsentation eines Beziehungskonflikts als Kulturkonflikt kann Wünsche, Ängste und Konflikte verdecken« (KUNZE 1998, 204, zitiert nach PAVKOVIC 2000, 21), die bspw. im Bereich der Paar- oder Familiensituation angesiedelt sind. Eine Kulturalisierung könnte so von den wirklichen Konfliktfeldern ablenken.
- *Kulturspezifische Einflüsse nicht zu psychologisieren bzw. als behinderungsspezifisch aufzufassen:* Die Bedeutsamkeit kann an einem prägnanten Beispiel aus dem Projekt »Migration und Behinderung« der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel verdeut-

licht werden: Um etwas über die feinmotorischen Fähigkeiten eines behinderten Jungen zu erfahren, werden dessen Eltern gefragt, ob ihr Sohn zu Hause mit Messer und Gabel oder mit dem Löffel isst. Die Eltern antworten, dass ihr Sohn sein Essen mit einem Löffel zu sich nimmt, woraufhin seine motorischen Fähigkeiten als eingeschränkt bewertet werden. Erst später stellt sich heraus, dass die Familie zu Hause – wie es im Kulturkreis ihres Herkunftslandes üblich ist – ihre Speisen immer mit dem Löffel zu sich nimmt.

- *Behinderungsspezifische Aspekte nicht als migrations- oder kulturspezifisch aufzufassen*: SCHÖN (vgl. 2010) führt in einem Artikel zum Thema *Behinderung und Migration* bspw. zahlreiche Fragen und Probleme auf, mit denen sich Familien mit einem Kind mit Behinderung konfrontiert sehen.⁹³ Beispiele für solche Fragen sind: wie Nachbarn über das Kind mit Behinderung und die Familie urteilen werden; was Pflegestufen sind; welche Schule das Kind besuchen kann. Schnell wird deutlich, dass es sich hierbei nicht um migrations- und/oder kulturspezifische, sondern um behinderungsspezifische Fragen von Eltern handelt, die bisher keine persönlichen Erfahrungen mit dem Thema Behinderung haben.

Durch die angeführten Beispiele konnte die Relevanz der Unterscheidung der verschiedenen Deutungsmuster verdeutlicht werden. Diese ist notwendig, um Situationen richtig einzuschätzen und passgenaue Beratungen für Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit (Komplexer) Behinderung vornehmen zu können. Gleichzeitig ist jedoch darauf hinzuweisen, dass die genannten Dimensionen nicht immer klar voneinander zu trennen sind und in einem reziproken Verhältnis zueinander stehen.

Um Verstehensprozesse zu fördern, erscheint die Entwicklung einer *(kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur* und einer offenen Haltung gegenüber möglichen Deutungsmustern als wesentlicher Bestandteil interkultureller Beratungsangebote der Behindertenhilfe. So geht auch MERZ-ATALIK (vgl. 2008, 36) davon aus, dass es in interkulturellen Situationen vornehmlich um intersubjektive Zugänge, Dialoge, Aushandlungen und Annäherungen geht. Diesbezüglich steht ein reflexives ›Sich-einlassen‹ auf die Sichtweisen des Anderen

⁹³ Der Artikel bezieht sich auf vier Modellprojekte für Familien mit einem Kind mit Behinderung, mit und ohne Migrationshintergrund. Ob die Fragen und Probleme von allen Eltern gemeinsam oder im Rahmen des Artikels nur von Eltern mit Migrationshintergrund formuliert wurden, ist nicht ersichtlich.

im Vordergrund. Um Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit komplexer Behinderung bzw. deren Lebenswelt besser zu verstehen, können die Ergebnisse der vorliegenden Forschungsarbeit als mögliche Ansatzpunkte dafür dienen, welche Aspekte bzw. biographischen Erfahrungen relevant sein können. Solche dialogischen Aushandlungen können darüber hinaus auf der Basis kognitiven Hintergrundwissens zu Werte- und Normensystemen anderer Kulturkreise eine Anreicherung erfahren (vgl. MERZ-ATALIK 2008, 36). Hierbei geht es nicht darum, spezifisches Wissen über andere Kulturen anzuhäufen, sondern darum, durch die Auseinandersetzung mit anderen Sichtweisen die eigene kulturelle Perspektive zu hinterfragen und zu erweitern, um u.a. interkulturelle Fragestellungen überhaupt erst entwickeln zu können. Kulturspezifisches Wissen, bspw. über Deutungs- und Erklärungsmuster von Behinderung, kann demnach zum Verstehen alltäglicher Situationen beitragen, indem »das Hinausschauen über den »eigenen Teller« dazu beiträgt, eigene kulturtypische Mechanismen nicht mehr als so selbstverständlich, quasi-natürlich und damit unveränderlich zu betrachten« (ALBRECHT 2003, 38). In Bezug auf Behinderung geht es nicht darum, in anderen Kulturen andere, möglicherweise bessere Ansätze, bspw. hinsichtlich der Bewältigung von Behinderung, zu finden, sondern um Erkenntnis- und damit Horizonterweiterung mittels eines interkulturellen Blickes. »Durch das sich Einlassen auf das/den Andere(n) werden Denk- und Handlungsgewohnheiten hinterfragt und relativiert« (BÜRLI 2006, 45).

So kann in der Auseinandersetzung mit fremden Kulturen, wie in der Forschungsrichtung der *Internationalen und vergleichenden Heil- und Sonderpädagogik*, eine Basis des Verstehens geschaffen werden, indem eine *Sensibilisierung für kulturelle Unterschiede* erfolgt. Gleichzeitig birgt kulturspezifisches Wissen die Gefahr einer Stigmatisierung und vorurteilsbehafteten Sichtweise in sich. Gefordert ist demnach, stets dafür offen zu bleiben, dass es sich um eine Art idealtypisches Wissen handelt, das in dieser Form nicht auf alle Personen eines Kulturkreises anwendbar ist. Die je spezifische Kulturgebundenheit und damit z.B. kulturspezifische, -übergreifende und -verknüpfende Wahrnehmungs-, Deutungs- und Erklärungsmuster sowie Umgangsformen und Bewältigungsmuster von Behinderung müssen in den Blick genommen und im Dialog reflexiv ausgelotet werden. Da Fremdbilder oftmals unsere Erwartungen in der interkulturellen Begegnung bestimmen, ist nach AUERNHEIMER (vgl. 2010a, 52/58 ff.), die Reflexion eigener stereotyper

Vorstellungen und Vorurteile vordringlich.⁹⁴ »Es gilt die Maxime: Immer offen dafür sein, dass der oder die Andere anders anders sein könnte, als man dachte!« (AUERNHEIMER 2010a, 60).

Neben dem grundsätzlichen Anspruch des Beratenden, die Familie bzw. deren Lebenswelt zu verstehen, ist es ein zentrales Ziel interkultureller Beratungsangebote, den Familien u.a. ein ›deutsches‹ Verständnis von Behinderung sowie das dazugehörige Menschenbild zu vermitteln und sie über die daraus resultierenden Leitprinzipien und instituti-onsrelevante Zielsetzungen der Behindertenhilfe sowie das deutsche Hilfesystem im Allgemeinen zu informieren. Die Bedeutsamkeit dieses Vorgehens ergibt sich daraus, dass der Behinderungsbegriff als kulturelles Konstrukt kulturspezifische Annahmen transportiert (vgl. ALBRECHT 2003, 41 f.) und Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung auf dieses Wissen angewiesen sind, um das deutsche Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem zu verstehen und sich darin zurechtzufinden. Interkulturelle Beratung bedeutet demnach *gegenseitiges* Verstehen zu ermöglichen und zeigt die Bedeutung einer (kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur in besonderer Weise auf.

Bezogen auf die Einnahme einer familien- und biographieorientierten Blickrichtung ist jedoch zu berücksichtigen, dass solche tiefgreifenden biographischen Betrachtungen, wie sie zu Forschungszwecken in der vorliegenden Arbeit vorgenommen wurden, innerhalb der Praxis persönliche Grenzen der Familien überschreiten würden. Zwar stellt die Elternarbeit, hier innerhalb der Geistig- und Schwerstbehindertenpädagogik, einen wesentlichen Teilbereich der beruflichen Professionalität dar, dennoch muss auf die Grenzen einer biographieorientierten Arbeit hingewiesen werden. Diese ergeben sich sowohl auf Seiten der Eltern (Privatsphäre, geringe zeitliche Ressourcen etc.) als auch auf Seiten der Einrichtungen (spezifische Inhalte und Zielsetzungen, personelle und zeitliche Rahmenbedingungen etc.).

Hinsichtlich in interkulturellen Begegnungen vorzufindender Verstehensgrenzen wird vielfach eine Kommunikationsproblematik in den Vordergrund der Diskussionen gerückt, die unzureichende Kenntnisse der deutschen Sprache von Familien mit Migrationshinter-

⁹⁴ Gleichzeitig warnt er jedoch vor der häufig vorzufindenden Zielformulierung Abbau von Vorurteilen, die suggeriere, dass man von Vorurteilen frei sein könne und müsse (vgl. AUERNHEIMER 2010a, 58).

grund zentriert. Diesbezüglich sei angemerkt, dass es zur Professionalität der Fachleute in sozialen Einrichtungen zählt, Rahmenbedingungen für eine gelingende Kommunikation zu schaffen. Hier dürfen m.E. nicht die Familien in die Verantwortung gezogen werden, indem sie, wie es in der Praxis durchaus üblich ist, bspw. Familienangehörige als Dolmetscher in Gespräche mit einbeziehen. Ein solches Vorgehen kann in Ausnahmesituationen durchaus hilfreich sein, lässt sich jedoch etwa in Bezug auf vertrauliche Gesprächsinhalte in Frage stellen. Die in diesem Zusammenhang häufig auftretenden kontroversen Debatten, ob und inwieweit in Deutschland lebende Personen mit Migrationshintergrund die deutsche Sprache beherrschen sollten, sind als gesellschaftspolitische Fragestellung aufzufassen, auf die hier nicht näher eingegangen wird. In Anbetracht einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft sollten vielmehr Konzepte der Zusammenarbeit zwischen sozialen Einrichtungen und Dolmetscher- und ggf. Übersetzungsdiensten entwickelt werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sowohl (Komplexe) Behinderung als auch Migration für Menschen ohne diesbezügliches Erfahrungswissen als besonders schwer erfassbare Phänomene mit unterschiedlich starken Verstehensgrenzen anzusehen sind. Aus pädagogischer Perspektive ist daher eine für Unterschiede sensible und offene Einstellung erforderlich sowie die grundsätzliche Bereitschaft, sich auf Neues bzw. Anderes einzulassen.

Fremdheit als Chance in der Beratungssituation

Mit dem Ziel, gegenseitiges Verstehen zwischen Betroffenen mit Migrationshintergrund und/oder deren Familienangehörigen und Fachleuten zu fördern, ist häufig beiderseits die Forderung nach einer gezielten Einstellung von Fachpersonen mit Migrationshintergrund in den Einrichtungen der Behindertenhilfe zu vernehmen. Der Wunsch nach der Übereinstimmung der Herkunftskulturen von Fachkraft und Klient ist grundsätzlich nachvollziehbar und kann mitunter hilfreich sein. Für die alltagspraktische Umsetzung lassen sich jedoch Unzulänglichkeiten und Gefahren kennzeichnen, die im Folgenden dargestellt werden:

- (1) Die Forderung nach der Einstellung von Fachleuten mit einem spezifischen Migrationshintergrund bezieht sich stets auf bestimmte bzw. die größten in Deutschland lebenden Migrantengruppen. Ein solches, in gewisser Weise kulturspezifisches Beratungsangebot käme demnach lediglich einem Teil der Menschen mit Migrationshintergrund zugute und wäre in Anbetracht der gesamthematischen Auseinandersetzung und der Suche nach adäquaten Handlungsstrategien unzulänglich.
- (2) Wie bereits ausführlich dargestellt wurde, ist hinsichtlich eines gelungenen Verstehensprozesses eine multiperspektivische Betrachtungsweise, d.h. die Berücksichtigung unterschiedlicher Dimensionen, notwendig. Durch die gezielte Einstellung von Fachpersonal mit Migrationshintergrund wird der kulturspezifischen Dimension jedoch eine herausragende Stellung zugeschrieben.
- (3) Bei näherer Betrachtung der Fokussierung auf die kulturspezifische Dimension zur Generierung von Verstehen zwischen Migranten gleicher Herkunftsländer bleibt es fraglich, ob die Erwartungen der Einrichtungen an die Fachleute mit Migrationshintergrund erfüllt werden können:
 - a. Durch die nationale Herkunft – hierauf wurde bereits in Kapitel 4.1 näher eingegangen – kann nicht unbedingt auf die ethnische Zugehörigkeit bzw. Herkunftskultur geschlossen werden. Inwieweit bspw. durch ein Beratungsangebot zwischen einem türkischstämmigen Ratsuchendem, und einem ebenfalls aus der Türkei migrierten kurdischstämmigen Berater die Erwartungen gegenseitigen Verstehens auf der Grundlage des gleichen Herkunftslandes erfüllt werden können, ist fraglich.
 - b. Darüber hinaus kann die nationale und/oder kulturelle Herkunft nicht als alleinige Bezugsgröße hinsichtlich eines mehr oder weniger gelingenden Verstehensprozesses angesehen werden. Neben einer individuell feststellbaren Kulturgebundenheit und kulturellen Transformationsprozessen infolge von Migration sind zahlreiche weitere Faktoren relevant, wie die Schicht- bzw. Milieuzugehörigkeit, das Alter, das Geschlecht. Diesbezüglich kann als ein Ergebnis der *Migranten-*

*Milieu-Studie*⁹⁵ des SINUS-Institutes festgehalten werden: »Menschen des gleichen Milieus mit unterschiedlichem Migrationshintergrund verbindet mehr miteinander als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus« (WIPPERMANN/FLAIG 2009, 7).

4. Ein weiterer Punkt sind die Erwartungen der Familien, die möglicherweise an Fachpersonen der gleichen Herkunftskultur gestellt werden. Diese könnten bspw. weniger als professionelle Mitarbeiter einer deutschen Einrichtung angesehen werden und vielmehr als Vertraute und/oder Vertreter kulturspezifischer Interessen. Möglicherweise werden von den Eltern ähnliche oder gleiche Sichtweisen vorausgesetzt. Abgesehen davon, ob die jeweilige Fachkraft diesbezügliche Kenntnisse besitzt, vertritt sie in ihrer Position die deutsche Behindertenhilfe und damit deren Perspektive. Die Einnahme der Rolle eines ›Kulturvermittlers‹ kann demnach zu Konflikten führen. Darüber hinaus gehen mit der gleichen Herkunftskultur eventuell kulturspezifische Rollenzuschreibungen einher – bspw. Hierarchie- und Machtverhältnisse aufgrund des Alters oder des Geschlechts, wodurch ebenfalls Konflikte auftreten können.

Es konnte aufgezeigt werden, dass die gleiche Herkunftskultur von Ratsuchendem und Beratendem kritisch zu betrachten ist. Wenngleich ein solches Vorgehen in bestimmten Situationen Vorteile in sich birgt, wie erweiterte sprachliche Kommunikationsmöglichkeiten oder das Verstehen kulturgebundener Aussagen, handelt es sich nicht um einen ›Königsweg‹ im Umgang mit einer multikulturellen Klientel in den Einrichtungen der Behindertenhilfe.

Es könnte bspw. einen positiven Effekt haben, dass Menschen unterschiedlicher Herkunftsländer sich und ihre Kultur ausführlicher erklären müssen, um gegenseitiges Verstehen zu generieren. Wohingegen die Annahme, dass mein Gegenüber mich aufgrund der gleichen Herkunftskultur versteht, zu Missverständnissen führen kann, indem bspw.

⁹⁵ In der *Migranten-Milieu-Studie* des SINUS-Institutes (2007/2008) wurden die Lebenswelten und Lebensstile von Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund untersucht. Folgende ›Migranten-Milieus‹ wurden identifiziert: Bürgerliche Migranten-Milieus (Adaptives Bürgerliches Milieu, Statusorientiertes Milieu), Traditionsverwurzelte Migranten-Milieus (Religiös-verwurzeltes Milieu, Traditionelles Arbeitermilieu), Ambitionierte Migranten-Milieus (Multikulturelles Performermilieu, Intellektuell-kosmopolitisches Milieu), Prekäre Migranten-Milieus (Entwurzeltes Milieu, Hedonistisch-subkulturelles Milieu) (vgl. WIPPERMANN/FLAIG 2009, 8).

eine verkürzte Darstellung des Gemeintem erfolgt. Die Fremdheit zwischen Fachpersonal und Eltern könnte demnach auch als Chance angesehen werden, so wie die prinzipielle Fremdheit zwischen Forscher und dem Forschungssubjekt als eine erkenntnisgenerierende interpretationsmethodisch hilfreiche Größe angesehen werden kann, da die Erzählungen explizit ausgeführt werden müssen, um zu gewährleisten, dass der Interviewer das Erzählte auch verstehen kann (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 84).

Interkulturelle Kompetenz – eine Frage der Haltung

Hinsichtlich der Auseinandersetzung mit kultureller und ethnischer Pluralität infolge von Migrationsprozessen stellt die Erlangung interkultureller Handlungsfähigkeiten einen zentralen Aspekt eines neuen Anforderungsprofils für die pädagogische bzw. soziale Arbeit dar. Unter dem Schlüsselbegriff der *interkulturellen Kompetenz*⁹⁶ ist nach MERZ-ATALIK eine Expansion von Angeboten zur interkulturellen Kompetenz festzustellen, »ohne dass es einen breiten Konsens über Inhalte und konzeptionelle, methodische Grundlagen oder gar Expertisen im Sinne einer Qualitätsperspektive gäbe« (2008, 34). Sie macht weiterhin deutlich, dass es nicht darum geht, Kompetenzen in Bezug auf bestimmte Migrantengruppen zu entwickeln, »sondern vielmehr Formen genereller Prinzipien und Sensibilisierungen für mögliche besondere Anforderungen zu entwickeln, die auch strukturelle Ebenen der Benachteiligung von Menschen mit Migrationshintergrund berücksichtigen« (MERZ-ATALIK 2008, 34 f.). Nach Meinung von KRIECHHAMMER-YAGMUR reicht es nicht aus, »Zugangsbarrieren zu den sozialen Diensten abzubauen und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter formal zu professionalisieren. Interkulturelle Öffnung setzt ein hohes Maß an Selbstreflexion und Auseinandersetzung voraus« (2003, 58). Für sie ist interkulturelle Kompetenz nicht als Methode, sondern als eine *Frage der Haltung* zu verstehen, als »die Fähigkeit, immer wieder aufs Neue wach, mit allen Sinnen und in einer respektvollen Haltung individuelle Lösungen zu finden« (KRIECHHAMMER-YAGMUR 2002, 16). Vor dem Hintergrund des Merkmales einer jeden Kultur und ihrer Mitglieder, die Welt zunächst einmal ethnozentrisch zu begreifen (vgl. ALBRECHT 2003, 40 f.), also der

⁹⁶ Zur vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Thema *interkulturelle Kompetenz* in der pädagogischen und/oder sozialen Arbeit vgl. u.a. AUERNHEIMER (2010), GAITANIDES (2003), HINZ-ROMMEL (1994).

Tendenz, »den eigenen Wertvorstellungen universale Gültigkeit beizumessen« (BÜRLI 2006, 43), wird als zentrales Leitmotiv *interkultureller Pädagogik*⁹⁷ eine Haltung der *Anerkennung* der Verschiedenheit ebenso wie die Gleichwertigkeit der Kulturen betont (vgl. AUERNHEIMER 2005, 55 f.; PRENGEL 2006, 82). Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass es sich bei interkultureller Kompetenz nicht um eine zielgruppenspezifische Kompetenz handelt, sondern vielmehr um eine respektvolle Haltung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund, mit der Bereitschaft, individuelle Lösungen zu finden. Hierzu ist ein reflektierter Umgang mit den eigenen Wertevorstellungen ebenso wie die Anerkennung von Verschiedenheit notwendig.

*Anerkennung*⁹⁸ ist jedoch mehr als eine Haltung, sie ist ein zentrales Grundmotiv der Ethik (vgl. DEDERICH/SCHNELL 2009, 78). »Honneth versteht unter Anerkennung ein moralisches Prinzip, das für die Gesellschaften umso dringlicher wird, je komplexer, sozial und ethnisch heterogener sie werden. Anerkennung ist immer die ›des Anderen‹, also der Person, deren Orientierungen und Auffassungen von meiner Position abweichen« (TREIBEL 2006, 184). Die Anerkennung des Anderen verlangt stets nach einer Haltung des Anerkennenden, die SPAEMANN wie folgt beschreibt:

Anerkennung der Person – das heißt zunächst einfach Rücknahme der eigenen, prinzipiell unbegrenzten Expansionstendenz, Verzicht darauf, den anderen nur unter dem Aspekt der Bedeutsamkeit zu sehen, die er in *meinem* Lebenszusammenhang hat, Achtung vor ihm als einer für mich nie gegenständlich werdenden Mitte eines eigenen Bedeutungszusammenhangs (2006, 197).

Anerkennung stellt einen wesentlichen Faktor im Leben eines jeden Menschen dar und ist eine wichtige Ressource »für den Prozess der Subjektgenese, vor allem den Aufbau einer positiven Selbstbeziehung und einer unbeschädigten Identität« (DEDERICH 2011, 108). Die Anerkennung von Personen ist daran gebunden, dass deren »Orientierungen und

⁹⁷ Eine vertiefende Einführung in die *interkulturelle Pädagogik* geben u. a. AUERNHEIMER (2005) sowie GOGOLIN und KRÜGER-POTRATZ (2010). Zu einem kritischen Umgang mit der *interkulturellen Pädagogik* bzw. mit deren Begrifflichkeiten, die kulturelle Differenz anstatt eine migrationspezifische Dimension in den Vordergrund stelle, seien das Buch zur *Migrationspädagogik* von MECHERIL (2004) und »Abschied von der interkulturellen Pädagogik« von HAMBURGER (2009) genannt.

⁹⁸ In der gegenwärtigen deutschen philosophischen Diskussion scheint der Begriff der *Anerkennung* untrennbar mit der *Anerkennungstheorie* nach AXEL HONNETH (1992) verbunden zu sein. Zum Begriff der *Anerkennung* im Kontext der Heil- und Sonderpädagogik vgl. u. a. DEDERICH (2001, 2011) und HORSTER (2009).

Handlungen, Interaktions- und Lebensformen [...] verstanden werden« (STRAUB 1999, 71). Gleichzeitig setzt ein solches Verstehen – als wesentlicher Aspekt der vorliegenden Studie – eine Anerkennung der Eigenheit von Personen und damit auch von interpersonellen Unterschieden voraus. Anerkennung und Verstehen bilden demnach zwei zentrale, aufeinander bezogene Bedingungen. Wenn Anerkennung also bedeutet, »jemanden als jemanden anzuerkennen« (DEDERICH 2011, 118), dabei jedoch von einer grundsätzlichen Fremdheit zwischen Menschen ausgegangen wird, d.h. dass ich den anderen in seiner Andersheit nicht ganz erfassen kann, dann kann behauptet werden: »Jemanden in einer gewissen Hinsicht als etwas zu identifizieren und anzuerkennen bedeutet immer zugleich auch, ihn in seiner Andersheit zu verfehlen und ihn dadurch zu verkennen« (DEDERICH 2011, 118).

Auf die Folgen fehlender Anerkennung weist TAYLOR (1993) in der folgenden These seines Essays »Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung« hin, die lautet:

unsere Identität werde teilweise von der Anerkennung und Nicht-Anerkennung, oft auch von der *Verkennung* durch andere geprägt, so daß ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes und verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen (TAYLOR, 13 f., zitiert nach FORNEFELD 2008, 132 f.).

Unter Bezugnahme auf Menschen mit komplexer Behinderung plädiert FORNEFELD dafür, Anerkennung zum Leitprinzip der Heil- und Sonderpädagogik zu machen und damit die Eigenheit von Menschen mit Behinderung zu schätzen und anzuerkennen (vgl. 2008, 128 ff.). Für die Behindertenhilfe bedeutet Anerkennung im Kontext von interkultureller Kompetenz demnach ein moralisches Prinzip, nach dem Menschen mit Behinderung und Menschen mit Migrationshintergrund in ihrer Verschiedenheit wahrgenommen werden und ihnen mit Achtung begegnet wird. Von den Fachkräften der Behindertenhilfe verlangt sie eine Haltung den einzelnen Personen gegenüber, deren Orientierungen und Auffassungen von der eigenen Position abweichen können.

Bezugnehmend auf solche abweichenden Positionen und die Forderung nach einer wertschätzenden Haltung gegenüber soziokultureller Vielfalt ist festzustellen, dass es insbesondere in interkulturellen Begegnungen zu *Grenzen* der viel proklamierten Akzeptanz

kommen kann. Und zwar insbesondere dann, wenn die jeweiligen kulturellen bzw. traditionellen Gedanken- und Verhaltensmuster insoweit voneinander abweichen, dass sie das moralisch-rechtliche Empfinden des Gegenübers verletzen. Hierdurch kann es zu Unstimmigkeiten und Konflikten, bspw. zwischen Fachleuten der Behindertenhilfe und Eltern mit Migrationshintergrund, kommen. Ein Beispiel aus der Praxis soll das Gemeinteverdeutlichen: Eine Studentin der Universität zu Köln berichtete von einem Mann afrikanischer Herkunft, dessen Sohn eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung besuchte. Der Vater teilte der Klassenlehrerin seines Sohnes mit, dass beide in den Schulferien in sein afrikanisches Herkunftsland reisen würden, um den Jungen dort durch ein traditionelles Ritual vom Teufel zu befreien, der seines Erachtens für die Behinderung verantwortlich ist. Die Vorstellungen über ein solches Ritual waren nicht mit dem moralischen Empfinden der Lehrerin vereinbar, dennoch musste sie die Entscheidung des Vaters hinnehmen. Das Beispiel zeigt auf, dass es durch stark abweichende kulturelle Gedanken- und Verhaltensmuster in interkulturellen Begegnungen verstärkt zu Differenzen kommen kann, die als solche hingenommen werden müssen. Gleichzeitig stellt sich die Frage nach dem Umgang mit derlei – in gewisser Weise moralischen – Dilemmata. AUERNHEIMER hält diesbezüglich grundlegend und zusammenfassend fest:

Gefordert ist eine Haltung der Offenheit für mögliche (!) Differenzen und die Anerkennung anderer Wertesysteme, aber auch die Fähigkeit zum Dialog darüber, wenn zum Beispiel Individualrechte verletzt zu werden scheinen (z.B. bei familiären Widerständen gegen die selbständige Lebensplanung einer jungen Frau). Wichtig ist die Fähigkeit, fremde Kulturmuster kooperativ zu erschließen anstatt sich mit Kulturwissen zu selbstsicheren Deutungen verleiten zu lassen (2010a, 58 f.).

Bewusst betont AUERNHEIMER die Sensibilität für *mögliche (!)* kulturelle Differenzen. Er deutet damit auf die nach HAMBURGER bestehende Gefahr hin, dass die Professionalisierung und »die Institutionalisierung der interkulturellen Perspektive eine analytische Verengung vornimmt und kulturelle Identifikationen in einem Maße verstärkt, dass neue Probleme entstehen und Konflikte verschärft werden« (1999, 38). Hieraus stellt sich die Anforderung, »Interkulturalität nur dort, aber auch genau dort zu thematisieren, wo dies notwendig ist. Dies theoretisch zu analysieren und praktisch zu realisieren erfordert reflexive Interkulturalität« (HAMBURGER 2009, 133 f.).

Zusammenfassend lässt sich im Hinblick auf *passgenaue Beratungsangebote* für Menschen mit Migrationshintergrund und einem Kind mit (Komplexer) Behinderung festhalten, dass sich ein kultursensibler Umgang mit Verschiedenheit zeigt als

- eine *multiperspektivische Betrachtungsweise*, die verschiedene Dimensionen (Migration, Kultur, Behinderung u.a. m.) beachtet, in ihrer Wechselwirkung reflektiert und darüber hinaus immer auch die individuellen Erfahrungsbiographien in den Blick nimmt;
- eine *interkulturelle Haltung*, die eigene kulturelle Werte reflektiert und eine anerkennende, wertschätzende und offene Haltung gegenüber anderen Lebensentwürfen einnimmt, mit einem wohlwollendem Interesse für unterschiedliche Problem- und Lösungskonstruktionen (vgl. PAVKOVIC 2000, 7).

Eine solche »*reflexive Interkulturalität*« (HAMBURGER 1999; 2009, 127 ff.) stellt eine Querschnittsaufgabe der Einrichtungen der Behindertenhilfe dar.

4.3 Konsequenzen für die weitere Forschung

Der Forschungsrahmen der vorliegenden explorativen Studie ist als Grundlage für einen bislang noch wenig strukturierten Gegenstandsbereich insgesamt weit gefasst. Die Arbeit gibt Einblicke in die vielfältigen Lebenswelten von Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Komplexer Behinderung. Dabei konnten relevante Themenbereiche im Kontext von *Migration und Behinderung* abgesteckt werden, wie die Perspektive der Mütter auf ihr Leben und das ihrer Familien oder die Bedeutung der interkulturellen Kompetenz für Beratungsangebote der Behindertenhilfe. Darüber hinaus konnten zahlreiche Aspekte herausgearbeitet werden, die als Ansatzpunkte sowohl für die weitere wissenschaftliche als auch praktische Auseinandersetzung mit der Thematik dienen. Welche Möglichkeiten und Konsequenzen sich daraus für die weitere Forschung auf unterschiedlichen Ebenen ergeben, wird im Folgenden dargestellt.

- *Konsequenzen des einzelfallanalytischen Vorgehens*: Durch das einzelfallanalytische Vorgehen ist – bezogen auf die Thematik Migration und Behinderung – die Relevanz

einer individuums- bzw. familienorientierten Sichtweise deutlich geworden. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass sich in anschließenden Forschungsarbeiten, in denen mit dem gleichen einzelfallanalytischen Forschungsansatz andere Familien befragt werden, weitere relevante Aspekte und Motive im Hinblick auf das Themenfeld ableiten lassen.

Darüber hinaus ließen sich in weiteren Einzelfallanalysen ggf. einzelne Aspekte näher in den Blick nehmen, die in Bezug auf die Familien der vorliegenden Arbeit nicht als bedeutsam markiert werden, in der beginnenden Diskussion um das Themenfeld jedoch als relevant in Erscheinung treten. Gemeint sind z.B. stark voneinander abweichende kulturelle bzw. traditionelle Gedanken- und Verhaltensmuster, die zu Konflikten, bspw. zwischen Fachkräften der Behindertenhilfe und Eltern mit Migrationshintergrund, führen können.

- *Möglichkeiten für weiterführende und vertiefende Fragestellungen:* Aus den Forschungsergebnissen ergeben sich an einigen Stellen weiterführende und/oder vertiefende Fragestellungen, deren Beantwortung in nachfolgenden Untersuchungen erfolgen könnte. Hierzu zählt bspw., ob bzw. inwieweit sich transkulturelle Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Komplexer Behinderung feststellen bzw. belegen lassen oder sich hinsichtlich der Geburt eines Kindes mit Komplexer Behinderung bei den Eltern vergleichbare Phasen des Bewältigungsprozesses aufzeigen lassen (vgl. hierzu Kapitel 4.1). Bezüglich der beiden genannten Punkte könnten vergleichende Studien von Familien mit und ohne Migrationshintergrund u.a. Aufschluss über Gemeinsamkeiten und Differenzen geben. Vertiefende Fragestellungen könnten sein, inwieweit der Aufenthaltsstatus von Familien mit Migrationshintergrund oder die Unterscheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration Einfluss auf das Leben mit einem Kind mit Behinderung hat. Weiterhin ließe sich fragen, was sich aus solchen spezifizierten Betrachtungsweisen für das deutsche Behindertenhilfesystem bzw. dessen Inanspruchnahme ableiten lässt (vgl. hierzu Kapitel 4.2.1).
- *Möglichkeiten der Erweiterung und/oder Fokussierung anteiliger themenspezifischer Dimensionen und Aspekte:* Das Themenfeld Migration und Behinderung wurde hier unter besonderer Berücksichtigung migrations-, kultur-, behinderungs- und personenspezifischer Deutungsmuster betrachtet. In weiteren Untersuchungen könnten andere

Dimensionen wie die soziale Schicht- bzw. Milieuzugehörigkeit sowie Teilaspekte einzelner Dimensionen wie Geschlecht, Alter, alleinerziehende Elternteile, Personen mit Migrationshintergrund, die nicht selbst zugewandert sind, also in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland leben, etc. in den Fokus gerückt werden.

- *Konsequenzen und Möglichkeiten für eine mehrperspektivische Betrachtung des Phänomens Migration und Behinderung:* Zentraler Gegenstandsbereich der vorliegenden Forschungsarbeit ist die Lebenswelt der Familien mit eigener Migrationserfahrung und einem Kind mit Komplexer Behinderung aus Perspektive der Mütter. Für die Betrachtung der Lebenswelt der Familien müssten konsequenterweise in weiteren Studien die Perspektive der Väter, Geschwister und insbesondere der Menschen mit Behinderung erfasst werden.

Darüber hinaus erscheinen weitere Sichtweisen auf das Phänomen Migration und Behinderung als bedeutsam. Hierzu zählen u.a. die der Familie bzw. der einzelnen Familienmitglieder auf die deutsche Behindertenhilfe oder die Perspektive der deutschen Behindertenhilfe und deren Fachkräfte auf Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung. Vergleichende Studien, bspw. zu gegenseitigen Erwartungshaltungen zwischen Eltern und Fachleuten, könnten zu einem zusätzlichen Erkenntnisgewinn in Bezug auf die Thematik an der Schnittstelle zwischen Behindertenhilfe und Eltern beitragen.

- *Konsequenzen für heil- und sonderpädagogische Aus- und Fortbildungsangebote:* In der Studie konnte die Relevanz eines reflektierten Umganges mit Interkulturalität für die Einrichtungen der Behindertenhilfe und damit die Notwendigkeit interkultureller Kompetenz für die Fachkräfte herausgearbeitet werden. Für nachfolgende Arbeiten kann es daher als eine zentrale Aufgabe angesehen werden, wissenschaftlich fundierte (Aus-)Bildungsangebote mit dem Schwerpunkt *interkulturelle Heil- und Sonderpädagogik* als Teilbereich heil- und sonderpädagogischer Studiengänge und beruflicher Ausbildungen sowie Fortbildungsprogramme zu entwickeln.

In Bezug auf pädagogische Handlungsfelder ließe sich im Rahmen dessen u.a. der Frage nachgehen, inwieweit die Heil- und Sonderpädagogik bereits Theorien und Konzepte bereitstellt, die geeignet erscheinen, heterogenen Personengruppen auch im Hinblick auf kulturelle Vielfalt gerecht zu werden.

- *Möglichkeiten für die Konzeptentwicklung einer (kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur im Kontext von Migration und Behinderung:* Für die vorliegende Untersuchung hat sich die autobiographisch-narrative Verfahrensweise als geeigneter methodischer Zugang zum Gegenstandsbereich gezeigt. Hier ließe sich fragen, inwieweit eine modifizierte Form dieses Vorgehens zu einer – in ihren Grundzügen in der Arbeit beschriebenen – (kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur (vgl. Kapitel 4.2.3) für den Umgang mit Interkulturalität in der Praxis konzeptualisiert werden könnte. Die vorliegende Forschungsarbeit bietet diesbezüglich zahlreiche Ansatzpunkte.
- *Konsequenzen für die konzeptionelle Entwicklung in Bezug auf die Einrichtungen der Behindertenhilfe:* Durch die grundlegend festgestellte Bedeutsamkeit der Berücksichtigung von Interkulturalität ergibt sich die Notwendigkeit der interkulturellen Öffnung aller Institutionen der Behindertenhilfe und damit die Konsequenz der Erarbeitung eines wissenschaftlich fundierten Konzeptes zur interkulturellen Öffnung.
- *Möglichkeiten wissenschaftstheoretischer Zugänge zum Phänomen Migration und Behinderung:* In der Arbeit wird auf einige Aspekte, Theorien und Ansätze hingewiesen, die für eine erweiterte und/oder vertiefende Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex Migration und Behinderung relevant sind und in weiteren Forschungsarbeiten aufgegriffen werden könnten. Hierzu zählen u.a. die Konzeption der *narrativen Identität*, die Auseinandersetzungen mit dem *Fremdheitsbegriff* oder der *Anerkennung* als zentrales Grundmotiv der Ethik.

Zudem konnte aufgezeigt werden, dass innerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung die Einnahme vielfältiger disziplinärer bzw. interdisziplinärer Blickwinkel notwendig ist, um die Thematik in ihrer Komplexität zu erfassen. Während sich die vorliegende Studie insbesondere im wissenschaftlichen Bezugsrahmen von Heilpädagogik und Soziologie bewegt und weitere (Teil-)Disziplinen tangiert, ergeben sich für weitere Forschungsarbeiten zahlreiche Möglichkeiten einer anders gewichteten interdisziplinären Vernetzung. Die Einbettung der Thematik in einen anderen wissenschaftlichen Bezugsrahmen mit anderen Schwerpunktsetzungen, bspw. die Fokussierung (sozial-)politischer Zusammenhänge im Kontext von Migration und Behinderung, gehen wiederum einher mit der Möglichkeit, andere theoretische und methodische Zugänge zum Gegenstandsbereich zu wählen.

5 RESÜMEE UND AUSBLICK

Die übergeordnete Zielsetzung der Studie besteht darin, anhand exemplarischer biographischer Einzelfälle Einblicke in die Lebenswelten von Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit komplexer Behinderung in Deutschland zu erlangen. Hierzu wurden der Arbeit die Fragestellungen zugrunde gelegt, wie die Eltern die Faktoren Migration und Behinderung im Kontext ihrer Biographie deuten, welche subjektiven Relevanzsetzungen bzw. Relevanzsysteme sich identifizieren lassen und welche Ressourcen und Bedarfe daraus abgeleitet werden können. Hiermit wird der bislang noch wenig strukturierte Gegenstandsbereich Migration und Behinderung in den Fokus genommen und in seiner Komplexität weit geöffnet. In diesem letzten Kapitel werden die zentralen Ergebnisse und Kerngedanken resümiert und in einen Gesamtzusammenhang gebracht. Anschließend werden als Ausblick daraus folgende Ideen für die Praxis dargestellt.

Im Folgenden wird eine Strukturierung der Ergebnisse der Studie vorgenommen, indem diese unterschiedlichen *Abstraktionsniveaus* zugeordnet werden.

- (1) *Ergebnisse auf der Ebene der Einzelfallanalysen*: Die erste Stufe bilden die Interpretationsergebnisse bezogen auf die Einzelfallanalysen, wie sie in Kapitel drei dargestellt wurden. Anhand der Narrationen der Mütter werden, in den jeweiligen biographischen Gesamtkontext eingebettet, subjektive Relevanzsetzungen und individuelle Bedeutungszusammenhänge hinsichtlich der Faktoren Migration und Behinderung detailliert dargestellt. In Form von Motiven und Motivstrukturen (Schlüssel- und Submotive) werden so verschiedene bedeutsame Aspekte in Bezug auf die Themen- und Fragestellung der vorliegenden Forschungsarbeit herausgearbeitet. Es hat sich gezeigt, dass die prägenden Widerfahrnisse von Migration und Behinderung von den Befragten in sehr unterschiedlicher Weise wahrgenommen, bewertet und unter Berücksichtigung unterschiedlicher Ressourcen und Belastungen bewältigt werden.
- (2) *Strukturierung und Bündelung der Ergebnisse der Einzelfallanalyse*: Im Anschluss an die Einzelfallanalysen erfolgt in Kapitel 4.1 eine Strukturierung und Bündelung der Ergebnisse und damit eine Loslösung von der biographischen Strukturierung des

empirischen Datenmaterials. Es werden migrations- und behinderungsspezifische Merkmale und Merkmalskombinationen aufgezeigt, die für die thematische Auseinandersetzung, sowohl in Bezug auf die Einzelfälle als auch über diese hinaus, relevant sind. Hieraus ergibt sich ein *komplexes multifaktorielles Bedingungsgefüge*, das bei den Familien stets individuell in Erscheinung tritt und damit auf einen grundsätzlichen *Bedarf einer individuellen Betrachtung* ihrer Lebenswelt verweist. Es hat sich gezeigt, dass eine solche Perspektive für die Behindertenhilfe außerdem dahingehend relevant ist, dass sich die Lebenswelt von Familien mit Migrationserfahrung und die Fremdwahrnehmung der Fachleute mitunter stark voneinander unterscheiden, was zu nicht adäquaten Verhaltensmustern und Erwartungshaltungen gegenüber den Eltern führen kann. Während sich die Lebenswelt der Eltern mit eigenen Migrationserfahrungen aus ihrem Leben im Herkunftsland und in Deutschland zusammensetzt, bezieht sich die Wahrnehmung der Fachkräfte zumeist allein auf die gegenwärtige Lebenssituation der Familien. Ein weiteres für das Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem relevantes Ergebnis ist, dass Familien mit einem Kind mit komplexer Behinderung – zumindest durch die notwendige medizinische Versorgung ihres Kindes – schon früh Zugang zum deutschen Hilfesystem haben. Hieraus ergibt sich der *Bedarf einer frühzeitigen Berücksichtigung von Interkulturalität* und eines dementsprechenden Umgangs bereits in Krankenhäusern, bei Kinderärzten, in der Frühförderung etc. und damit einer interkulturellen Öffnung des Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems insgesamt.

- (3) *Allgemeine Ergebnisse im Kontext von Migration und Behinderung*: Zum dritten Abstraktionsniveau zählen jene Ergebnisse, die sich aus der Gesamtheit der Untersuchungsergebnisse ableiten lassen. Neben den in Kapitel 4.2.3 dargestellten Perspektiven für die Behindertenhilfe, auf die später noch näher eingegangen wird, werden zusammenfassend folgende aufeinander bezogene Ergebnisse im Kontext des Themenfeldes deutlich:

Auf der Grundlage der Einzelfälle und darüber hinaus wird an zahlreichen Beispielen die *Relevanz* der Thematik aufgezeigt. Erinnerung sei an dieser Stelle u. a. an das »Löffelbeispiel« zur Feststellung der feinmotorischen Fähigkeiten eines Kindes mit Behinderung (vgl. Kapitel 4.2.2). Dieses und zahlreiche weitere Beispiele aus der Pra-

xis verdeutlichen die Relevanz einer Sensibilisierung für die Thematik Migration bzw. Interkulturalität innerhalb der Heil- und Sonderpädagogik.

Das beschriebene multifaktorielle Bedingungsgefüge im Kontext von Migration und Behinderung macht eine *mehrperspektivische Betrachtungsweise in Praxis und Forschung* erforderlich. Innerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung muss eine Vielfalt von Disziplinen und Forschungsansätzen sowie Besonderheiten im Zusammenhang mit interkulturellen Studien zur Kenntnis genommen werden, um die Thematik in ihrer Komplexität zu erfassen (vgl. Kapitel 4.1). Für die Praxis wird die Unterscheidung verschiedener Deutungsmuster (hier insbesondere die migrations-, kultur-, behinderungs- und personenspezifische Dimension) als wesentlich herausgestellt. Gleichzeitig wird aufgezeigt, dass die einzelnen Dimensionen durch die lebensweltliche Kontextabhängigkeit nicht immer eindeutig voneinander zu trennen sind und in einem in vielfältiger Weise reziproken Verhältnis zueinander stehen (vgl. hierzu Kapitel 4.2.3). Aufgrund dessen sowie infolge grundsätzlicher zwischenmenschlicher und in interkulturellen Begegnungen noch verstärkt vorzufindender *Verstehensgrenzen* (vgl. Kapitel 2 und 4) kann es sich daher stets nur um eine Annäherung an die Lebenswelt der Familien handeln.

Trotz der dargestellten Relevanz des Themenfeldes Migration und Behinderung für die Heil- und Sonderpädagogik ist vor der Gefahr einer verengten interkulturellen Perspektive und damit einer Problematisierung der Thematik zu warnen. Wie bereits in Kapitel 1.2 zum aktuellen Stand der Diskussion dargestellt wurde, ergibt sie sich daraus, dass alltägliche Situationen vorschnell unter Heranziehung kultur- und/oder migrationspezifischer Deutungs- und Erklärungsmuster betrachtet werden. Hieraus stellt sich die Anforderung, »Interkulturalität nur dort, aber auch genau dort zu thematisieren, wo dies notwendig ist. Dies theoretisch zu analysieren und praktisch zu realisieren erfordert *reflexive Interkulturalität* [Hervorh. d. Verf.]« (HAMBURGER 2009, 133 f.; vgl. hierzu auch Kapitel 4.2.3).

Aus der vorliegenden Studie ergeben sich Möglichkeiten und Konsequenzen für weitere Forschungsarbeiten, auf die ausführlich in Kapitel 4.3 eingegangen wird. Bezug nehmend auf das einleitende Zitat »*Wir behandeln alle gleich!*« kann für die Behindertenhilfe, wie für andere soziale Einrichtungen, aufgezeigt werden, dass die Annäherung an

das Phänomen Migration und Behinderung eine Gratwanderung zwischen Berücksichtigung kultureller Unterschiede und gleichzeitiger Vorsicht gegenüber einer vorschnellen Heranziehung kultur- und/oder migrationsspezifischer Deutungsmuster darstellt. Wie gezeigt wird, erfordert der Umgang mit Interkulturalität eine »*interkulturelle Haltung*, die [...] eigene kulturelle Werte reflektiert [...] und die eine offene und respektvolle Haltung gegenüber anderen Lebensentwürfen einnimmt, mit wohlwollendem Interesse für andere kulturelle Problem- und Lösungskonstruktionen« (PAVKOVIC 2000, 7). Ein solches Vorgehen macht eine kulturelle Sensibilisierung der Fachleute des Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems insgesamt erforderlich. Im Sinne einer der Zielsetzungen der internationalen Heil- und Sonderpädagogik ist es dabei wichtig, über den eigenen kulturellen Tellerrand zu schauen, um sich anderer Denk- und Deutungsmuster überhaupt bewusst zu werden (vgl. Kapitel 4.2.3). In Anbetracht der Ergebnisse der Forschungsarbeit liegt hierin eine *der* Grundvoraussetzungen, Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten überhaupt zu erkennen! Hinsichtlich eines reflektierten und in der konkreten pädagogischen Situation konstruktiven Umganges mit Interkulturalität ergibt sich hieraus, dass der *internationalen und interkulturellen Heil- und Sonderpädagogik* als Bestandteil der Heil- und Sonderpädagogik ein bedeutsamer Stellenwert eingeräumt werden muss. Die Einbindung dieser Fachrichtung in die Ausbildung von Heil- und Sonderpädagogen bzw. diesbezügliche Schulungen, Fort- und Weiterbildungen sind somit dringend erforderlich.

In Anbetracht der außerordentlichen Heterogenität des Personenkreises der Menschen mit Migrationshintergrund – hier insbesondere in Bezug auf die verschiedenen Herkunftsländer und -kulturen und individuellen Migrationsprozesse – wird der besondere Bedarf einer individuums- bzw. familienorientierten Perspektive deutlich herausgearbeitet, die die jeweilige biographische Erfahrungsaufschichtung berücksichtigt. Infolgedessen muss der *individuell-biographische Hintergrund* im Kontext von Migration und Behinderung zunehmend in das Blickfeld der pädagogischen Profession genommen werden. Hierin liegt eine Voraussetzung, Personen mit Behinderung und Migrationshintergrund bzw. ihre Lebenswelt und die ihrer Familien insoweit zu verstehen, dass Belastungen, Ressourcen und Bedarfe als solche erkannt und alltägliche (Problem-)Situationen richtig eingeschätzt werden. Diesbezüglich wird auf die Bedeutung einer *(kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur* eingegangen, d.h. einer Kultur des Fragenstellens und des Zuhörens, als

wesentlicher Bestandteil interkultureller Beratungsangebote der Behindertenhilfe (vgl. Kapitel 4.2.3). Auf die Grenzen einer solchen familien- und biographieorientierten Blickrichtung durch die Fachkräfte der Behindertenhilfe wurde in Kapitel 4.2.3 eingegangen.

Dem *Fragenstellen* und damit einer (kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur kommt in interkulturellen Begegnungen mit Familien mit einem behinderten Kind ein besonderer Stellenwert zu, um sich reflexiv und in der Praxis konstruktiv mit der Thematik Migration und Behinderung auseinanderzusetzen. Zunächst kann das Abklären bestimmter Fragen bzw. für die Familien relevanter Themenbereiche, bspw. ob das Kind mit Behinderung im Herkunftsland der Eltern geboren ist, der Bezug zum Herkunftsland oder die Relevanz von Traditionen, als Grundvoraussetzung dafür angesehen werden, überhaupt sachgerechte Fragen in Bezug auf die einzelnen Familien formulieren zu können – hierin liegt eine zentrale Erkenntnis der Studie. Die Forschungsarbeit bietet diesbezüglich zahlreiche Ansatzpunkte und Beispiele. Diese beziehen sich sowohl auf relevante inhaltlich sachbezogene Fragestellungen – *Wonach frage ich?* – (vgl. hierzu insbesondere Kapitel 3 und 4.1) als auch auf das methodische Vorgehen in interkulturellen Begegnungen – *Wie frage ich?* – (vgl. hierzu insbesondere Kapitel 2.2.2 sowie Kapitel 4.2.3). Im Dialog können so sukzessiv Relevanzsetzungen sowie Bedarfe und Ressourcen betroffener Familien erfasst und daraus adäquate Maßnahmen und/oder Lösungsansätze abgeleitet werden.

Ausblick

Vor dem Hintergrund der dargestellten Ergebnisse lassen sich abschließend Konsequenzen für die *Konzeptentwicklung eines Beratungs- und Unterstützungsangebotes* für Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit (Komplexer) Behinderung ableiten. Im Folgenden werden notwendige Rahmenbedingungen in Bezug auf ein solches Beratungs- und Unterstützungsangebot gekennzeichnet. Vorab sei darauf hingewiesen, dass es im Sinne einer interkulturellen Öffnung der Behindertenhilfe nicht darum gehen kann, Projekte bzw. Programme speziell für Familien mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung zu entwickeln. Die nun folgenden Ausführungen beziehen sich auf Familien mit Migrationshintergrund, verstehen sich jedoch als integrierter Teilbereich eines Beratungsangebotes für *alle* Familien mit einem Kind mit (Komplexer) Behinderung. Als aktuelle rechtliche Grundlage sei an dieser Stelle zunächst auf die *UN-Behindertenrechts-*

konvention verwiesen. Dort heißt es in Artikel 4 zu den allgemeinen Verpflichtungen in Absatz 1 (h, i), dass sich die Vertragsstaaten dazu verpflichten:

- h) für Menschen mit Behinderungen zugängliche Informationen über Mobilitätshilfen, Geräte und unterstützende Technologien, einschließlich neuer Technologien, sowie andere Formen von Hilfe, Unterstützungsdiensten und Einrichtungen zur Verfügung zu stellen;
- i) die Schulung von Fachkräften und anderem mit Menschen mit Behinderungen arbeitendem Personal auf dem Gebiet der in diesem Übereinkommen anerkannten Rechte zu fördern, damit die aufgrund dieser Rechte garantierten Hilfen und Dienste besser geleistet werden können (BUNDESBEHINDERTENBEAUFTRAGTER Okt. 2010, 16).

Um das Recht auf zugängliche Informationen umsetzen zu können, müssen die Beratungsangebote, zunächst abgesehen von der Frage der inhaltlichen und finanziellen Zuständigkeit zur Umsetzung, so konzipiert sein, dass sie *alle* Familien mit einem Kind mit Behinderung erreichen.

Für Eltern mit und ohne Migrationshintergrund ist es oftmals schwierig, sich im differenzierten und teilweise unübersichtlichen System der Behindertenhilfe zurechtzufinden. Im Kontext von Migration können darüber hinaus verschiedene Aspekte herausgestellt werden, die den Zugang zu einzelnen Einrichtungen zusätzlich erschweren. Hierzu gehören bspw. geringe Kenntnisse der deutschen Sprache oder grundlegende Informationsdefizite über das deutsche Sozial- und Hilfesystem (vgl. Kapitel 4.2.2). Aus den Interviews ist deutlich hervorgegangen, dass den Familien insbesondere in der ersten Zeit nach der Geburt ihres Kindes mit Behinderung Informationen über die verschiedenen Einrichtungen und Unterstützungsmaßnahmen der deutschen Behindertenhilfe fehlen. Für Familien mit einem Kind mit komplexer Behinderung kann aufgezeigt werden, dass diese früh Zugang zum deutschen Hilfesystem haben. Hieraus lässt sich schlussfolgern, dass für diesen Personenkreis Krankenhäuser und Kinderarztpraxen als geeignete Schnittstelle erscheinen, Beratungsangebote zu installieren. Ein wesentlicher Aspekt ist die Wahrnehmung von Familien, die mit einem Kind mit Behinderung nach Deutschland migriert sind, als Personenkreis mit speziellem Beratungsbedarf. Für diese Familien kann angenommen werden, dass jene grundlegenden Informationen in Bezug auf das deutsche Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystem fehlen, die anderen Familien direkt nach der Geburt ihrer Kinder, ggf. bereits im Krankenhaus, durch Kinderärzte, in Frühförderstellen etc.,

zukommen. Trotz des möglicherweise fortgeschrittenen Alters der Person mit Behinderung ist hier ein grundlegendes Beratungsangebot notwendig.

Mit dem Ziel des Ausgleichs von Informationsdefiziten von Familien mit einem Kind mit (Komplexer) Behinderung in Deutschland sowie einer individuell notwendigen Unterstützung zur Erlangung von Handlungsfähigkeit innerhalb des Hilfe- bzw. Behindertenhilfesystems erscheint es sinnvoll, den Familien einen Berater und Begleiter für die erste Zeit mit einem Kind mit Komplexer Behinderung als eine Art Orientierungshilfe zur Seite zu stellen. Da Familien nach der Geburt eines Kindes mit Behinderung aufgrund nicht vorhandenen Erfahrungswissens oftmals wenige oder keine Ansatzpunkte zur Informationsgewinnung sowie zur Formulierung sachgerechter Fragen bekannt sind, sollte ein möglichst niederschwelliger Zugang zu grundlegenden Beratungsangeboten geschaffen werden. Hinzu kommen weitere Barrieren, die das Aufsuchen von Einrichtungen und die Auseinandersetzung mit dem Thema Behinderung für die Familien zusätzlich erschweren können. Hierzu zählen im Kontext von Migration bspw. geringe Kenntnisse der deutschen Sprache oder fehlendes Wissen über das deutsche (Sozial-)Hilfesystem insgesamt (vgl. hierzu auch Kapitel 4.2.2). Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, eine »aufsuchende Arbeit« – im Gegensatz zur »Komm-Struktur« vieler Beratungsstellen – und damit entgegenkommende Strukturen zu kultivieren (vgl. NEUFFER 2009, 205 ff.). Mit den Fachbegriffen aus der sozialen Arbeit soll die Struktur eines Beratungs- und Unterstützungsdienstes beschrieben werden, dessen Fachkräfte an die Eltern herantreten und ihre Unterstützung direkt anbieten. Die Lebenssituation der Familien berücksichtigend und auf die Ressourcen und Bedarfe der Eltern eingehend, würde ein solches Vorgehen auch bedeuten, Zurückweisungen anzuerkennen und anzunehmen. Hier sollte den Eltern einerseits die Möglichkeit eingeräumt werden, das Angebot zu einem späteren, für sie passenden Zeitpunkt in Anspruch zu nehmen, und gleichzeitig darauf hingewiesen werden, dass man erneut mit dem Angebot auf sie zukommen werde. Zusätzlich zu einer grundlegenden und umfassenden Beratung und Unterstützung nach der Geburt des Kindes wären spätere Beratungs- und Unterstützungsangebote bezüglich lebensgeschichtlicher Übergänge (Geburt, Frühförderung, Kindergarten, Schule, Arbeit, Wohnen etc.) denkbar, also zu unterschiedlichen für den Menschen mit Behinderung biographisch relevanten Zeitpunkten.

Ein solches Beratungsangebot aus dem Bereich der Behindertenhilfe bzw. der Heil- und Sonderpädagogik könnte die Schnittstelle bilden, an der alle relevanten Informationen hinsichtlich des Lebens mit einem behinderten Kind in Deutschland zusammengeführt werden. Hierzu zählen sowohl Informationen über das Hilfesystem im Allgemeinen (Krankenkasse, Pflegekasse etc.) und verschiedene Einrichtungen der Behindertenhilfe im Besonderen (bspw. Beratungsangebote, Förderschulen, Frühförderung, Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM), heil- und sonderpädagogische Kindergärten, Wohnangebote, Freizeitangebote, Unterstützungs- und Entlastungsangebote für Eltern etc.) als auch Kenntnisse über rechtliche Grundlagen (z.B. die Möglichkeit, einen Behindertenausweis zu beantragen). Darüber hinaus sollte das Beratungsangebot nicht ausschließlich auf das Kind mit Behinderung fokussiert sein, sondern die gesamte Familie mit einbeziehen (z.B. Selbsthilfegruppen, Mutter-Kind-Kur etc.). In Bezug auf Interkulturalität kann es außerdem erforderlich sein, betroffene Eltern – soweit dies möglich ist – über ein ›deutsches‹ Verständnis von Behinderung bzw. des Behinderungsbegriffes sowie den hiesigen gesellschaftlichen Umgang mit Behinderung zu informieren. Dazu zählen, in Bezug auf die Institutionen des deutschen Behindertenhilfesystems, u.a. Auskünfte über das Menschenbild von Personen mit Behinderung, die Unterscheidung verschiedener Behinderungsformen und damit zusammenhängende institutionsrelevante Inhalte und Zielsetzungen, bspw. die Erläuterung von Leitprinzipien wie Normalisierung, Integration/Inklusion oder Selbstbestimmung/Empowerment etc. (vgl. hierzu auch Kapitel 4.2.3). Derartige Informationen bilden für jene Eltern mit Migrationshintergrund, die hinsichtlich der genannten Aspekte keine oder nur ansatzweise Kenntnisse besitzen, eine Grundlage des Verstehens für den Umgang mit ihren Kindern innerhalb der Institutionen der deutschen Behindertenhilfe. Sie tragen darüber hinaus zu einem gegenseitigen Verstehen zwischen Eltern und Fachleuten bei. Ebenfalls im Hinblick auf Familien mit Migrationshintergrund sind ein gewisses Maß an migrationsrechtlichem Wissen bzw. Kenntnisse über diesbezügliche Beratungsdienste erforderlich, bspw. hinsichtlich des Zuganges zu staatlichen Leistungen in Abhängigkeit vom jeweiligen Aufenthaltstitel der Familienmitglieder.

Im Sinne einer nicht nur individuumszentrierten, sondern familien- und lebensweltorientierten Perspektive sollen im Dialog mit den Eltern Bedarfe und Ressourcen und somit auch die individuelle Beratungs- und Unterstützungsbedarfe der Familien abgeklärt wer-

den. Auf die Notwendigkeit einer *(kultur-)sensiblen Frage- und Erzählkultur* und eines reflexiven ›Sich-einlassens‹ auf die Sichtweisen des Anderen zur Generierung von Verstehensprozessen wurde ausführlich eingegangen (vgl. Kapitel 4.2.3). Durch die über einen längeren Zeitraum bestehende Begleitung der Familie kann möglicherweise eine Vertrauensbasis geschaffen werden, die eine stärkere biographische Orientierung ermöglicht, als es in kurzfristigen Beratungsangeboten der Fall wäre. Dadurch ließen sich subjektive Relevanzsetzungen und andere individuelle Aspekte als wichtige Ansatzpunkte für die Beratung erfassen, wie sie auch in der vorliegenden Forschungsarbeit herausgearbeitet werden (zu den Grenzen einer solchen lebensweltlichen Orientierung vgl. Kapitel 4.2.3). Zudem wäre ein längerfristiges Angebot dahingehend hilfreich, dass sich die Beratungs- und Begleitperson Kenntnisse über bereits vorhandenes und damit auch fehlendes Wissen aneignet und darauf abgestimmte Beratungen und Hilfestellungen anbieten kann.

Um Familien mit einem Kind mit Behinderung im interkulturellen Kontext adäquat beraten zu können, ist ein reflektierter Umgang mit Interkulturalität, d.h. der Berücksichtigung migrations- und kulturspezifischer Aspekte, erforderlich. Diesbezüglich wurde bereits auf die Notwendigkeit einer interkulturellen Zusatzausbildung bzw. einer *interkulturellen (Heil- und Sonder-)Pädagogik* als fester Bestandteil der Grundausbildung von Heil- und Sonderpädagogen hingewiesen. Die Forderung, Fachpersonal mit Migrationshintergrund einzustellen, wurde bereits in Kapitel 4.2.3 ausführlich diskutiert, ebenso wie die Anforderungen an die Institutionen der Behindertenhilfe, Rahmenbedingungen für gelingende Kommunikation zu schaffen, indem etwa Konzepte der Zusammenarbeit mit Dolmetscher- und ggf. Übersetzungsdiensten entwickelt werden.

LITERATURVERZEICHNIS

- ABELS, HEINZ (2007): Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- ALBRECHT, FRIEDRICH (2003): Die Relativität des Begriffes: Behinderungskonzepte in verschiedenen Kulturen. In: FACHBEREICHSTAG HEILPÄDAGOGIK (Hrsg.): Das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 37–59
- ALBRECHT, FRIEDRICH/BÜRLI, ALOIS/ERDÉLYI, ANDREA (Hrsg.) (2006): Internationale und vergleichende Heil- und Sonderpädagogik. Aktuelle Diskussionen, Ergebnisse und Herausforderungen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- ALHEIT, PETER (2002): Biographieforschung und Erwachsenenbildung. In: KRAUL, MARGRET/MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, 211–240
- ALHEIT, PETER/DAUSIEN, BETTINA (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: HOERNING, ERIKA M./ALHEIT, PETER (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, 257–283
- ANTOR, GEORG (Hrsg.) (2006): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer
- AUERNHEIMER, GEORG (1999): Notizen zum Kulturbegriff unter dem Aspekt interkultureller Bildung. In: GEMENDE, MARION/SCHRÖER, WOLFGANG/STING, STEPHAN (Hrsg.): Zwischen den Kulturen. Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität. Weinheim: Juventa, 27–36
- AUERNHEIMER, GEORG (2005): Einführung in die interkulturelle Pädagogik. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- AUERNHEIMER, GEORG (2010a): Interkulturelle Kommunikation, mehrdimensional betrachtet, mit Konsequenzen für das Verständnis von interkultureller Kompetenz. In: AUERNHEIMER, GEORG (Hrsg.): Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 35–65
- AUERNHEIMER, GEORG (Hrsg.) (2010b): Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- BADE, KLAUS J. (2008): Einheimische und Fremde. In: Universitas, H. 5, 459–471
- BAER, DIETER/WERMKE, MATTHIAS (Hrsg.) (2002): Duden. Das Fremdwörterbuch. Mannheim: Duden
- BAMF, BUNDESAMT FÜR MIGRATION UND FLÜCHTLINGE (2007): Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung. Migrationsbericht 2006. BUNDESMINISTERIUM DES INNERN, REFERAT ÖFFENTLICHKEITSARBEIT. Berlin
- BUNDESBEHINDERTENBEAUFTRAGTER, BEAUFTRAGTER DER BUNDESREGIERUNG FÜR DIE BELANGE BEHINDERTER MENSCHEN (Okt. 2010): Die UN-Behindertenrechtskonvention. Überein-

- kommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Online verfügbar unter http://www.behindertenbeauftragter.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Broschuere_UNKonvention_KK.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt geprüft am 29.11.2011
- BEHRMANN, LAURA C. (2008): Rezension zu: Birgit Griese & Hedwig Rosa Griesehop (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Herausgegeben von Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, Vol. 9, No. 3, Art. 24. Online verfügbar unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1008/2183, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- BERGER, PETER L./LUCKMANN, THOMAS (2007): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer
- BEYER, INA (2003): »Unser Kind ist ein Geschenk.« »Cocugumuz Bize Bir Armagan.« Türkische Familien mit einem geistig behinderten Kind in Deutschland. Almanyada Zihinsel Özürlü Çocuklu Türk Aileleri. Marburg: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung
- BHI, BUNDESARBEITSGEMEINSCHAFT DER INTEGRATIONSÄMTER UND HAUPTFÜRSORGESTELLEN (Juli 2001): Neuntes Sozialgesetzbuch – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. SGB IX, vom Juli 2004. Online verfügbar unter http://www.gesetze-im-internet.de/sgb_9/, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- BIEWER, GOTTFRIED (Hrsg.) (2008): Begegnung und Differenz: Menschen, Länder, Kulturen. Beiträge zur Heil- und Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- BMFSFJ, BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2000): Sechster Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen und Stellungnahme der Bundesregierung. Online verfügbar unter http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/6_20Familienbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf, zuletzt geprüft am 30.12.2012
- BOHNSACK, RALF (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Budrich
- BREDEL, URSULA (1999): Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der »Wende« 1989. Tübingen: Stauffenburg-Verl.
- BUDE, HEINZ (1984): Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: KOHLI, MARTIN/ROBERT, GÜNTHER (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J. B. Metzler, 7–28
- BUKOW, WOLF-DIETRICH (2003): Einleitung: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Plädoyer für einen Perspektivenwechsel. In: BUKOW, WOLF-DIETRICH/JÜNSCHKE, KLAUS/SPINDLER, SUSANNE/TEKIN, UÆGUR (Hrsg.): Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Migration und Jugendkriminalität. Opladen: Leske + Budrich, 15–34
- BURKARD, MICHEL (2007): Fotografien und ihre Lesarten. Dokumentarische Interpretation von Bildrezeptionsprozessen. In: BOHNSACK, RALF/NENTWIG-GESEMANN, IRIS/NOHL, ARND-MICHAEL (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 93–124

- BÜRLI, ALOIS (2006): Internationale und vergleichende Heil- und Sonderpädagogik zwischen Naivität, Objektivismus und Skeptizismus. In: ALBRECHT, FRIEDRICH/BÜRLI, ALOIS/ERDÉLYI, ANDREA (Hrsg.): Internationale und vergleichende Heil- und Sonderpädagogik. Aktuelle Diskussionen, Ergebnisse und Herausforderungen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 25–46
- CLOERKES, GÜNTHER (1980): Sozio-kulturelle Bedingungen für die Entstehung von Einstellungen gegenüber Behinderung. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (VHN), Jg. 49, 259–273
- CLOERKES, GÜNTHER/NEUBERT, DIETER (1996): Behinderung und behinderte Menschen in verschiedenen Kulturen. Eine behindertensoziologische Analyse ethnologischer Befunde. In: ZWIERLEIN, EDUARD (Hrsg.): Handbuch Integration und Ausgrenzung. Behinderte Mitmenschen in der Gesellschaft. Neuwied: Luchterhand, 587–600
- DEDERICH, MARKUS (2001): Menschen mit Behinderung zwischen Ausschluss und Anerkennung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- DEDERICH, MARKUS (2007): Abhängigkeit, Macht und Gewalt in asymmetrischen Beziehungen. In: DEDERICH, MARKUS/GRÜBER, KATRIN (Hrsg.): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt a. M.: Mabuse, 139–152
- DEDERICH, MARKUS (2009): Behinderung als sozial- und kulturwissenschaftliche Kategorie. In: DEDERICH, MARKUS/JANTZEN, WOLFGANG (Hrsg.): Behinderung und Anerkennung. Stuttgart: Kohlhammer, 15–39
- DEDERICH, MARKUS (2011): Behinderung, Identitätspolitik und Anerkennung. Eine alteritätstheoretische Reflexion. In: DEDERICH, MARKUS/SCHNELL, MARTIN W. (Hrsg.): Anerkennung und Gerechtigkeit in Heilpädagogik, Pflegewissenschaft und Medizin. Auf dem Weg zu einer nichtexklusiven Ethik. Bielefeld: Transcript, 107–127
- DEDERICH, MARKUS/GREIVING, HEINRICH/MÜRNER, CHRISTIAN/RÖDLER, PETER (Hrsg.) (2009): Heilpädagogik als Kulturwissenschaft. Menschen zwischen Medizin und Ökonomie. Gießen: Psychosozial-Verlag
- DEDERICH, MARKUS/GRÜBER, KATRIN (2007a): Einleitung. Herausforderungen – Mit schwerer Behinderung leben. In: DEDERICH, MARKUS/GRÜBER, KATRIN (Hrsg.): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt a. M.: Mabuse, 9–19
- DEDERICH, MARKUS/GRÜBER, KATRIN (Hrsg.) (2007b): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt a. M.: Mabuse
- DEDERICH, MARKUS/SCHNELL, MARTIN W. (2009): Ethische Grundlagen der Behindertenpädagogik: Konstitution und Systematik. In: DEDERICH, MARKUS/JANTZEN, WOLFGANG (Hrsg.): Behinderung und Anerkennung. Stuttgart: Kohlhammer, 59–83
- DEPPERMANN, ARNULF (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- DESTATIS, STATISTISCHES BUNDESAMT (2006): Leben in Deutschland. Haushalte, Familien und Gesundheit – Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pk/2006/Mikrozensus/Pressebrochure,property=file.pdf>, zuletzt geprüft am 13.12.2011

- DESTATIS, STATISTISCHES BUNDESAMT (2009): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Fachveroeffentlichungen/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220057004,property=file.pdf>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- DESTATIS, STATISTISCHES BUNDESAMT (2010): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2008. Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Fachveroeffentlichungen/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220087004,property=file.pdf>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- DIMDI, DEUTSCHES INSTITUT FÜR MEDIZINISCHE DOKUMENTATION UND INFORMATION (Hrsg.) (2005): ICF – Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. Englischsprachige Originalausgabe: WHO (2001): International Classification of Functioning, Disability and Health
- EICHLER, KATJA JOHANNA (2008): Migration, transnationale Lebenswelten und Gesundheit. Eine qualitative Studie über das Gesundheitshandeln von Migrantinnen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- ENDREß, MARTIN (2006): Alfred Schütz. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- ENDREß, MARTIN (2007): Alfred Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. In: KAESLER, DIRK (Hrsg.): Hauptwerke der Soziologie. Stuttgart: Kröner, 317–377
- FISCHER, WOLFRAM/KOHLI, MARTIN (1987): Biographieforschung. In: VOGES, WOLFGANG (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, 25–49
- FLICK, UWE (Hrsg.) (1995a): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz PVU
- FLICK, UWE (1995b): Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- FLICK, UWE/KARDORFF, ERNST VON/STEINKE, INES (2008): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: FLICK, UWE/KARDORFF, ERNST VON/STEINKE, INES (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 13–29
- FÖLDES, CSABA (2009): Black Box »Interkulturalität«. In: Wirkendes Wort, H. 3. Online verfügbar unter <http://www.foeldes.eu/sites/default/files/Interkulturalitaet.pdf>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- FORNEFELD, BARBARA (2004): Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München: Reinhardt
- FORNEFELD, BARBARA (2006): Schwerstbehinderung, Mehrfachbehinderung, Schwerstbehinderte, Schwerstbehindertenpädagogik. In: ANTOR, GEORG (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer, 156–159

- FORNEFELD, BARBARA (2007a): Bildung von Menschen mit Behinderung im interkulturellen Kontext. In: ANTOR, HEINZ (Hrsg.): Fremde Kulturen verstehen – fremde Kulturen lehren. Theorie und Praxis der Vermittlung interkultureller Kompetenz. Heidelberg: Winter, 175–205
- FORNEFELD, BARBARA (2007b): Was geschieht mit dem ›Rest‹? Anfragen an die Behindertenpädagogik - Teil 2. In: DEDERICH, MARKUS/GRÜBER, KATRIN (Hrsg.): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt a. M.: Mabuse, 75–86
- FORNEFELD, BARBARA (Hrsg.) (2008): Menschen mit Komplexer Behinderung. Selbstverständnis und Aufgaben der Behindertenpädagogik. München: Reinhardt
- FORNEFELD, BARBARA (2009): Grundwissen Geistigbehindertenpädagogik. München: Reinhardt
- FRÖHLICH, ANDREAS (2007): Schwerste Behinderung. In: GREVING, HEINRICH (Hrsg.): Kompendium der Heilpädagogik. Band 2: I–Z. Troisdorf: Bildungsverlag EINS, 222–228
- GAEDT, CHRISTIAN (2003): Das Verschwinden der Verantwortlichkeit. Gedanken zu dem Konzept des Individuums in der postmodernen Gesellschaft und seine Konsequenzen für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Behindertenpädagogik, H. 1/2, 4–87
- GAITANIDES, STEFAN (2003): Interkulturelle Kompetenz als Anforderungsprofil in der Jugend- und Sozialarbeit. In: Sozialmagazin, H. 3, 42–46
- GARFINKEL, HAROLD (1973): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 189–262
- GOGOLIN, INGRID (2000): Minderheiten, Migration und Forschung. Ergebnisse des DFG-Schwerpunktprogramms FABER. In: GOGOLIN, INGRID/NAUCK, BERNHARD (Hrsg.): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. Resultate des Forschungsschwerpunktprogramms FABER. Opladen: Leske + Budrich, 15–35
- GOGOLIN, INGRID/KRÜGER-POTRATZ, MARIANNE (2010): Einführung in die Interkulturelle Pädagogik. Opladen: Budrich
- GOMOLLA, MECHTILD/RADTKE, FRANK-OLAF (2009): Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- GÖTTERT, KARL-HEINZ/JUNGEN, OLIVER (2004): Einführung in die Stilistik. München: Fink
- GRIESE, HARTMUT M. (2005): Was kommt nach der Interkulturellen Pädagogik? In: DATTA, ASIT (Hrsg.): Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion. Frankfurt a. M.: IKO Verl. für Interkulturelle Kommunikation, 11–28
- GRÖSCHKE, DIETER (1997): Praxiskonzepte der Heilpädagogik. München: Reinhardt
- GRÖSCHKE, DIETER (2007): Behinderung. In: GREVING, HEINRICH (Hrsg.): Kompendium der Heilpädagogik. Band 1: A–H. Troisdorf: Bildungsverlag EINS, 97–109
- GRUNDMANN, MATTHIAS (2000): Alfred Schütz und die Entdeckung der Erfahrungsbiographie. Phänomenologische und strukturalistische Überlegungen zur biographi-

- schen Sozialisation. In: HOERNING, ERIKA M./ALHEIT, PETER (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, 209–225
- GSTETTNER, PETER (1982): Die nicht stattgefundene »Begegnung«. In: FORSTER, RUDOLF (Hrsg.): Behindertenalltag – wie man behindert wird. Wien: Jugend und Volk, 131–152
- HALFMANN, JULIA (2006): Migration und Behinderung in Deutschland – aufgezeigt an einer chilenischen Familie mit einem schwerstbehinderten Kind. Examensarbeit. Universität zu Köln, Köln
- HAMBURGER, FRANZ (1999): Von der Gastarbeiterbetreuung zur Reflexiven Interkulturalität. In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit, H. 3/4, 33–38
- HAMBURGER, FRANZ (2009): Abschied von der interkulturellen Pädagogik. Plädoyer für einen Wandel sozialpädagogischer Konzepte. Weinheim u. a.: Juventa
- HAMBURGER, FRANZ/HUMMRICH, MERLE (2007): Familie und Migration. In: ECARIUS, JUTTA (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 113–134
- HAN, PETRUS (2000): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, politische Konsequenzen, Perspektiven. Stuttgart: Lucius & Lucius
- HANKE, MICHAEL (2002): Alfred Schütz. Einführung. Wien: Passagen
- HÄUBLER, SILKE/PIEPER, ANKE (2003): Migrantinnen und Behinderung. Förderung für alle. In: Menschen – Das Magazin, H. 4, 63–65
- HECKMANN, FRIEDRICH (1999): Integrations- und Akkulturationsprozesse der zweiten Migrantengeneration im regionalen, nationalen und internationalen Kontext. Working Paper zur Tagung »Kultur und Region im Zeichen der Globalisierung« am 14./15.01.1999, Erlangen. Online verfügbar unter <http://www.orient.uni-erlangen.de/kultur/papers/heckmann.htm>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- HELFFERICH, CORNELIA (2005): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- HELFFERICH, CORNELIA/KLINDWORTH, HEIKE/KRUSE, JAN (2006): Männer Leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Vertiefungsbericht. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- HELFFERICH, CORNELIA/KRUSE, JAN (2007): Vom »professionellen Blick« zum »hermeneutischen Ohr«. Hermeneutisches Fremdverstehen als eine sensibilisierende Praxeologie für sozialarbeiterische Beratungskontexte. In: MIETHE, INGRID/FISCHER, WOLFRAM/GIEBELER, CORNELIA/GOBLIRSCH, MARTINA/RIEMANN, GERHARD (Hrsg.): Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung. Opladen: Budrich, 175–188
- HENNIGE, UTE (2006): »Wir sind ganz neu hier!«. Familien mit ausländischer Herkunft mit einem Kind mit Assistenzbedarf. In: Geistige Behinderung, H. 1, 49–60
- HINZ-ROMMEL, WOLFGANG (1994): Interkulturelle Kompetenz. Ein neues Anforderungsprofil für die soziale Arbeit. Münster: Waxmann
- HITZLER, RONALD (1986): Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), H. 3, 53–59

- HOFFMANN-RIEM, CHRISTA (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, 339–372
- HOHMEIER, JÜRGEN (1996): Frühe Hilfen für ausländische Familien mit behinderten Kindern. Ergebnisse einer Befragung in Frühförderstellen. In: Geistige Behinderung, H. 3, 241–248
- HOHMEIER, JÜRGEN (2000): Ausländische Kinder und schulische Elternarbeit. Zur Situation in Schulen für Lern- und Geistigbehinderte in Nordrhein-Westfalen. In: Geistige Behinderung, H. 3, 239–248
- HOHMEIER, JÜRGEN (2003): Gleich doppelt behindert? In: Neue Caritas, H. 7, 24–28
- HONNETH, AXEL (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- HORSTER, DETLEF (2009): Anerkennung. In: DEDERICH, MARKUS/JANTZEN, WOLFGANG (Hrsg.): Behinderung und Anerkennung. Stuttgart: Kohlhammer, 153–159
- HÜHN, HELMUT (2004): Widerfahrnis. In: RITTER, JOACHIM/GRÜNDER, KARLFRIED/GABRIEL, GOTTFRIED (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 12: W–Z. Basel, Stuttgart: Schwabe & Co, 678–680
- JEUK, STEFAN (2004): Zweitspracherwerb bei Migrantenkindern. Konsequenzen für die Sonderpädagogik. In: Heilpädagogik online, H. 2, 3–26. Online verfügbar unter http://www.heilpaedagogik-online.com/2004/heilpaedagogik_online_0204.pdf, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- JOST, GERHARD (2005): Radikaler Konstruktivismus – ein Potenzial für die Biographieforschung? In: VÖLTER, BETTINA/DAUSIEN, BETTINA/LUTZ, HELMA/ROSENTHAL, GABRIELE (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 213–227
- KAISER-KAUCZOR, CORNELIA (2009): Kultur, Barrieren und (fehlende) Partizipation. Zur Situation von Migranten mit Behinderung in Deutschland. In: Behinderung & Pastoral, H. 13, 23–26. Online verfügbar unter http://www.behindertenpastoral-dbk.de/c_publication/04_pdf/behinderung_und_pastoral13.pdf, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- KAUCZOR, CORNELIA (1999): Türkische Familien mit geistig und körperlich behinderten Kindern: psycho-soziale Situation, Bewältigungsmuster und Beratungskonzepte. Diplomarbeit. Universität Gesamthochschule Essen, Essen
- KAUCZOR, CORNELIA (2002): Zur transkulturellen Öffnung der Behindertenhilfe – Warum ist sie so wichtig und worin liegt das Handicap? In: Behinderung und Dritte Welt, H. 2, 58–65
- KAUCZOR, CORNELIA (2004): Migration, Flucht und Behinderung – Eine transkulturelle Behindertenhilfe als gesellschaftliche und institutionelle Herausforderung für Deutschland. In: KAUCZOR, CORNELIA/LORENZKOWSKI, STEFAN/AL MUNAIZEL, MUSA (Hrsg.): Migration, Flucht und Behinderung. Essen: Netzwerk Migration und Behinderung, 69–80

- KAUCZOR, CORNELIA/LORENZKOWSKI, STEFAN/AL MUNAIZEL, MUSA (Hrsg.) (2004): Migration, Flucht und Behinderung. Essen: Netzwerk Migration und Behinderung
- KLEIN, GABRIELE (2002): Lektion XII. Kultur. In: KORTE, HERMANN (Hrsg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, 229–249
- KLUGE, FRIEDRICH/SEEBOLD, ELMAR (Hrsg.) (2002): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter
- KOHLI, MARTIN (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization. In: MATTHES, JOACHIM (Hrsg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980. Frankfurt a. M.: Campus, 502–520
- KOHLI, MARTIN/ROBERT, GÜNTHER (1984): Einleitung. In: KOHLI, MARTIN/ROBERT, GÜNTHER (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J. B. Metzler, 1–6
- KOLB, BEATE/HENNIGE, UTE/JERG, JO (2004): Familien ausländischer Herkunft mit einem assistenzbedürftigen Kind: Zwei Einzelfallstudien. In: Behinderung und Dritte Welt, H. 1, 30–37
- KORNMANN, REIMER (2006): Die Überrepräsentation ausländischer Kinder und Jugendlicher in Sonderschulen mit dem Schwerpunkt Lernen. In: AUERNHEIMER, GEORG (Hrsg.): Schief lagen im Bildungssystem. Die Benachteiligung der Migrantenkinder. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 71–85
- KRAUS, WOLFGANG (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim: Centaurus-Verl.-Ges.
- KRAWCZYK, KARINA (2003): Der Stern leuchtet, aber wie lange noch? In: Das Band. Zeitschrift des Bundesverbandes für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e. V., H. 3, 18–19
- KRIECHHAMMER-YAGMUR, SABINE (2002): »Es geht um Haltung, nicht um Methoden«. In: Nachrichten Parität, H. 6, 16
- KRIECHHAMMER-YAGMUR, SABINE (2003): Die Haltung, nicht die Methode macht's. In: SOS Dialog, 56–62. Online verfügbar unter <http://www.sos-fachportal.de/linkableblob/86314/data/sosdialog2003-data.pdf;jsessionid=1BDBB7541140200B0A985828F98355BD>, zuletzt geprüft am 19.12.2011
- KRUSE, JAN (2008): Reader »Einführung in die Qualitative Interviewforschung« (Stand: Okt. 2008). Unveröffentlichtes Manuskript, Freiburg im Breisgau (Bezug über: <http://www.sociologie.uni-freiburg.de/kruse>)
- KRUSE, JAN (2009): Qualitative Sozialforschung – interkulturell gelesen: Die Reflexion der Selbstausslegung im Akt des Fremdverstehens. Herausgegeben von Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, Vol. 10, No. 1, Art. 16. Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1209/2640>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- KUNZE, NORBERT (1998): Interkulturelle psychologische Beratung. In: Wege zum Menschen, H. 4, 195–205

- KÜSTERS, IVONNE (2006): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- LAKOFF, GEORGE/JOHNSON, MARK (2008): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verl.
- LAMERS, WOLFGANG (2000): Goethe und Matisse für Menschen mit einer schweren Behinderung. In: HEINEN, NORBERT/LAMERS, WOLFGANG (Hrsg.): Geistigbehindertenpädagogik als Begegnung. Düsseldorf: Selbstbestimmtes Leben, 177–206
- LAMNEK, SIEGFRIED (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim: Beltz PVU
- LANFRANCHI, ANDREA (1998): Vom Kulturschock zum Behinderungsschock. Beratung in der Frühförderung mit ›Fremden‹. In: Frühförderung interdisziplinär, H. 17, 116–124
- LINDMEIER, CHRISTIAN (1993): Behinderung – Phänomen oder Faktum? Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- LIPPITZ, WILFRIED (2003): Differenz und Fremdheit. Phänomenologische Studien in der Erziehungswissenschaft. Frankfurt a. M.: Lang
- LÓPEZ MELERO, MIGUEL (2000): Ideologie, Vielfalt und Kultur. Vom Homo sapiens sapiens zum Homo amantis. Eine Verpflichtung zum Handeln. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, H. 4/5, 11–34
- LORENZKOWSKI, STEFAN (2002): Zusammenhänge von Flucht und Migration mit Behinderung. In: Behinderung und Dritte Welt, H. 2, 52–58. Online verfügbar unter http://www.zbdw.de/projekt01/media/pdf/2002_2.pdf, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- LUCIUS-HOENE, GABRIELE/DEPPERMAN, ARNULF (2004a): Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, H. 5, 166–183. Online verfügbar unter <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- LUCIUS-HOENE, GABRIELE/DEPPERMAN, ARNULF (2004b): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- MARSCHALCK, PETER/WIEDL, KARL HEINZ (Hrsg.) (2005): Migration und Krankheit. Göttingen: V&R unipress
- MAYRING, PHILIPP (1999): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim: Beltz
- MECHERIL, PAUL (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz
- MEIER-BRAUN, KARL-HEINZ (2006): Der lange Weg ins Einwanderungsland Deutschland. Zuwanderung und Ausländerpolitik in Deutschland. In: Der Bürger im Staat, H. 4, 204–209. Online verfügbar unter http://www.buergerimstaat.de/4_06/integration.pdf, zuletzt geprüft am 14.12.2011
- MEINEFELD, WERNER (2008): Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung. In: FLICK, UWE/KARDORFF, ERNST VON/STEINKE, INES (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 265–275
- MERCIER, PASCAL (2006): Nachtzug nach Lissabon. München: btb

- MERZ-ATALIK, KERSTIN (1997): Aspekte der Beratung türkischer und kurdischer Eltern von Kindern mit Behinderung. In: *Gemeinsam leben*, H. 5, 16–21
- MERZ-ATALIK, KERSTIN (2001): Aspekte der Beratung türkischer und kurdischer Eltern von Kindern mit Behinderungen. In: LANDESHAUPTSTADT MÜNCHEN, SOZIALREFERAT STADTJUGENDAMT (Hrsg.): *Interkulturelle Verständigung. Dokumentation der Fachtagung »Mir geht's doch gut – Jugend, Kultur und Salutogenese«* am 13.10. und 13.11.2000. München: Direktorium, Stadtkanzlei, 73–85
- MERZ-ATALIK, KERSTIN (2007a): Inter-/Transkulturelle Pädagogik. In: BUNDSCHUH, KONRAD/HEIMLICH, ULRICH/KRAWITZ, RUDI (Hrsg.): *Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 152–154
- MERZ-ATALIK, KERSTIN (2007b): Migranten und Behinderung. In: BUNDSCHUH, KONRAD/HEIMLICH, ULRICH/KRAWITZ, RUDI (Hrsg.): *Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 197–198
- MERZ-ATALIK, KERSTIN (2008): Begleitung und Beratung von Familien mit Migrationshintergrund – Aspekte der Kommunikation in inter- bzw. transkulturellen Situationen. In: *Sonderpädagogische Förderung*, H. 1, 22–38
- MEUTER, NORBERT (1995): *Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluss an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur*. Stuttgart: M & P Verl. für Wiss. und Forschung
- MEYER-KALKUS, REINHART (1989): Pathos. In: RITTER, JOACHIM (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 7: P–Q*. Basel, Stuttgart: Schwabe & Co, 193–199
- NEUBERT, DIETER/CLOERKES, GÜNTHER (2001): *Behinderung und Behinderte in verschiedenen Kulturen. Eine vergleichende Analyse ethnologischer Studien*. Heidelberg: Winter
- NEUFFER, MANFRED (2009): *Case Management. Soziale Arbeit mit Einzelnen und Familien*. Weinheim: Juventa
- NICK, PETER (2003): *Ohne Angst verschieden sein. Differenzerfahrungen und Identitätskonstruktionen in der multikulturellen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Campus
- NTOUROU, IOANNA (2007): *Fremdsein – Fremdbleiben. Fremdheit und geistige Behinderung – eine Spurensuche*. Berlin: LIT
- NUSCHELER, FRANZ (2004): *Internationale Migration. Flucht und Asyl*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- OSWALD, INGRID (2007): *Migrationssoziologie*. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- PAVKOVIC, GARI (2000): *Interkulturelle Beratungskompetenz. Ansätze für eine interkulturelle Theorie und Praxis in der Jugendhilfe*. In: ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR JUGENDHILFE (Hrsg.): *Interkulturelle Jugendhilfe in Deutschland*. Bonn: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe
- PRENGEL, ANNE-DORE (2006): *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- PRIES, LUDGER (2010a): *Internationale Migration*. Bielefeld: Transcript

- PRIES, LUDGER (2010b): Soziologie der Migration. In: KNEER, GEORG/SCHROER, MARKUS (Hrsg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 475–490
- RICCEUR, PAUL (2005a): Das Selbst als ein Anderer. München: Fink
- RICCEUR, PAUL (2005b): Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999). Hamburg: Meiner
- RICCEUR, PAUL (2007): Zeit und Erzählung. Bd. 3: Die erzählte Zeit. München: Fink
- ROSENTHAL, GABRIELE (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M.: Campus
- ROSENTHAL, GABRIELE (2005): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: VÖLTER, BETTINA/DAUSIEN, BETTINA/LUTZ, HELMA/ROSENTHAL, GABRIELE (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 46–64
- ROSENTHAL, GABRIELE (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim: Juventa
- ROTH, HANS-JOACHIM/TERHART, HENRIKE (2010): Migrationshintergrund – (k)ein frühes Risiko? In: KIBGEN, RÜDIGER/HEINEN, NORBERT (Hrsg.): Frühe Risiken und Frühe Hilfen. Grundlagen, Diagnostik, Prävention. Stuttgart: Klett-Cotta, 68–83
- SAUTER, A. (2003): Migration und Assistenz – Zur Lebenssituation von Migrantenfamilien, in denen Kinder mit Assistenzbedarf leben. Diplomarbeit. Evangelische Fachhochschule Reutlingen-Ludwigsburg, Reutlingen
- SCHMIDTKE, HANS-PETER (2000): Behinderung und dritte Welt. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, H. 3, 39–46. Online verfügbar unter <http://bidok.uibk.ac.at/library/beh3-00-welt.html#page>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- SCHMITT, RUDOLF (2000): Skizzen zur Metaphernanalyse. Herausgegeben von Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, Vol. 1, No. 1, Art. 20. Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewFile/1130/2514>, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- SCHÖN, ELKE (2010): Im Fokus: Behinderung und Migration. In: Das Band. Zeitschrift des Bundesverbandes für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e. V., H. 5, 4–9
- SCHRÖER, HUBERTUS (2007): Interkulturelle Öffnung und Diversity Management. Konzepte und Handlungsstrategien zur Arbeitsmarktintegration von Migrantinnen und Migranten. Herausgegeben von Zentralstelle für die Weiterbildung im Handwerk e. V. (ZWH). Düsseldorf. Online verfügbar unter http://www.i-iqu.de/dokus/IQSchriftenreihe_Band1.pdf, zuletzt geprüft am 09.12.2011
- SCHÜTZ, ALFRED (1971a): Gesammelte Aufsätze. Band 3. Studien zur phänomenologischen Philosophie. Den Haag: Nijhoff
- SCHÜTZ, ALFRED (1971b): Gesammelte Aufsätze. Band 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: Nijhoff
- SCHÜTZ, ALFRED (1972): Gesammelte Aufsätze. Band 2. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Nijhoff

- SCHÜTZ, ALFRED (1981): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- SCHÜTZ, ALFRED/LUCKMANN, THOMAS (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- SCHÜTZ, ALFRED/LUCKMANN, THOMAS (1994): Strukturen der Lebenswelt. Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- SCHÜTZ, ALFRED/LUCKMANN, THOMAS (2003): Strukturen der Lebenswelt. Stuttgart: UVK Verl.-Ges.
- SCHÜTZ, ALFRED/ZANER, RICHARD M./LUCKMANN, THOMAS (1982): Das Problem der Relevanz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- SCHÜTZE, FRITZ (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien 1. Unveröffentlichtes Manuskript, Universität Bielefeld, Bielefeld
- SCHÜTZE, FRITZ (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: MATTHES, JOACHIM (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg: Verl. der Nürnberger Forschungsvereinigung, 67–156
- SCHÜTZE, FRITZ (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, H. 3, 283–293
- SCHÜTZE, FRITZ (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: KOHLI, MARTIN/ROBERT, GÜNTHER (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J. B. Metzler, 78–117
- SCHWAB, Benjamin (2011): Zusammenarbeit zwischen Fachkräften der Behindertenhilfe und Eltern mit Migrationshintergrund und einem Kind mit Behinderung. Diplomarbeit. Universität zu Köln, Köln
- SEIFERT, MONIKA (2010): Kundenstudie. Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung. Berlin: Rhombos
- SELTING, MARGRET (1998): Konversationsanalyse. Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte, Jg. 173, 91–122
- SINUS SOCIOVISION (2008): Zentrale Ergebnisse der Sinus-Studie über Migranten-Milieus in Deutschland. Online verfügbar unter http://www.sinus-institut.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/MigrantenMilieus_Zentrale_Ergebnisse_09122008.pdf, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- SOEFFNER, HANS-GEORG (1987): Literaturbesprechung zu Alfred Schütz und Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1 und 2. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 4, 801–806
- SOHN, MANUEL (2004): Behinderungskonzepte bei Migranten aus islamischen Kulturkreisen und ihr Stellenwert für die pädagogische Arbeit an Sonderschulen. Examensarbeit. Universität Gießen, Gießen. Online verfügbar unter <http://geb.uni-giessen.de/>

- geb/volltexte/2004/1640/pdf/SohnManuel-2004.pdf, zuletzt geprüft am 13.12.2011
- SOYOUNG, PARK (2004): Zur Konstitution eines koreanischen Blickwinkels interkultureller Germanistik. In: CHA, BONG-HI/SCHMIDT, SIEGFRIED J. (Hrsg.): Interkulturalität: Theorie und Praxis. Deutschland und Korea. Münster: LIT, 51–70
- SPAEMANN, ROBERT (2006): Personen. Versuche über den Unterschied zwischen »etwas« und »jemand«. Stuttgart: Klett-Cotta
- STENGER, GEORG (1999): Phänomenologie diesseits von Identität und Differenz. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, H. 3, 21–31
- STINKES, URSULA (1993): Spuren eines Fremden in der Nähe. Das »geistigbehinderte« Kind aus phänomenologischer Sicht. Würzburg: Königshausen & Neumann
- STRAUB, JÜRGEN (1999): Verstehen, Kritik, Anerkennung. Das Eigene und das Fremde in der Erkenntnisbildung interpretativer Wissenschaften. Göttingen: Wallstein-Verl.
- STRAUSS, ANSELM/CORBIN, JULIET (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Frankfurt a. M.: Beltz PVU
- TAYLOR, CHARLES (1993): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt a. M.: Fischer
- THOMÄ, DIETER (2007): Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- TREIBEL, ANNETTE (2006): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- TREIBEL, ANNETTE (2008a): Migration. In: BAUR, NINA/KORTE, HERMANN/LÖW, MARTINA/SCHROER, MARKUS (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 295–317
- TREIBEL, ANNETTE (2008b): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim: Juventa
- VETTER, HELMUTH (Hrsg.) (2004): Wörterbuch der phänomenologischen Begriffe. Hamburg: Meiner
- VOLMERT, JOHANNES (2005): Grundkurs Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die Sprachwissenschaft für Lehramtsstudiengänge. München: Fink
- VÖLTER, BETTINA/DAUSIEN, BETTINA/LUTZ, HELMA/ROSENTHAL, GABRIELE (Hrsg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- WALDENFELS, BERNHARD (1979): Verstehen und Verständigung. Zur Sozialphilosophie von A. Schütz. In: SPRONDEL, WALTER M./GRATHOFF, RICHARD (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke, 1–12
- WALDENFELS, BERNHARD (1987): Ordnung im Zwielficht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- WALDENFELS, BERNHARD (1997): Topographie des Fremden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- WALDENFELS, BERNHARD (1998): Der Stachel des Fremden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- WALDENFELS, BERNHARD (2006): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- WALDSCHMIDT, ANNE (2005): Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: Psychologie & Gesellschaftskritik, H. 1, 9–31
- WEIß, HANS (1996): Eltern und Fachleute: zwei unterschiedliche Wirklichkeiten und ihre Bedeutung für die Zusammenarbeit in der Erziehung und Therapie behinderter Kinder. In: Gemeinsam leben, H. 4, 4–9
- WELTER-ENDERLIN, ROSMARIE (2006): Einleitung: Resilienz aus der Sicht von Beratung und Therapie. In: WELTER-ENDERLIN, ROSMARIE/HILDENBRAND, BRUNO (Hrsg.): Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg: Carl-Auer-Verl., 7–19
- WIPPERMANN, CARSTEN/FLAIG, BERTHOLD BODO (2009): Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. In: APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 5, 3–10. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/R32101.pdf>, zuletzt geprüft am 26.11.2011
- WITZEL, ANDREAS (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt a. M.: Campus
- WUSTMANN, CORINA (2008): Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Berlin: Scriptor

ANHANG

I. Interviewleitfaden

Einstiegsinformationen:

Bevor WIR anfangen, möchte ich kurz sagen, worum es mir geht. Ich mache eine Studie zu Familien, die aus einem anderen Land nach Deutschland gekommen sind und hier mit einem Kind mit Behinderung leben. Mich interessiert alles, was für **Sie** wichtig ist *[Relevanzkonzepte der Befragten stehen im Mittelpunkt]*. Ich werde ganz offene Fragen stellen, zu den Sie erzählen können was Ihnen einfällt, soviel Sie möchten. Ich werde Sie auch nicht unterbrechen *[Offenes Gespräch/Interview]*. Dabei gibt es kein richtig und kein falsch. Und wenn Sie etwas **nicht** erzählen möchten, sagen sie das, dann gehen wir einfach weiter.

■ INTERVIEWLEITFADEN

1. THEMENBLOCK (A): LEBEN IM HERKUNFTSLAND

ERZÄHLAUFFORDERUNG		
<p>Wie ich bereits gesagt habe, mich interessiert ihre ganze Lebensgeschichte, wie alles gekommen ist. Deshalb möchte ich zuerst etwas über Ihr Leben in ... <i>[Herkunftsland]</i> erfahren. Erzählen Sie doch bitte von Ihrem Leben (ggf. und dem Ihres Mannes) dort!</p> <p>Auf Nachfragen: <i>Alles was Ihnen einfällt. Was Ihnen Wichtig ist. ODER als Antwort auf: »Meinen sie ...?« – »Zum Beispiel.«</i></p>		
AUFRECHTERHALTUNGSFRAGEN	INHALTLICHE ASPEKTE	NACHFRAGEN
<ul style="list-style-type: none"> ▸ WAS MEINEN SIE DAMIT? ▸ Wie haben Sie dort gelebt? ▸ Wie war das? ▸ Fällt Ihnen sonst noch etwas ein? ▸ Können Sie das noch genauer beschreiben? ▸ Was passierte dann? ▸ Können Sie dafür Beispiele nennen? 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Wohnort (Stadt/Land?) ▸ Rolle der Familie/Verwandtschaft ▸ Ausbildung/Beruf ▸ Religion ▸ [...] <p style="text-align: center;"><i>Traditionen und Normalität beschreiben lassen!!!</i></p>	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Wie war das so, dort wo Sie gelebt haben? ▸ Wie war so Ihr Verhältnis zu Ihren Eltern? ▸ Was haben Sie so gemacht?

1. THEMENBLOCK (B): LEBEN MIT EINEM KIND MIT BEHINDERUNG IM HERKUNFTSLAND

Wenn Tochter/Sohn im Herkunftsland geboren wurde. Sonst gesamten Themenkomplex Behinderung erst am Ende des Interviews bzw. wenn die Eltern das Thema aufgreifen. Auch Situation der Menschen mit Behinderung im Herkunftsland erst später!

ERZÄHLAUFFORDERUNG		
<p>(a) Sie haben ja gerade schon von Ihrem Sohn/Ihrer Tochter erzählt, erzählen Sie mir doch noch mehr von ihm/ihr.</p> <p>(b) Erzählen Sie mir doch bitte etwas vom Leben mit Ihrer Tochter/Ihrem Sohn in ... <i>[Herkunftsland]</i>!</p>		
AUFRECHTERHALTUNGSFRAGEN	INHALTLICHE ASPEKTE	NACHFRAGEN
<ul style="list-style-type: none"> ▸ WAS MEINEN SIE DAMIT? ▸ Können Sie das noch genauer beschreiben? ▸ Wie war das für Sie? ▸ Was passierte dann? ▸ Können Sie dafür Beispiele nennen? 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Diagnosemitteilung ▸ Copingverhalten ▸ Behinderung des Kindes <i>[siehe auch Kurzfragebogen]</i> ▸ Krankenhausaufenthalte ▸ Leben mit Kind mit Behinderung im Herkunftsland ▸ Soziale Netzwerke ▸ Hilfe- und Unterstützungsmaßnahmen ▸ Partnerschaft/Ehe ▸ Familienplanung ▸ Reaktionen des Umfeldes ▸ Situation der Menschen mit Behinderung im Herkunftsland ▸ Ansehen des Kindes und der Familie 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Als man Ihnen gesagt hat, dass Ihr Sohn/Ihre Tochter eine Behinderung hat, wie sind Sie damals mit der Situation umgegangen? <ul style="list-style-type: none"> ▸ Was war in dieser Zeit denn für Sie besonders schwierig? ▸ Und was würden Sie sagen ist gut gelaufen? ▸ Wie war das für Sie mit einem Kind mit Behinderung in ... <i>[Herkunftsland]</i> zu leben? ▸ Wer war denn in dieser Zeit für sie wichtig? Wer hat Ihnen geholfen? ▸ Was hat sich nach der Geburt Ihres Kindes in der Beziehung zu Ihrem Mann verändert? ▸ Wie war das dann, wollten Sie nach der Geburt von ... <i>[Name des Kindes]</i> noch weitere Kinder? ▸ Wie haben die Menschen in ihrer Umgebung, also in ... <i>[Herkunftsland]</i>, darauf reagiert, dass Sie ein Kind mit Behinderung haben?

2. THEMENBLOCK: DIE MIGRATION – ÜBERGANGSZEIT

ERZÄHLAUFFORDERUNG		
Wie kam es denn dazu, dass Sie von ... [<i>Herkunftsland</i>] nach Deutschland gekommen sind?		
AUFRECHTERHALTUNGSFRAGEN	INHALTLICHE ASPEKTE	NACHFRAGEN
<ul style="list-style-type: none"> ▸ WAS MEINEN SIE DAMIT? ▸ Wie war das damals für Sie? ▸ Können Sie mir das noch etwas genauer erzählen / beschreiben? ▸ Wie kam es dazu? ▸ Fällt Ihnen sonst noch etwas ein? ▸ Was passierte dann? ▸ Können Sie dafür Beispiele nennen? 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Migrationsgrund ▸ Warum nach Deutschland? ▸ Anfangszeit in Deutschland ▸ Soziale Netzwerke ▸ Hilfe- und Unterstützungsmaßnahmen 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Wie haben sie die damalige Situation in Ihrem Land erlebt? ▸ Wie war das, als Sie nach Deutschland gekommen sind? ▸ Erzählen Sie doch mal wie Ihre erste Zeit in Deutschland war! <ul style="list-style-type: none"> ▸ Was war für Sie in dieser Zeit denn besonders schwierig? ▸ Und was würden Sie sagen ist gut gelaufen? ▸ Wer war in dieser Zeit denn wichtig für Sie? Wer hat Ihnen geholfen?

3. THEMENBLOCK (A): LEBEN IN DEUTSCHLAND

ERZÄHLAUFFORDERUNG		
Erzählen Sie doch bitte wie Ihr Leben hier in Deutschland weiterging, mit allem was für Sie wichtig ist, bis heute. Sie können sich dazu ruhig viel Zeit lassen.		
AUFRECHTERHALTUNGSFRAGEN	INHALTLICHE ASPEKTE	NACHFRAGEN
<ul style="list-style-type: none"> ▸ WAS MEINEN SIE DAMIT? ▸ Fällt Ihnen sonst noch was ein? ▸ Können Sie das noch genauer beschreiben? ▸ Was passierte dann? ▸ Können Sie dafür Beispiel nennen? 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Aufenthaltsstatus ▸ Integration ▸ Sprache/Familiensprache ▸ Verhältnis zum Herkunftsland <p><i>Wenn Thema Behinderung im Block »Herkunftsland«:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> ▸ Leben mit Kind mit Behinderung in Deutschland ▸ Soziale Netzwerke ▸ Hilfe- und Unterstützungsmaßnahmen <ul style="list-style-type: none"> ▸ Reaktionen des Umfeldes 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Wie ist das so für Sie in Deutschland zu leben? ▸ Was machen Sie so? ▸ Wie ist ihr Kontakt zu ... <i>[Herkunftsland]</i> heute so? ▸ Und zu den Menschen die für Sie in ... <i>[Herkunftsland]</i> wichtig waren? <ul style="list-style-type: none"> ▸ Wie ist es für Sie mit einem Kind mit Behinderung in Deutschland zu leben? <ul style="list-style-type: none"> ▸ Was ist denn für Sie schwierig? ▸ Und was würden Sie sagen läuft gut? ▸ Wer hat Ihnen in Deutschland denn so geholfen? Wer unterstützt Sie? <ul style="list-style-type: none"> ▸ Und welche Erfahrungen haben Sie mit der Behindertenhilfe in Deutschland gemacht? Wer hat Sie da unterstützt? ▸ Und was ist mit anderen Personen in Ihrer Umgebung? Wer hat Ihnen da geholfen? ▸ Welche Erfahrungen haben Sie in Deutschland mit Ärzten und Lehrern gemacht? ▸ Wie reagieren die Menschen in Ihrer Umgebung darauf, dass Sie ein Kind mit Behinderung haben?

3. THEMENBLOCK (B): LEBEN MIT EINEM KIND MIT BEHINDERUNG IN DEUTSCHLAND

Wenn die Tochter/der Sohn in Deutschland geboren wurde.

ERZÄHLAUFFORDERUNG		
<p>(a) Sie haben ja gerade schon von Ihrem Sohn/Ihrer Tochter erzählt, erzählen Sie mir doch noch mehr von ihm/ihr.</p> <p>(b) Können Sie mir etwas von Ihrem Leben mit Ihrer Tochter/Ihrem Sohn erzählen?</p>		
AUFRECHTERHALTUNGSFRAGEN	INHALTLICHE ASPEKTE	NACHFRAGEN
<ul style="list-style-type: none"> ▸ WAS MEINEN SIE DAMIT? ▸ Können Sie das noch genauer beschreiben? ▸ Wie war ... so? ▸ Was passierte dann? ▸ Können Sie dafür Beispiele nennen? 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Diagnosemitteilung ▸ Copingverhalten ▸ Behinderung des Kindes ▸ Krankenhausaufenthalte ▸ Leben mit Kind mit Behinderung in Deutschland ▸ Soziale Netzwerke ▸ Hilfe- und Unterstützungsmaßnahmen ▸ Partnerschaft/Ehe ▸ Familienplanung ▸ Reaktionen des Umfeldes 	<ul style="list-style-type: none"> ▸ Als man Ihnen gesagt hat, dass Ihr Sohn/Ihre Tochter eine Behinderung hat, wie sind Sie damals mit der Situation umgegangen? <ul style="list-style-type: none"> ▸ Was war in dieser Zeit denn für Sie besonders schwierig? ▸ Und was würden Sie sagen ist gut gelaufen? ▸ Wie ist es für Sie mit einem Kind mit Behinderung in Deutschland zu leben? ▸ Wer war denn in dieser Zeit für sie wichtig? Wer hat Ihnen geholfen? <ul style="list-style-type: none"> ▸ Und welche Erfahrungen haben Sie mit der Behindertenhilfe in Deutschland gemacht? Wer hat Sie da unterstützt? ▸ Und was ist mit anderen Personen in Ihrer Umgebung? Wer hat Ihnen da geholfen? ▸ Welche Erfahrungen haben Sie in Deutschland mit Ärzten und Lehrern gemacht? ▸ Was hat sich nach der Geburt Ihres Kindes in der Beziehung zu Ihrem Mann verändert? ▸ Wie war das dann, wollten Sie nach der Geburt von... <i>[Name des Kindes]</i> noch weitere Kinder? ▸ Wie reagieren die Menschen in Ihrer Umgebung darauf, dass Sie ein Kind mit Behinderung haben?

4. THEMENBLOCK: EINSTELLUNGS- UND ERGÄNZUNGSFRAGEN

1. Fällt Ihnen sonst noch etwas ein? Haben wir noch einen Aspekt oder Ereignisse vergessen, die für Sie wichtig waren?
2. Zum Schluss habe ich zusammenfassend noch ein paar Fragen, von denen Sie einige im Laufe des Interviews vielleicht auch schon beantwortet haben
 - Wenn Sie zurückschauen, was war für Sie persönlich wichtig, im Hinblick auf das Leben mit einem Kind mit Behinderung in Deutschland?
[persönliche Ressourcen]
 - Und wo lagen Ihrer Meinung nach Schwierigkeiten?
 - Was sind die für Sie bedeutsamen Unterschiede zwischen der ... *[Herkunftsland]* und der deutschen Kultur?
 - Gab es dadurch für Sie in Deutschland irgendwelche Schwierigkeiten?
 - Und gab es für Sie auch Vorteile?
 - Welche Bedeutung hat die Migration von ... *[Herkunftsland]* nach Deutschland für Ihr Familienleben?
 - Welche Bedeutung hat die Behinderung Ihrer Tochter/Ihres Sohnes für Ihr Familienleben?
 - Woher haben Sie Informationen über Hilfen für Menschen mit Behinderung in Deutschland bekommen?
(z.B. über Therapien; über das Schulsystem, die Möglichkeit einen Behindertenausweis beantragen zu können; etc.) *[Systemkenntnisse]*
 - Manchmal kann man ja heute schon vor der Geburt feststellen, ob ein Kind eine Behinderung hat und sich dann entscheiden, ob man das Kind bekommen möchte. Was ist Ihre Meinung dazu? *[Pränataldiagnostik]*
 - Wenn Sie zurückschauen, welche Unterstützung hätten Sie sich für ihre Familie bzw. ihr Kind gewünscht?
 - Und welche Unterstützung würden Sie sich für ihre Familie bzw. Kind für die Zukunft wünschen?
 - Was würden Sie anderen Familien in Ihrer Situation raten, um hier in Deutschland zu leben? *[Hilfe zur Selbsthilfe]*
 - Wenn Sie sich vorstellen, dass Sie nach ... *[Herkunftsland]* zurückgehen: Wie würden Sie dort die Zukunft Ihres Kindes einschätzen?
3. Und als Abschlussfrage: Welche WÜNSCHE haben Sie persönlich für Ihren weiteren Lebenslauf und den Ihres Kindes?

Haben Sie vielleicht noch Fragen oder fällt Ihnen noch etwas Wichtiges ein, was Sie vielleicht vergessen haben?

Vielen Dank für das Gespräch!

EINVERSTÄNDNISERKLÄRUNG: Um Unterschrift bitten!

II. Kurzfragebogen

1. Befragte Personen: Mutter Alter: _____
 Vater Alter: _____
 Sonstige Personen _____ Alter: _____
2. Herkunftsland: _____ In Deutschland seit: _____
3. Schulabschluss (Wie viele Jahre sind Sie zur Schule gegangen?)
Mutter: _____
Vater: _____
4. Erlerner Beruf: Mutter: _____
Vater: _____
5. Aktuelle berufliche Tätigkeit in Deutschland
Mutter: _____
Vater: _____
6. Sohn/Tochter mit Behinderung: weiblich männlich Alter: _____
7. Geschwister: _____ Schwestern Alter: _____
_____ Brüder Alter: _____
8. Behinderung des Kindes: _____

9. Welche Schule besucht Ihr Sohn/Ihre Tochter? _____
10. In welcher Sprache sprechen Sie zu Hause? _____

11. Aufenthaltsstatus der einzelnen Familienmitglieder: _____

12. Religion: _____
13. Welche Förderhilfen und Therapien haben Sie für Ihre Tochter/Ihren Sohn in Anspruch genommen? _____

III. Das gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT)

Der folgende Überblick der einzelnen Notationen und Konventionen des Transkriptionssystems wurden von KRUSE (2008, 222) übernommen und erfolgte in Anlehnung an das gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT) nach DEPPERMAN (2008).

I. Pausen und verlaufsstrukturelle Notationen:	
(.)	Mikropause (< 1sec)
(1), (2), (3)...	Pausen in Sekundenlänge
=	Verschleifungen, schnelle Anschlüsse, Stottern
–	Wort- oder Satzabbruch
{{gleichzeitig}...}	Gleichzeitige Rede, Überschneidungen über zwei und mehr Zeilen
II. Akzentuierung (Betonungen):	
AkZENT	Primärakzent
Ak!ZENT!	extra starker Akzent
III. Endintonationen (Tonhöhenbewegungen):	
?	hoch steigend
,	mittel steigend/schwebend
;	mittel fallend
.	tief fallend
:	Dehnung
IV. Sonstige Konventionen:	
(lacht), (hustet)	Außersprachliche Handlungen/Ereignisse/Störungen
((lacht) ...),	sprachbegleitende Handlungen
(?meint?)	Vermuteter Wortlaut
(??)	Unverständlicher Redebeitrag
[...]	Auslassungen im Transkript
[mhm, ahja]	Redebeitrag des anderen Kommunikanten an der jeweiligen Stelle innerhalb des Redebeitrags des Kommunikationspartners
mhm, hmhm	Bejahung, Verneinung
(Name, Ort1)	Anonymisierung (s. u.)

IV. Glossar

Abstract: Eine Ankündigung, die eine Vorausschau auf den Inhalt der kommenden Erzählung bietet oder ihre evaluative Bedeutung markiert« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 147).

Agency: Die Analyse der *Agency*, d.h. der Handlungsmöglichkeiten, Handlungsinitiativen und Widerfahrnisse der Erzählpersonen, stellt eine wesentliche Analyseheuristik der Interpretationsarbeiten dar. Agency meint die »kognitive Repräsentation der eigenen Handlungs- und Wirkmächtigkeit« (KRUSE 2008, 138). Nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN ist Agency ein wesentlicher Aspekt der historisch-biographischen Konstitution von narrativer Identität, die sich daraus ergibt, »wie der Erzähler seine Handlungsmöglichkeiten und Handlungsinitiative (>agency<) im Hinblick auf die Ereignisse seines Lebens linguistisch konstruiert« (2004b, 59). Drei Beispiele sollen dies verdeutlichen:

- (1) »... und dann bin ich ins Krankenhaus gekommen und operiert worden.«
– Anonyme Handlungsmacht
- (2) »... und dann haben sie mich ins Krankenhaus eingewiesen und operiert«
– Andere Menschen entscheiden über das eigene Schicksal
- (3) »... und dann bin ich ins Krankenhaus gegangen und habe mich operieren lassen.« – Individualisierte, Ich-bezogene Agency; Handlungsinitiative liegt beim Erzähler (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 59)

Für die vorgenommenen interkulturellen Analysearbeiten ist die Agency u.a. deshalb relevant, da das »Verhältnis von Handlungsspielraum und Widerfahrnis im Leben eines Menschen [...] wesentlich von den jeweiligen historisch-politischen, sozioökonomischen und kulturellen Lebensbedingungen der Erzähler und den objektiven Ereignissen« (ebd., 59) abhängt.

Dialogwiedergabe: Eine *Dialogwiedergabe* ist eine rhetorische Konstruktion und nicht als getreue Reproduktion des Geschehenen anzusehen. Durch sie wird eine ursprüngliche Rede in einen neuen Kontext gesetzt und für eine neue Funktion ge-

nutzt, die die ursprüngliche Rede nicht besaß (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 232).

Differenzierungen und Kontrastierungen: »Differenzierungen und Kontrastierungen können sehr unterschiedliche semantische Bedeutungen und pragmatische Funktionen aufweisen: So können sie der Distanzierung und Abgrenzung dienen, der Ausweisung reflektorischer Kompetenz, der Gegenüberstellung von unterschiedlichen Konzepten, der Reinszenierung von Entscheidungsprozessen, dem Aufbau von Argumenten, der Pointierung, etc. Differenzierungen werden realisiert über die *Gegenüberstellung von Merkmalen, Kompetenzen, Positionen* etc. oder über die Anwendung von ›*Zebratechniken*‹, wie z.B.: ›einerseits – andererseits‹, ›auf der einen Seite, auf der anderen Seite‹, ›zum einen – zum anderen‹, ›erstens – zweitens‹ etc.« (KRUSE 2008, 141).

Diskursivierungsmuster: »Die Analyse von Diskursivierungsmustern trägt u.a. dem Ansatz der *Diskursanalyse* Rechnung und der Tatsache, dass ›subjektive Deutungsmuster‹, ›subjektive Theorien‹ usw. eben auch *soziale Repräsentationen*, also diskursiv geprägte kulturelle Deutungsmuster sind« (KRUSE 2008, 139). Als zwei sehr grundsätzliche und verbreitete Diskursivierungsmuster fallen die *Individualisierung* sowie *Normalisierung* auf. Im Gegensatz zum beschriebenen *normalisierenden Diskursivierungsmuster* wird »im individualisierenden Diskursivierungsmuster [...] der sozialen Norm gefolgt, sein Leben aus der Perspektive eines starken Ich-Bezugs [...] zu rekonstruieren und darzustellen: Die persönliche Biografie wird hierbei über die Einzigartigkeit des Individuums und seiner ganz speziellen Lebensgeschichte als etwas Besonderes konstruiert« (KRUSE 2008, 139).

Drehscheibensätze: Innerhalb von Narrationen können über *Drehscheibensätze* Themenwechsel markiert werden, indem ein Thema durch einen konkludierenden und/oder evaluierenden Satz abgeschlossen wird, der gleichzeitig als Abstract für die darauffolgende Sequenz gelten kann. Solche Drehscheibensätze »zeigen an, wie der Erzähler seinen thematischen Assoziationen nachgeht und über die thematischen Wechsel hinaus Kohärenz herstellt« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 113).

Formen der Selbstnarration: KRAUS (vgl. 2000, 174) unterscheidet drei Formen der Selbstnarration, die *Stabilitätsnarration*, das Individuum bleibt im Wesentlichen durch den Gang der Ereignisse in seiner evaluativen Position unverändert, und im Kontrast dazu die *progressive* und *regressive Narration*, in denen sich die Position des Individuums auf der Evaluationsdimension über die Zeit verändert.

Hyperbel: Der Begriff der *Hyperbel* kommt aus dem Griechischen und bedeutet »Darüber-hinaus-Werfen« (BAER/WERMKE 2002, 409). Die Hyperbel zählt, ebenso wie die Metapher, innerhalb der Rhetorik zu den Tropen und ist ein Stilmittel der Übertreibung. Anstelle einer sachlich adäquaten wird eine erkennbar übertriebene Formulierung gewählt. Die Hyperbel wird nach LUCIUS-HOENE und DEPPEMANN (vgl. 2004b, 221) zur Emphase eingesetzt. Ihre extreme Formulierung hat die Funktion zu verdeutlichen, wie extrem der mit ihr bezeichnete Sachverhalt ist.

In-vivo-Kodes: Als *In-vivo-Kodes* bezeichnen GLASER und STRAUSS (vgl. 1996, 50) als Vertreter der *Grounded Theory* im Datenmaterial vorzufindende Begriffe oder Äußerungen, die so treffend und prägnant sind, dass sie im Rahmen der Kategorienbildung selbst eine Kategorie darstellen bzw. bezeichnen.

Lachen: Erzähler *lachen* häufig, wenn sie eine Unterscheidung zwischen ihrem früheren – ernsthaft betroffenen – und ihrem heutigen – lachenden – Ich vornehmen (vgl. BREDEL 1999, 92 ff.). So kann der Sprecher »mit Lachen [...] demonstrieren, dass er einen Verarbeitungs- und Reifungsprozess durchlaufen hat, durch den er zu einer souveränen Akzeptanz und Meisterung seiner Biografie gefunden hat« (LUCIUS-HOENE/DEPPEMANN 2004b, 244).

Metaphern: *Metaphern* gehören innerhalb der Rhetorik zu den Tropen, die die Ersetzung eines Ausdrucks durch einen anderen bezeichnen, der einem anderen Bedeutungsfeld zugehörig ist (vgl. GÖTTERT/JUNGEN 2004, 145). Der Begriff der Metapher kommt von dem griechischen *metaphora* und bedeutet *Übertragung, bildlicher Ausdruck*. Durch sie kann ein Sachverhalt im Lichte eines anderen Sachverhaltes betrachtet werden, mit dem Ziel, diesen verstehbar zu machen (vgl. LAKOFF/JOHNSON 2008, 47). Die *Metaphernanalyse* als sozialwissenschaftliche Methode wurde maßgeblich von LAKOFF und JOHNSON entwickelt, nach denen »unser alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, [...] im Kern

und grundsätzlich metaphorisch« (2008, 11) ist. Metaphern sind nicht zufällig, sondern bilden kohärente Systeme, nach denen wir unsere Erfahrungen konzeptualisieren (vgl. LAKOFF/JOHNSON 2008, 53). Als Funktion von Metaphern beschreiben LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN »Anschaulichkeit, Prägnanz und Evidenz« (2004b, 221).

Metonymie: *Metonymie* kommt aus dem Griechischen und bedeutet »Namensvertauschung« (BAER/WERMKE 2002, 630). Bei der Metonymie, die innerhalb der Rhetorik ebenfalls zu den Tropen zählt, »wird ein Ausdruck für Sachverhalte benutzt, die zu denjenigen, die mit dem Ausdruck üblicherweise bezeichnet werden, in sachlichem (assoziativem, funktionalem, kausalem etc.) Zusammenhang stehen« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 220). Sie hat nach LAKOFF und JOHNSON (vgl. 2008, 47) die Aufgabe etwas verstehbar zu machen und nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN (vgl. 2004b, 221) die Funktion von Anschaulichkeit, Prägnanz und Evidenz.

Modus der Raffung und Verdichtung: Im autobiographischen Erzählen werden durch einen Raffungscharakter häufig »die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen« (SCHÜTZE 1983, 286).

Positionierungen (Selbst- und Fremdpositionierungen): Mittels *Positionierungen* (Selbst- und Fremdpositionierungen) kann eine Erzählperson Identität markieren, indem sie selbstbezügliche Aussagen trifft, d.h. wie die Person sich selbst sieht bzw. wie sie von anderen gesehen werden möchte. Die Analyse solcher Positionierungen sowie der reflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Person innerhalb einer Sprachhandlung ergibt daher einen besonders fruchtbaren Zugang zur narrativen Identität der Erzählperson (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004b, 63). Solche Selbstausagen lassen sich in vielfältiger Form, z.B. als persönliche Merkmale, soziale Identitäten oder Rollen, Zuschreibungen zu bestimmten Gruppen, moralische Attribute und Ansprüche eines Sprechers etc., erkennen (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2004a, 171; 2004b, 199). Jeder Positionierungsakt hat gleichzeitig immer auch eine Komponente in Bezug auf den anderen, d.h., jede Selbstpositionierung steht

in Zusammenhang mit einer Fremdpositionierung (vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 196).

Re-inszenierende Perspektive: Eine *re-inszenierende Perspektive* deutet nach LUCIUS-HOENE und DEPPERMAN (vgl. 2004b, 117 ff./146 ff.) zumeist auf eine zentrale biographische Schlüsselerfahrung hin.

Szenisch-episodische Erzählung: Hauptmerkmal einer *szenisch-episodischen Erzählung* ist »die Herstellung einer Szene mit einer dramatisierenden Form der Darstellung aus der Perspektive des damaligen Handelns und Erlebens« (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2004b, 146). Die Narration zielt auf einen Höhepunkt ab, der die Erzählwürdigkeit begründet. Sie bindet die Zuhörer mehr als andere Erzählmuster in einen Erzählraum ein und vermittelt als expressive Sprachform die emotionale Beteiligung der Erzählperson (vgl. ebd., 146).